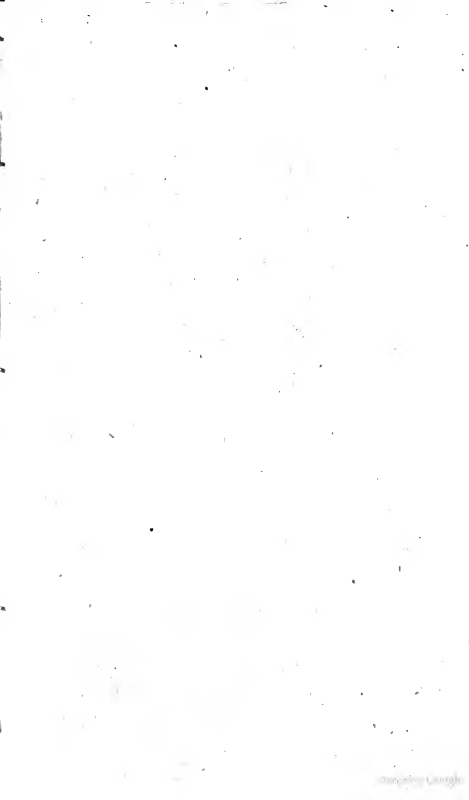


3656



Palat XX.XI
g





Die
allgemeine
Menschen = Geschichte
für die
studirende Jugend

von
Georg Friedrich Wiedemann.

Fünfter Band.

Die neuere Geschichte.

Erster Band.

Achte, vermehrte Auflage.

München, 1842.

**Verlag der J. J. Lentner'schen Buchhandlung.
(W. K. d.)**

584/21

Die
allgemeine
Menschen = Geschichte
neuerer Zeiten

für die
studirende Jugend

VON

Georg Friedrich Wiedemann.

In zwei Bänden.

Erster Band.

Achte Auflage.

München, 1842.

Verlag der J. J. Lentner'schen Buchhandlung.
(W. Kie.)

121458

Inhalt

des

ersten Bandes der neuern Geschichte.

Der neuern Geschichte erste Abtheilung,
von 1492 bis 1648.

	Seite
I. Entdeckung Amerika's und des Seewegs nach Ostindien	1
1. Bisherige Handelswege aus Indien. Entdeckung des Vorgebirgs der guten Hoffnung	2
2. Christoph Colombo	4
3. Colombo's erste Entdeckungsfahrt. Entdeckung Amerika's	13
4. Colombo's zweyte Entdeckungsfahrt	21
5. Colombo's dritte Entdeckungsfahrt	27
6. Colombo's vierte Entdeckungsfahrt	31
7. Colombo's Tod. Amerigo Vespucci	34
8. Entdeckung des Seewegs nach Ostindien	36
9. Nächste Unternehmungen der Europäer in Ost- und West-Indien	39
10. Entdeckung der Südsee und der Magellan'schen Meerenge. Erste Reise um die Erde	44
11. Eroberung von Mexico	49
12. Eroberung von Peru	60

	Seite
13. Einrichtung der Regierung im spanischen Amerika	69
14. Folgen der neuen Entdeckungen	74
II. Deutschland	76
1. Kaiser Maximilian I.	76
2. Kaiser Carl V.	86
3. Anfang der Reformation durch Martin Luther	91
4. Disputation zu Leipzig. Luther im Kirchenbanne und in der Reichsacht	103
5. Erster und zweyter Krieg mit Frankreich	119
6. Luthers weitere Unternehmungen. Bauernaufrühr. Wiedertäufer. Fortgang der Reformation	126
7. Der Abendmahlsstreit. Der Torgauerbund	135
8. Reichstag zu Augsburg 1530. Augsburger Con- fession und Apologie derselben	140
9. Ferdinand römischer König. Schmalkaldischer Bund. Türkenkrieg	148
10. Streit wegen Württemberg. Die Wiedertäufer in Münster	150
11. Carl in Tunis. Dritter Krieg mit Frankreich	153
12. Erweiterung und Verlängerung des schmalkaldischen Bundes. Schmalkaldische Artikel. Heiliger Bund. Reichstag zu Regensburg	156
13. Carls Zug gegen Algier. Vierter Krieg mit Frank- reich	161
14. Einführung der Reformation im Herzogthum Braun- schweig	164
15. Öffnung des Conciliums von Trient. Luther's Tod. Weigerung der Protestanten, auf dem Conci- lium zu erscheinen	166
16. Der schmalkaldische Krieg	173
17. Reichstag zu Augsburg 1547. Das kaiserliche In- terim. Fortsetzung des Conciliums von Trient	186

18. Krieg des Churfürsten Moriz von Sachsen gegen den Kaiser. Passauer Vertrag	189
19. Fünfter Krieg mit Frankreich. Markgraf Albrecht von Brandenburg-Culmbach. Convent der Protestanten zu Naumburg	194
20. Reichstag zu Augsburg 1555, Religionsfriede	197
21. Karls Abdankung und Tod	199
22. Stiftung der Gesellschaft Jesu	208
23. Kaiser Ferdinand I. Schluß des Conciliums von Trient	207
24. Kaiser Maximilian II.	217
25. Kaiser Rudolph II. Protestantische Union, katholische Liga	221
26. Kaiser Mathias	228
27. Empörung der Protestanten in Böhmen. Anfang des dreißigjährigen Krieges	235
28. Kaiser Ferdinand II.	238
29. Churfürst Friedrich V. von der Pfalz, König von Böhmen	243
30. Schlacht auf dem weißen Berge bey Prag	248
31. Bestrafung der Empörer. Achtserklärung gegen Friedrich V.	255
32. Fortsetzung des dreißigjährigen Krieges. Herzog Maximilian von Bayern, Churfürst	259
33. Wallenstein Generalissimus des Kaisers	262
34. Restitutions-Edict. Wallensteins Abdankung	267
35. Gustav Adolph von Schweden in Deutschland	271
36. Magdeburgs Zerstörung	273
37. Schlacht bey Leipzig	279
38. Gustav Adolph in Bayern	286
39. Wallenstein wiederholt Generalissimus des Kaisers	290
40. Schlacht bey Lützen. Gustav Adolphs Tod	298

	Seite
41. Wankenstein's Ermordung	296
42. Schlacht bey Nördlingen. Frankreich für Schweden. Tod Ferdinands II.	299
43. Fortsetzung des dreissigjährigen Kriegs unter Kaiser Ferdinand III.	305
44. Der westphälische Friede	310
III. Die Schweiz	316
1. Vergrößerung der Eidgenossenschaft. Trennung vom deutschen Reiche. Allianz mit Frankreich	318
2. Reformation. Zwingli in Zürich	318
3. Reformation in Genf. Johann Calvin	331
4. Anerkennung der Unabhängigkeit des Schweizer- bundes	339

Die allgemeine
Menschen-Geschichte
neuerer Zeiten.

Erste Abtheilung.

Von der Entdeckung Amerika's 1492 bis zum westphälischen Frieden 1648.

I.

Entdeckung Amerika's und des Seewegs nach Ostindien.

Wenn gleich keine einzelne, allgemein Epoche machende Begebenheit die Grenzcheidung zwischen der mittlern und neuern Geschichte macht: so ward doch durch einen Zusammenfluß mehrerer großer Begebenheiten eine solche Veränderung vorbereitet, daß jene Abtheilung hinreichend dadurch gerechtfertiget wird. Unter diese Begebenheiten gehören — nebst der Eroberung Constantinopels durch die Türken und der Erfindung der Buchdruckerkunst gegen Ende des Mittelalters — vorzugsweise die Entdeckung Amerika's und des Seewegs nach Ostindien, die Stiftung des ewigen Landfriedens in Deutschland, und die Religions-Reformationen durch Luther, Zwingli, Calvin und Andere. Mit der Erzählung neuerer Geschichte I. Bd.

zählung der erstern dieser Begebenheiten wollen wir die neuere Geschichte beginnen.

1.

Bisherige Handelswege aus Indien. Entdeckung des Vorgebirgs der guten Hoffnung.

I. Schon im Alterthume war Indien das begierig gesuchte Land der Schätze und Specereien. Aegypter, Phönicier, Babylonier, Perser, Griechen und Römer standen mit demselben in unmittelbarem oder mittelbarem Handelsverkehr, der theils auf See-, theils auf Landwegen getrieben wurde. Im Mittelalter legten zwar die Eroberungen der Araber und anderer mohammedanischer Völker diesem Handel Hindernisse in den Weg; aber Europa entbehrte darum der indischen Waaren nicht, und Constantinopel wurde ein vorzüglicher Stapelplatz für dieselben. Sie kamen den Indus herauf, so weit dieser Fluß schiffbar ist, gingen von da zu Lande bis an den Drus, und von diesem in das caspische Meer hinab in die Wolga, wurden dann wieder zu Lande in den Tanais getragen, und kamen so in's schwarze Meer, von wo sie auf constantinopolitanischen Schiffen abgeholt wurden. Gewiß ein sehr sonderbarer und sehr langweiliger Weg! — Ein anderer, auf welchem die Mohammedaner diesen Handel trieben, war der, daß man die Waaren aus Indien zu Schiffe in den persischen Meerbusen, dann den Euphrat und Tigris herauf bis nach Bagdad, dann auf Kameelen durch die Wüste von Palmyra nach Aleppo, Tripoli und andern Handelsplätzen des mittelländischen Meeres brachte. Von da verführten sie Venetianer, Genueser und Visaner nach Europa. Aber bei der Unsicherheit und Langsamkeit des Carawanen-Handels ließ auch dieser beschwerliche Weg noch einen bessern zu wünschen übrig.

Als nun die Genueser durch die Unterstützung, welche sie dem Kaiser Michael Paläologus leisteten, Herren des

Handels von Constantinopel und im schwarzen Meere wurden, und die Venetianer verdrängten, besuchten letztere jetzt wieder häufiger den vorzüglichsten unter den alten Stapelplätzen des indischen Handels, nämlich Alexandria, wohin die Waaren fast gänzlich zur See gelangen konnten, indem die Schiffe aus dem indischen Ocean in den arabischen Meerbusen gingen, und nur die kurze Landstrecke zwischen der ägyptischen Küste und dem Nil zurückzulegen war. Aber die starken Auflagen, welche die mameluckischen Sultane auf die Waaren legten, machten diese sehr theuer. Welche außerordentliche Vortheile mußte es daher gewähren, wenn es einer europäischen Nation möglich werden sollte, einen Weg zur See in ununterbrochener Fahrt nach Indien hin aufzufinden, und aller Zwischenvölker zu entbehren?

II. Mit der Hoffnung, dieses Ziel zu erreichen, schmeichelte sich besonders König Johann II. von Portugal. Daher, als der von ihm auf Entdeckung ausgesendete Bartholomäus Diaz ihm die Nachricht von der Auffindung der Südspitze Afrika's (1486) brachte, und besetzte, er habe sie das stürmische Vorgebirge genannt; entgegnete ihm Johann mit den Worten: »Nicht so, sondern das Vorgebirge der guten Hoffnung soll sie heißen; denn nun zweifle ich nicht länger, daß der Weg nach Indien gefunden ist!«^{*)}

*) Die Geschichte der Entdeckung dieses Vorgebirgs ist, nach einer alten portugiesischen Erzählung, kurz folgende:

Die Küsten von Benin und Congo waren bereits 1484 entdeckt worden; Diego d'Azumbuja, Joam Alfonso d'Alveiro und Diego Cam (begleitet von dem Nürnbergischen Cosmographen Martin Behaim) hatten sich auf den letzten Entdeckungsreisen berühmt gemacht, und auf ihren Schiffen Eingeborne jener Länder nach Portugal geführt, welche das Christenthum willig annahmen, und die Vermuthung, es gebe im mittlern Afrika einen mächtigen christlichen Fürsten, auf's neue belebten. Diesen, unter dem Namen des Priesters Johannes längst gerühmten König, dessen Reich sich von Aegypten durch Aethiopien

2.

Christoph Colombo.

I. Noch vor dieser Entdeckung des Vorgebirgs der guten Hoffnung war in der Seele eines Seefahrers der

weit nach Süden hinab erstrecken sollte, aufzusuchen, das Heil des christlichen Glaubens und den Ruhm von Portugals Macht allgemeiner zu verbreiten, zugleich aber auch den Seeweg nach Indien zu finden, rüstete König Johann II. zwei bewaffnete Schiffe, jedes von etwa 50 Tonnen, und eine mit Proviant beladene Pinasse aus. Den Oberbefehl über diese Expedition gab er einem seiner Hofcavaliers, Bartholomä Diaz, der auch die letzten Entdeckungskreisen mitgemacht hatte. Joam Infante commandirte das zweyte, und Pero Diaz, Bartholomäus Bruder, das Proviantschiff, beyde, so wie sämmtliche Officiere, in ihrem Gewerbe wohl erfahren.

Gegen Ende des August 1486 segelten diese Schiffe von Portugal ab. Da die Küste vom Cap Catharina bis zum Cap Padram schon von Cam bereiset war, so steuerte Diaz geraden Weges auf den Fluß Congo zu, und verfolgte erst von dort an den Lauf der Küste, bis er die Angra da Salto erreichte, von wo Cam zwey Neger mitgenommen hatte. Diese beyden waren vom Könige unserm Diaz wieder mitgegeben, daß er sie in ihr Vaterland zurückbringe, und beyde waren vorher wohl unterrichtet von dem, was sie bey ihren Landsleuten thun und sprechen sollten. Ebendasselbst nahm Diaz vier Negerinnen ein, welche er im Verfolg der Reise hier und dort an die Küste wieder setzte. Denth der König hatte befohlen, diese Leute wohl gekleidet und mit Proben von Silber, Gold und Specereyen wieder an's Land zu setzen, damit sie den Völkern möchten Kunde geben von der Größe seines Reichs und von den Gütern, die es enthielte, und wie an dieser ganzen Küste seine Schiffe hin und her fähren, und wie er befohlen habe, Indien zu entdecken, vor allem aber einen Fürsten aufzusuchen, der sich Priester Johannes nenne, und von welchem man sage, daß er in diesem Lande wohne — alles, damit dieses Gerücht dem Priester zu Ohren käme, und man erfähre, in welcher Gegend er sich aufhalte. Fene Negerinnen nun waren zu diesem Zweck unterrichtet, und es war ihnen verheißen, daß die Schiffe zurückkehren und sie nach Portugal führen sollten. Inzwischen sollten sie landeinwärts

Gedanke aufgestiegen, durch den atlantischen Ocean einen neuen Weg nach Indien zu suchen. Dieser Seefahrer war

gehen, den Eingebornen diese Dinge bekannt machen, und so gut sie könnten, Alles erkunden, was ihnen befohlen war.

Auf der weitem Reise wurden in großen Zwischenräumen an den bemerkbarsten Plätzen der Küste Maalzeichen errichtet, und das erste, genannt Sant-Jago, steht an dem Ort, den man nachher mit dem Namen Serra Parba besetzt hat, unterm 24. Grad (südlicher Breite) und 120 Leguas jenseits des letzten Besuchs von Diego Cam. Die Bayen, Vorgebirge und Landsgenden aber, die man entdeckte, benannte man entweder nach dem Tage, an welchem man bey ihnen anlangte, oder nach merkwürdigen Begebenheiten. So wurde die heutige Angra das Voltas deßhalb also genannt, weil Diaz dort so häufige Wendungen des Schiffes machen mußte. Er hielt sich nämlich dort fünf Tage auf, gegen einen Wind, der ihm nicht verstattete, seinen Lauf längs der Küste fortzusetzen. Diese Bay aber liegt unter 29° S. B. — Jetzt verließ Diaz die Küste, wandte sich in südwestlichem Curs nach dem hohen Meer, und lief 13 Tage bey demselben Winde vor den Unterseglern des großen Mastes. Da die Schiffe nur klein und die Wellen ungleich ungestümer waren, als an der Küste von Guinea, ja selbst wüthender, als in der spanischen See zur Zeit des heftigsten Sturms, so hielten sich alle schon für verloren. Als sich aber der Sturm legte, der diese Wuth des Meeres erregt hatte, wandten die Schiffer ihren Lauf, um in östlichem Curs das Land wieder zu finden, in der Voraussetzung, die Küste laufe auch hier (zwischen dem 36° und 40° S. B.) von Norden nach Süden, wie sie dieselbe bisher gefunden hatten. Nachdem sie indeß mehrere Tage gefegelt waren, ohne auf die Küste zu stoßen, nahmen sie endlich ihren Curs nach Norden, und gelangten so an eine Bay, die sie wegen des vielen Rindviehes, welches sie, von Hirten getrieben am Lande erblickten, die Kuhhirten-Bay, Angra dos Vasqueiros, nannten. Ehe sie noch mit diesen Menschen zu einer Unterredung kommen konnten, wendeten diese, erschreckt von solcher neuen Erscheinung, den Rücken, und flohen landeinwärts, so daß die Uebrigen von ihnen nichts mehr erfahren konnten, als was sie aus großer Entfernung bemerkten, nämlich, daß sie Neger waren und gekräuseltes Haar hatten, wie die von Guinea.

Im weitem Fortsegeln längs der Küste in dem neuen (östlichen) Curs, über welchen die Befehlshaber nicht wenig erfreut

Christoph Colombo, der Sohn eines Wollkämmers von Genua. Er war 1446 oder 1447 zu Colognetto geboren.

waren, stießen sie endlich auf eine Insel, welche unter $33\frac{3}{4}$ Gr. Breite liegt. Hier errichteten sie das Zeichen des heiligen Kreuzes, welches der Insel den Namen gegeben hat (Santa Cruz in der Algoabay).

Das Schiffsvolk war aber durch das stürmische Wetter, das man überstanden hatte, ermattet und gar furchtsam geworden, und alle sangen hier aus Einer Stimme an zu murren, und fordereten, daß man nicht weiter gehe. Die Lebensmittel seyen bey nahe verzehrt, sagten sie; und wenn man auch in diesem Augenblick noch umkehrt, das zurückgelassene Proviantschiff aufzufuchen, das, ohne hinlängliche Bemannung, gewiß schon längst ihrer Rückkehr harre (es war nämlich an der Westküste zwischen Serra Parada und Angra das Vostas zurückgeblieben); so sey schon zu fürchten, daß sie alle Hungers sterben könnten, ehe sie es erreichten, wieviel mehr noch, wenn man immer vorwärts dringe und sich noch weiter von dieser Hülfe entferne. Es sey genug, in Einer Reise eine so große Küstenstrecke entdeckt zu haben, und die wichtigste Entdeckung, die man von dieser Unternehmung habe erwarten können, sey in der That bereits gemacht, indem die ganze Küste hier östlich laufe, und es am Tage liege, daß hinter ihnen ein großes Vorgebirge befindlich seyn müsse, welches aufzufuchen und also den Rückweg anzutreten, offenbar der beste Rath sey.

Bartholomäus Diaz, um den Beschwerden so vieler Menschen zu willfahren, ging mit den Hauptleuten, Officieren und vornehmsten Matrosen an's Land, und ließ sie hier einen Eid schwören, daß sie nach ihrer wahrsten Ueberzeugung erklären wollten, was ihnen für den Dienst des Königs jezt am nothwendigsten zu thun scheine. Alle nun blieben einstimmig dabey, man müsse umkehren, und machten auf's neue die obenerwähnten und mehrere andere Gründe von ähnlicher Wichtigkeit geltend. Sodann befahl er, von diesem ihren Bedünken eine schriftliche Aete aufzulegen, welche alle unterzeichnen sollten. Da er indessen für sich, fügte er hinzu, den eifrigen Wunsch hege, weiter vorzudringen; und überhaupt nur zu thun, was ihm die Verpflichtung in seinem Posten und der Befehl des Königs gebiete: so fordere er vor allem, daß sie, bevor der Entschluß, bey welchem sie beharren, unterzeichnet würde, einwilligen möchten, noch zwey oder drey Tage weiter die Küste zu verfolgen, und

In seiner Jugend hatte er Lesen, Schreiben und die Anfangsgründe des Rechnens gelernt, und seine frühere Zeit verstrich unter Wollkämmen mit seinem Bruder Bartho-

wenn sie dann nichts sänden, was sie verpflichten möchte, ihre Reise fortzusetzen, dann sey auch er bereit, den Rückzug anzutreten. Hierin willigten Alle.

Als aber die Tage verfloßen waren, die er gefordert hatte, war nichts damit erreicht, als die Entdeckung eines Flusses der 25 Leguas jenseits der Kreuzes-Insel, auf der Höhe von 82 $\frac{1}{2}$ Graden liegt. Und weil Joam Zupante der erste war, welcher hier an's Land ging, so erhielt der Fluß den Namen Rio Zupante. Hier kehrten sie um, weil das Schiffsvolk auf's neue seine Klagen erhob. Als sie wieder bey der Insel des heiligen Kreuzes anlangten, und noch einmal da landeten, trennte sich Diaz von dem hier errichteten Maalzeichen mit so viel Schmerz und Rührung, als ob er einen geliebten Sohn verließ. Er erwog, mit wie viel Gefahr für seine Person und für al' dieses Volk er von so fernem Vaterlande um so geringen Erfolges willen hieher gekommen, indem Gott ihm nicht verstattet, den Hauptzweck seiner Sendung zu erreichen.

Nachdem sie von dort wieder abgereiset und mehrere Tage gefegelt waren, ward ihnen endlich der Anblick jenes großen, merkwürdigen, so viele Jahrhunderte lang unentdeckt gebliebenen Vorgebirges zu Theil, das gleichsam nun erst da zu sehn anfangt; denn nicht es selbst allein war entdeckt, sondern mit ihm öffnete sich den Völkern eine andere, neue Welt von Ländern. Diaz und seine Gefährten nannten dieses Vorgebirge wegen der vielen Gefahren und Mühseligkeiten, die sie bey dessen Umsegelung zu überstehen gehabt hatten, das stürmische, Cabo tormentoso.

Nachdem Diaz alles angemerkt hatte, was für die Schifffahrt von Portugal von Wichtigkeit war, ließ er ein Maalzeichen am Lande errichten, indessen der heftige Sturm ihm nicht verstattete, sich länger hier aufzuhalten oder vor Anker zu gehen. Vielmehr setzte er seinen Lauf längs der Küste fort, um das zurückgelassene Proviantschiff wieder aufzufuchen; und als sie es gefunden (es waren gerade neun Monate, seitdem sie es verlassen hatten), segelten sie nach Portugal zurück, wo selbst sie im December 1487, nach einer Abwesenheit von 16 Monaten und 17 Tagen, anlangten.

Iomäus. Doch sagte schon damals ein edler Genueser:
 „Dieser Wollkammer wird einst so groß und ausgezeichnet
 werden, daß er die berühmtesten europäischen Familien
 nicht verunzieren würde.“ Im vierzehnten Jahre ging
 Colombo zur See, und blieb bis an seinen Tod See-
 mann. Von seinen ersten Reisen haben wir keine Kunde;
 doch läßt sich aus seinen hinterlassenen Briefen schließen,
 daß er damals alle Theile des mittelländischen Meeres
 durchschiffte. Im Jahre 1472 ging er nach Savona,
 wohin sein Vater Dominico zwey Jahre früher seine
 Wohnung und sein Wollenwerk verlegt hatte. Im näch-
 sten Jahre ward er Capitän eines Kriegsschiffes René's
 von Anjou, Herrn der Provence und (Titular-) Königs
 von Neapel, welcher ihm nach Tunis zu gehen befohl,
 um dort eine feindliche Galeere zu nehmen; und um
 1475 befehligte er ein Geschwader Genueser-Schiffe
 und Galeeren. Als aber 1476 in Genna bürgerliche
 Unruhen entstanden, zog er nach Lissabon, wo sein Brä-
 der Bartholomäus als ein geschickter Cosmograph Schiff-
 karten für Reisende verfertigte. Hier blieb Colombo nicht
 lange müßig, sondern unternahm sofort eine sehr schwierige
 Fahrt, auf welcher er im Februar 1477 bis 73° N. B.,
 oder wie er sich ausdrückt, hundert Meilen über das Thule
 des Ptolemäus gelangte, welches damals Friesland hieß,
 jetzt aber Island. Da er nun weiter bemerkte, daß das
 Land, welches er erreichte, „nicht in die Linie fällt, welche
 den Westen des Ptolemäus umfaßt, sondern weit west-
 licher liegt;“ so meinen Manche, er habe die Küste von
 Grönland erreicht, und so sich in der neuen Welt befunden,
 ohne es gewahr zu werden. Er unternahm noch etliche
 Reisen, besonders nach Guinea, nach Spanien, nach Eng-
 land und den Inseln, welche Spanien und Portugal im
 westlichen Ocean besaßen. Diese Reisen waren unstreitig
 eine wahre Schule für ihn. Er zeichnete sich alles auf,
 was er sah, verglich es mit Reise- und Erdbeschrei-
 bungen und mit den gangbaren Ansichten, zeichnete Karten

und machte Weltkugeln. Zugleich erwarb er sich auch die damaligen Kenntnisse in der Stern- und Messkunde, studirte Geschichte, Philosophie und religiöse Gegenstände. Auch war seine Heirath mit Donna Filippa, der Enkelinn eines Herrn aus dem Gefolge Don Juan's, Infanten von Portugal, für ihn sehr vortheilhaft: er galt dadurch fast für einen Bürger von Lissabon, kam mit edlen Geschlechtern in Verbindung, und gerieth über die Papiere des Ahns seiner Gemahlinn, aus denen er seine Erd- und Schiffahrtskunde bereicherte.

II. Da ward der Gedanke in ihm immer lebendiger, sich auf das Weltmeer zu begeben, um neue Länder ausfindig zu machen, oder durch Weltumseglung auf die westliche Küste Indiens zu gelangen. Dieser Gedanke war den Genuesern überhaupt nicht neu, da von ihnen die canarischen Inseln und die Vorgebirge der grünen Inseln entdeckt worden. Zu diesen Vorbildern kamen noch die Beweise seines sehr unterrichteten Bruders Bartholomäus. Auch befragte er sich bey dem Florentiner Physiker Paolo Toscanelli. Davon war er überzeugt, daß die Erde eine Kugel von sphärischer Gestalt sey; und da er mit den Werken der besten Erdkundigen und den Reisebeschreibungen früherer Zeit bekannt war, und wußte, wie viel Grade von China bis zum grönländischen Meridian sind: so ward ihm auch nicht schwer, zu berechnen, wie viel Grade, und sogar wie viel Meilen noch zurückzulegen blieben. Was aber die Entdeckung neuer Länder auf einer unbekannten Halbkugel betrifft, so waren gewissermassen seine vorhergegangenen Reisen eine Einleitung zu dieser Hoffnung. Auch erfuhr er von dem Gemahl der Schwester seiner Frau, Pedro Correa, und von andern Schiffen, daß, wenn starke Westwinde vorwalten, die Meereswellen in Europa unbekannte Erzeugnisse und Gegenstände an die Küsten der Azoren, von Madeira und Porto Santo warfen, als: Fichten von einer ganz verschiedenen Gattung,

Rohre von außerordentlicher Größe, und, was noch mehr seinem Zwecke zusagte, äußerst kunstreiche, jedoch, wie deutlich war, ohne eiserne Werkzeuge ausgeschnitzte Stückchen Holzes. Aufmerksame Betrachtung mußte Colombo zu den Schlüssen führen: daß, da von Westen starke Winde wehen, in dieser Richtung Land seyn müsse; daß, da diese Winde Bäume und Rohre unbekannter Art nach Madeira brächten, das Land, wo sie erzeugt wurden, nicht allzuferne seyn könne; und daß, da außer diesen auch noch andere Erzeugnisse gefunden wurden, die offenbar Menschenwerk wären, das Land im Westen bewohnt seyn müsse.

III. Nachdem Colombo den Entschluß gefaßt hatte, sein Vorhaben auszuführen, war sein Nächstes, ein Volk aufzufinden, welches ihm Schiffe, Mannschaft und annehmsliche Bedingungen gewährte. Sein erster Blick war hierin auf sein Vaterland Genua gerichtet. Er ging also dahin, und legte seinen Plan dem Rathe vor; aber der Freystaat war nicht geneigt, auf die Ideen „eines Steuermannes, der Königreiche verhiess,“ einzugehen. Nun beschloß er, die Venetianer anzugehen, und nachdem er auch hier abgewiesen worden, wendete er sich an Frankreich, hierauf an England, und endlich an den Monarchen von Portugal. Dieser versprach, Colombo's Anträge aufmerksam zu überlegen, rüstete aber unterdessen, auf den Rath eines gewissen Doctors Calsadiglia, in aller Eile heimlich ein kleines Fahrzeug aus, und ließ es in der von Colombo angegebenen Richtung absegeln. Allein, die Abgesandten kamen, nachdem sie mehrere Tage herumgekreuzt waren, wieder zurück und erklärten das Vorhaben des Genuesen für lächerlich und unmöglich. Sobald Colombo dieses erfuhr, entrüstete er sich so gegen die Portugiesen, daß er am Ende des Jahres 1484 mit seinem ältern Sohne Diego (seine Gemahlinn war indessen in Lissabon gestorben) Portugal heimlich verließ und nach Spanien ging. Zu

Palos angelangt, vertraute er diesen seinen Sohn den Mönchen des nahen Klosters Rabida, und begab sich sodann nach Cordova, wo Ferdinand von Aragonien und Isabella von Castilien Hof hielten. Bald gewann er die Bekanntschaft und Achtung des päpstlichen Nuncius Geraldini und des Schatzmeisters Santangel. Unter dem Schutze dieser beyden Männer knüpfte er seine Unterhandlung mit den katholischen Monarchen an. Aber Unwissenheit und Mißtrauen verzögerten den Bescheid, und endlich schlugen der Tod des Nuncius, der Widerstand der spanischen Minister und der Krieg mit den Mauren Colombo's Hoffnungen ganz darnieder. Da er jedoch von den Königen von Frankreich und England brieflich ersucht wurde, seine Ansichten nochmal mitzutheilen, und da er nach dem undankbaren Lissabon nicht mehr zurückkehren mochte: so beschloß er, nach Frankreich zu reisen, und seinen Bruder Bartholomäus nach London zu senden. Letzterer schiffte sich auch wirklich ein, ward aber von Seeräubern überfallen und völlig ausgeplündert, und mußte daher lange in Armuth und Dürftigkeit durch Fertigung von Schiffskarten ein klägliches Leben fristen, bis er sich endlich wieder in etwas erholt, und dem Könige Heinrich VII. eine Weltkarte, mit der Unterschrift: „London den 13. Febr. 1488“ überreichte. Bald machte er sich bey dem englischen Monarchen beliebt; aber erst nach fünf Jahren erhielt er von diesem den Auftrag, seinen Bruder nach London kommen zu lassen. Allein zu spät; denn schon hatte die neue Welt die spanischen Schiffe mit ihrem ligurischen Führer begrüßt.

IV. Colombo hatte es nämlich nicht über sich gewinnen können, Spanien sogleich zu verlassen; und erst als alle Aussicht, mit dem spanischen Hofe zu einem Schluß zu kommen, verschwunden war, hatte er sich nach dem Kloster Rabida zurück begeben, um seinen Sohn Diego abzuholen und nach Frankreich zu gehen.

Aber der Prior des Klosters, Peter Juan Perez de Marcena, ein höchst würdiger Geistlicher und ehemals Isabella's Beichtvater, konnte den Gedanken nicht ertragen, daß dieses hohe Unternehmen Spanien entgehen sollte. Er vermochte also Colombo zu bleiben, und begab sich nach Granada, wo er der Königin in einer Unterredung die großen Vortheile für Staat und Kirche erklärte, wenn das neue Land entdeckt würde. Isabella, eine Fürstin von männlichem Verstande, fühlte die Kraft von Marcena's Aufforderung, ersuchte ihn, Colombo wieder an den Hof zurückzubringen, und berief einen Staatsrath zur wiederholten Verathung über den Antrag des kühnen Seemanns. Als sich hier Colombo auf die Frage: wie viel wohl die Zurüstung kosten, und von welcher Ausdehnung sie seyn möchte? dahin erklärte, daß ungefähr 3000 Kronen und zwey Schiffe hinreichen würden: erbot sich der Schatzmeister Santangel den ganzen Aufwand der Ausrüstung selbst zu bestreiten. Aber die Königin, durch die erst kurz vorher geschehene Eroberung von Granada für neue Gegenstände des Ruhmes nur noch empfänglicher geworden, wollte nicht, daß jemand Anderer, als sie selbst, den Ruhm eines solchen Unternehmens ernten sollte. So wurde denn endlich die Ausföhrung dieses Seezuges beschloffen, und nach beynahe siebenjährigen Gesuchen die Capitulations-Urkunde oder der dem Seefahrer von den spanischen Monarchen zu verleihende Freyheitsbrief aufgesetzt. Kraft dieser Capitulation ward Colombo zum Admiral, Vicekönig, Statthalter und Richter der Inseln und des Festlandes ernannt, welche er auf dem Ocean entdecken würde. Auch sollte er den Zehnten aller Erzeugnisse dieser Länder bekommen, mit der Freyheit, den achten Theil der Kosten beyzutragen, und in demselben Verhältnisse den Gewinn aller Schiffe und Geschwader zu theilen, welche ausgerüstet und nach den von ihm entdeckten Ländern gesendet werden sollten. Und alle Rechte, Ehren und Freyheiten, wo-

mit die Monarchen Colombo kraft dieser Urkunde bekleideten, sollten auf seine Söhne, Enkel und Nachkommen erblich übergehen. — Diese Uebereinkunft wurde von beyden Monarchen in der Stadt Santa Fe, auf der Ebene von Granada, am 17. April 1492 unterzeichnet. Nun erhielt Colombo zwey Caravelen, und eine dritte ward auf seine eigene Kosten ausgerüstet.

3.

Colombo's erste Entdeckungsreise. Entdeckung Amerika's.

I. Donnerstags, den 2. August 1492, begab sich Colombo mit seiner ganzen Mannschaft in feyerlicher Procession von Palos nach dem Kloster Rabida, empfing die Sacramente der Buße und des Altars, und empfahl sich dem Schutze des Allmächtigen, der Mutter Gottes und aller Heiligen; und Tags darauf, kurz vor dem Aufgang der Sonne, verließ er, unter dem Zuruf unzähliger Zuschauer, den Hafen von Palos. Er selbst befehligte das ihm zugehörige Admiralschiff, Santa Maria; die Pinta Martin Alonso Pinzon, und die Nina dessen Bruder Vincent Janes Pinzon, beyde aus Palos gebürtig. Die Mannschaft aller drey Schiffe betrug, nach Einigen, nicht mehr als 90, nach andern 120 Mann. Am Tage der Abreise schon wurde das Steuer der Pinta beschädigt; ein Unfall, der, da er sich am 7. wieder ereignete, abergläubischen Seemännern ein übles Vorzeichen schien. Nachdem sie das Steuer, so gut sie konnten, ausgebessert, erreichten sie die canarischen Inseln und landeten bey Gomera. Hier suchte Colombo ein besseres Schiff; weil er aber keines finden konnte, setzte er der Pinta ein neues Steuer an; und nachdem auch die übrigen zwey Schiffe ausgebessert, und alle mit Mundvorrath, Holz und Wasser gut versehen waren, verließ er am 6. September Gomera, den westlichen Ocean zu befahren. Am 9. Sept. verloren sie die Insel Ferro aus dem Gesichte, wo Viele

furchtsam und unter Thränen die schrecklich weite Ausdehnung des Oceans ermaßen. Beynahe 200 Meilen waren sie westwärts gefegelt, als am 18. Colombo bemerkte, daß die Nadel des Combasses, wenn die Nacht eintrat, ein halbes Viertel vom Polarstern declinire, und mit Tagesanbruch noch etwas mehr. Im Verlauf ihrer Fahrt sahen sie übrigens Vögel und Krebse, und fanden das Wasser mit grünem Moos bedeckt und nicht so salzig: dieß ermutigte die Mannschaft, welche bald Land zu sehen hoffte. Sie hatten bereits elf Tage mit dem Winde auf des Schiffes Stern gefegelt, ohne die Segel auch nur um eine Spanne herabzulassen. Die rohen Seeleute wurden allmählig unruhig darüber, daß auf diesen Seen keine andern als Westwinde wehten, und mithin die Heimkehr unmöglich wäre. Zum Glück kühlte sich der Wind und am 22. trat ein widriger ein. Kaum aber war diese ihre Besorgniß beseitigt, als eine tiefe Trauer über sie kam, weil sie, trotz der vielen Anzeichen von nahem Lande, doch den lang ersehnten Küsten um nichts näher wären. Die Spanier murrten, daß sie unter Befehl eines Genuesers ausgesendet worden, der am Hofe unglücklich gewesen, und dessen Entwürfe von den gelehrtesten und achtbarsten Männern Spaniens verlacht worden wären; nachher drohten sie aufrührisch, nach Europa umzuwenden; und als ihre Kühnheit mit der Verzweiflung stieg, schlugen sogar etliche vor, den Admiral zu ermorden, seinen Leichnam über Bord zu werfen, und nach der Heimath zu segeln. Da gelang es Colombo noch, durch Gründe, Bitten und Verheißungen die drohende Gefahr abzuwehren. Endlich kam der 11. October, wo grüne Winsen, frischgebrochene Früchte, geschnitzte Stöcke und Schellfische naheß Land verkündeten. Sofort ward Allen Befehl ertheilt, auf der Huth zu seyn, während die Schiffe ihren Lauf fortsetzten, und dem, welcher zuerst Land erblickte, ein jährlicher Gehalt von 30 Kronen im Namen des Königs versprochen.

Zwey Stunden vor Mitternacht, als der Admiral auf dem Hinterdeck stand, sah er ein Licht von einer Stelle zur andern gehen; er rief zwey Zeugen, welche entschieden, es müsse eines Fischers oder Reisenden Fackel seyn, und er sey zu den 30 Kronen berechtigt. Jetzt erscholl es: „Land! Land!“ Vor Freude stürzte man einander in die Arme, Einer schluchzte an des Andern Brust, und Colombo hatte die Genugthuung, Alle, die vorher sein Leben bedroht hatten, zu seinen Füßen zu sehen. Nach der ersten Trunkenheit des Entzückens erinnerte man sich der höhern Pflicht, und stimmte mit innigster Andacht das Ledeum an. Die ganze Nacht ward mit Ausrufungen der Freude und mit Lobeserhebungen gegen den Admiral zugebracht, und als der Morgen des 12. Octobers 1492 anbrach, lag eine flache reizende Insel mit grünen Gebüschen bedeckt vor ihren entzückten Augen.

II. Mit Sonnen-Aufgang bestiegen sie die Boote, und ruderten mit Kriegsmusik, fliegenden Fahnen und anderm Gepränge dem Lande zu. Colombo, in einem reichen Kleide und den bloßen Degen in der Hand, stand an der Spitze des ersten Bootes, um der erste Europäer zu seyn, welcher das neue Land beträte. Ihm folgten die Andern, und in dem unaussprechlichen Gefühle des glücklich geretteten Lebens, nach mehr als vierzigtägiger Todesangst auf schwankenden Brettern, warfen sie sich alle auf ihre Kniee, und küßten mit Inbrunst die sichere Erde. Dann pflanzten sie das Kreuz und die königlich-spanische Standarte auf, und Colombo nahm die Insel für den König von Spanien in Besitz, mit den Ceremonien, welche die Portugiesen bey ihren Entdeckungen in Afrika zu beobachten pflegten.

Unterdessen waren viele Einwohner der Insel herbeygelaufen, und schauten die sonderbaren Gäste mit Verwunderung an. Nicht viel weniger verwunderten sich die Spanier über die Eingebornen. Diese hatten eine röthlich braune Farbe, dicke schwarze Haare auf dem Kopfe,

gingen ganz nackt, und waren bunt bemalt. Colombo theilte Glascorallen, Schellen, Nadeln, Spiegel, Messer u. dgl. unter sie aus; sie griffen rasch zu, und wer etwas erlangte, fühlte sich überglücklich. Durch Zeichen erfuhr man von ihnen, daß oft von Westen her Leute zu ihnen kämen, die mit ihnen Krieg führten, und daß ihre Insel Guanahani heiße. „Nein!“ rief Colombo, „sie soll San Salvador heißen.“ Zum Austausch hatten die ehrlichen und sanften Einwohner nichts als einige unvollkommene Wurffspieße ohne Eisen, baumwollene Knäuel, Papageyen und Stäbe. Aber mit großer Freude bemerkten die Spanier, daß sie in ihren Ohren und Nasen Stückchen Goldblech hängen hatten; und als man sie durch Zeichen fragte, wo sie dieselben her hätten, zeigten sie nach Süden hin.

Daß die entdeckte Insel ein Theil eines neuen Erdtheils sey, ahnete Colombo anfangs nicht; sondern er glaubte, sie gehöre zu Asien, das sich so weit herumziehe. Daher nannte er auch nachmals alle hier entdeckten Inseln Westindien, zum Unterschiede von Ostindien, weil er sie auf der Fahrt nach Westen entdeckt hatte.

III. Colombo verließ Guanahani am 14. October, und nahm sieben Inselbewohner als Dolmetscher mit. Am folgenden Tage berührte er eine zweyte Insel, die er Santa Maria del Conception nannte. Am 16. entdeckte er eine, die er zu Ehren des Königs von Spanien Ferdinanda nannte; und drey Tage darauf besuchte er eine andere, welcher er den Namen der Königin Isabella gab. Am 28. kam er auf Cuba an, und veränderte diesen Namen in Juanna, nach dem Erbprinzen von Spanien. Er steuerte von Hafen zu Hafen umher, fand überall einen Reichthum der Vegetation und eine Schönheit der Gegenden, die ihn in Erstaunen setzten, aber von Anbau keine Spur. Heerden nackter Menschen rannten, wie auf Guanahani, thierähnlich umher, nur mit dem Unterschiede, daß sie

den Rauch von angezündeten Kräutern in eigenen Röhren mit den Nasenlöchern einsogen (dieses Einsaugen nannten sie Tabacos). Als man ihnen Goldbleche vorhielt, schrien sie „Hayti“ und zeigten nach Osten hin. Colombo folgte dem Winke, und kam am 6. December nach Hayti, welches er Hispaniola (Klein-Spanien) nannte. Es ist die Insel, welche späterhin gewöhnlich San Domingo genannt wurde, in unsern Tagen aber wieder ihren ursprünglichen Namen führt. Auch hier fand er dieselbe Schönheit der Landschaften, dieselbe Fruchtbarkeit des Bodens, und dieselbe gutmüthige und ungebildete Menschenart, die weder von Kleidung noch von Arbeit etwas wußte. Doch waren diese Insulaner schon in mehrere Stämme getheilt, deren jeder ein Oberhaupt hatte, welches sie Cacique nannten. Einer dieser Caciquen kam nach Verlauf von zehn Tagen mit einem seiner Söhne und einem Bruder, von mehr als hundert Personen begleitet an Bord des Admiralschiffes, überreichte dem Admiral einen Gürtel und zwey kleine Teller von Gold, wofür er eine Bernsteinkrone und andere Geschenke erhielt. In der Christnacht, als Colombo und seine Mannschaft schlief und der Steuermann das Steuer einem Buben überlassen hatte, ward das Admiralschiff von einer Strömung gegen eine Sandbank geführt; das Schiff zerschellte und die Wellen drangen auf den Seiten ein. Doch mit Hülfe der Mannschaft des andern Schiffes wurden alle Menschen und die ganze Ladung gerettet. In diesem Unglück war der erwähnte Cacique von ausgezeichnetem Nutzen; denn sobald er Nachricht bekam, eilte er mit einer Menge seiner Leute herbey, sammelte alle aus dem Wrack gerettete Habe in drey Häuser, stellte eine Wache dazu, mit dem strengsten Befehle, auch nicht das unbedeutendste Stück anzurühren, und versicherte, er sey bereit, dem Admiral auf alle Weise beyzustehen. Colombo nützte diese menschenfreundliche Stimmung des Caciquen; er baute nämlich, da viele

Spanier geneigt waren, auf einem so anmuthigen Eilande ihre Wohnung aufzuschlagen, aus den Schiffbohlen eine kleine Festung. Diese Ansiedelung nannte er *Natividad*, oder vielmehr *Villa de Natividad*.

IV. Unterdessen hatte sich Martin Alonso Pinzon mit der *Pinta* heimlich entfernt, um das wahre Goldland für sich aufzusuchen. So blieb unserm Helden nur noch Ein Schiff, und gerade das kleinste, übrig. Mit diesem entschloß er sich, nach Spanien zurückzureisen. Er ließ in dem neuerbauten Fort sechs und dreyßig Personen nebst drey Hauptleuten, einem Canonier, einem Arzte und etlichen Zimmerleuten zurück, gab ihnen weise Verhaltensbefehle, ermahnte sie zu einem freundlichen Betragen gegen die Indianer, und stach am 4. Januar 1493 mit seinen übrigen Gefährten und einigen mitgenommenen Indianern in die See.

Gleich am dritten Tage seiner Fahrt holte er den treulosen Pinzon ein, der nichts gefunden hatte, aber nun sich mit der ersten Botschaft von den neu entdeckten Inseln nach Europa hatte schleichen wollen. Mit armseligen Vorwänden wollte sich dieser entschuldigen; aber Colombo ersparte ihm die demüthigenden Worte durch die Versicherung, daß er schon alles vergessen habe.

In der Nacht des 14. Februar, als Colombo schon in der Nähe der Azoren war, wurde die See von so gewaltigen Winden aufgeregt, daß die beyden Caravelen auseinander kamen, und jede hinfegelte, wohin des Sturmes Wuth sie trieb. Da schrieb der Admiral, damit seine Entdeckung nicht vergeblich wäre, seinen Reisebericht auf Pergament, mit Angabe des Seewegs nach Hispaniola, und nachdem er ihn gesiegelt, an den König von Spanien überschrieben, und von außen für den, der ihn treu überliefern würde, ein Versprechen von 1000 Ducaten beigeseht hatte, schlug er ihn in Wachstuch und eine Wachsmasse, that ihn in ein wohlbeschlagenes und verstopftes Fäßchen, und warf dieses in die See.

Ein gleiches Fäßchen mit dem Reiseberichte befestigte er an dem Kopfe des Hintertheils von seinem Schiffe, damit, wenn auch das Schiff zu Grunde ginge, doch das Gedächtniß seiner Fahrt nach der neuen Hemisphäre nicht verloren wäre. Drey Tage brachte er ganz schlaflos, Wind und Wetter preisgegeben, zu, so daß er am 18., als er auf Santa Maria, einer der Azoren, ankam, sich ganz gliederlahm fühlte. Dort stand an einem einsamen Plage ein Kirchlein der Mutter Gottes geweiht. Colombo, um sein während des Sturmes gemachtes Gelübde zu erfüllen, befahl der Hälfte seiner Leute, an's Land zu steigen, und die Kirche zu besuchen. Aber der portugiesische Statthalter der Insel setzte sie alle gefangen, und nahm ihnen ihr Boot; ja er schickte sich an, Colombo's eigenes Schiff, angeblich auf Befehl seines Hofes, anzugreifen. Doch die Standhaftigkeit des Helden, und die Drohung, die ganze Insel in eine Wüste zu verwandeln, brachte den Statthalter auf andere Gedanken; er gab die Gefangenen frey, und ließ die Caravele ihren Lauf fortsetzen. Das Wetter war noch immer furchtbar, die See ging berghoch, die Blitze zerrissen die Wolken, und so gewaltig war der Wind, daß das Schiff bloß mit Stangen einhersegeln mußte, in welchem Zustande es am 4. März in den Tajo, bey Lissabon, getrieben wurde. Als der Admiral am folgenden Tage landen durfte, strömte eine Unzahl von Menschen herbey, das Schiff zu sehen, das aus einer neuen Welt zurückkam. Der Ausdruck auf den Gesichtern war verschieden: einige dankten Gott für den glücklichen Erfolg; andere knirschten vor Wuth, daß den verabscheuten Spaniern ein so hoher Ruhm geworden. Colombo sendete einen Eilboten an seine Fürsten, und einen an den König in Portugal. Der letztere lud ihn nach dem Paradiesthale ein, wo er von dem Monarchen und seinem Hofe mit den höchsten Ehren empfangen ward. Nachdem er den Hof verlassen, und auch die Königin,

welche sich damals in einem Kloster an der Straße nach Lissabon aufhielt, besucht hatte, segelte er nach Spanien zurück.

Als er nun am 15. März in den Hafen von Palos einlief, den er gerade vor 7 Monaten und 11 Tagen verlassen hatte; mit welchem Jubelgeschrey wurde er da von dem Volke empfangen! Unter dem Geläute der Glocken und dem Donner der Kanonen stieg er an's Land und begab sich mit den Seinen in feyerlicher Procession in die Kirche des Klosters Rabida, um dem Allgütigen das Opfer des Dankes zu bringen. Der Hof hielt sich damals in Barcelona auf; Colombo's Reise dahin war ein fortgesetzter Triumphzug. (Pinzon, der im letzten Sturme nach Galicia getrieben worden war, wollte dem Admiral zuvorkommen; aber ein ausdrücklicher Befehl vom Hofe, nicht ohne Colombo zu erscheinen, bewirkte, daß er vor Aerger starb). In Barcelona selbst ward ihm ein feyerlicher Einzug gestattet. Die Monarchen empfingen den Admiral auf dem Throne in öffentlicher Audienz, standen bey seinem Eintritte auf, nahmen ihn bey der Hand, und befahlen ihm, sich zu setzen, während er ihnen seine Reise erzählte.

V. Als die Glückwünsche und öffentlichen Freudenbezeugungen vorüber waren, bestätigten die spanischen Herrscher dem Admiral die oben erwähnte Capitulation mit dem Vorrechte, daß er, seine Söhne und Nachkommen den Titel Don führen sollten; auch erklärten sie, daß die Admiralschaft und das Vicekönigthum desselben mit einer von den Azoren und dem Vorgebirge der grünen Inseln von Norden nach Süden und von Vol zu Vol gezogenen Linie beginnen sollte, dergestalt, daß alle Seen, Inseln und alles Festland innerhalb dieser Linie ganz unter seine Gerichtsbarkeit gehörte. Zugleich mußte aber auch dafür gesorgt werden, daß zwischen Spanien und Portugal kein Anlaß zum Krieg entstände. Papst Martin V. und seine Nachfolger hatten durch mehrere

Bullen der Krone Portugal alle Länder verliehen, welche sie vom Vorgebirge Bogiador und Non bis Indien entdecken möchte. Der lissabonische Hof behauptete nun, Spanien habe das päpstliche Privilegium verletzt, und machte bereits Anstalten, diese Verletzung mit Gewalt der Waffen zu rächen. Ferdinand aber ersuchte König Johann II., deshalb nicht Krieg anzufangen, er sey bereit, die Sache gütlich beizulegen. Während nun zwischen beyden Kronen über eine Ausgleichung unterhandelt wurde, wo die Spanier immer Schwierigkeiten und Aufschub veranlaßten, kamen drey Bullen von Papst Alexander VI., welche den Ansprüchen des Hofes von Lissabon ein Ende machten. In den beyden ersten (vom 3. May 1493) schenkte der Papst unbedingt Spanien alle Inseln und alles Festland, das auf dem westlichen Ocean entdeckt worden, oder noch entdeckt würde, mit denselben Ausdehnungen, Vorrechten und Freyheiten, welche seine Vorgänger den Portugiesen über das, was sie in Afrika und Aethiopien entdecken würden, verliehen hatten. Die dritte Bulle (vom 4. May) ist die berühmteste, weil darin Alexander eine Linie vom Nord- zum Südpole bezeichnete, welche 100 Meilen westlich von den Azoren und den grünen Inseln war, und die innerhalb dieser Linie gelegenen Länder den Monarchen von Spanien anwies, mit der Bedingung, daß sie Priester aussenden sollten, welche die Bewohner dieser Länder im christlichen Glauben unterrichteten. Dieses ist die berühmte Demarcationslinie, welche Spanien mit einem Male ein weiteres Reich gab, als siebenhundertjährige Kriege den Römern gewonnen hatten.

4.

Colombo's zweyte Entdeckungsbreise.

I. Das Gerücht von einer neuentdeckten Welt flog nun, tausendfältig vergrößert, durch ganz Europa. Das lebhafteste Interesse erregte es jedoch in Spanien selbst.

In kurzer Zeit hatten sich gegen 1500 Menschen zusammengefunden, die an dem zweyten Zuge, der nun in das eigentliche Goldland gehen sollte, Theil nehmen wollten. Der König rüstete ihnen sizbzehn Schiffe aus, sandte Handwerker und Vergleute mit, und Colombo sorgte für europäische Thiere und Gewächse, von denen er sich auf jenen fruchtbaren Inseln guten Fortgang versprach.

Nach diesen Vorbereitungen lichtete der Admiral mit seinem jüngsten Bruder Jakob (der aber in Spanien den Namen Diego erhielt) und seinen beyden Söhnen Diego und Ferdinand die Anker auf dem Canal von Cadix, am 25. September 1493, kam am 2. October auf den großen canarischen Inseln an, berührte am 5. Gomera, und segelte, nachdem er dort sich schnell mit neuem Vorrath versehen, am 7. nach der neuen Welt, mehr südwärts, als auf der ersten Reise. Und da es durch Abweichung vom ersten Wege wohl hätte geschehen können, daß, wenn die Schiffe durch einen Sturm getrennt würden, die Steuermänner den Weg nach Hispaniola nicht fänden, so übergab er im Augenblicke der Abreise jedem Schiffshauptmann versiegelte Weisungen, welche sie nur im äußersten Nothfalle eröffnen sollten. Diese zweyte Reise war höchst glücklich. Sonntags am 3. November sahen sie schon eine bergige Insel, die er Dominica nannte, um an den Entdeckungstag zu erinnern. Sie landeten aber nicht dort, weil sie keinen guten Ankerplatz fanden, sondern an einer andern Insel, die nach des Admirals Schiff Mari-galante genannt wurde. Am 4. kamen sie auf S. Maria de Guadeloupe an; ein Name, den der Admiral dieser Insel gab, um sein, den Bewohnern des Frauenklosters zu Guadeloupe in Spanien gegebenes, Versprechen zu erfüllen. Diese Insel war der Sitz der Cariben oder Cannibalen, eines wilden Menschenstammes, der in alle Inseln dieses ungeheuern Archipelagus (wie ihn Colombo nannte) einzubringen, die Indianer zu berauben und auszuplündern pflegte, und

sie in Schaa'en nach Guadeloupe schaffte, wo die Weiber zu Sklaven gemacht, und die Männer gefressen wurden. Sie fanden den Boden mit Menschengelbeinen besäet und mit Blut bespritzt. Das Geschwader blieb einige Tage an dieser Insel, während welcher mehrere Indier, beyderley Geschlechtes, vor den Cannibalen fliehend, Schutz am Bord der spanischen Schiffe suchten. Am 10. verließ Colombo Guadeloupe. Einer von einem Berge gebildeten Insel, welche von den Caraißen entvölkert worden war, gab er den Namen Konferrat, einer andern von ihrer Gestalt den Namen S. Maria Rotonda; vom Martinstage ward eine andere benannt, wo man Korallen fand; Jamaika, wie sie von den Indiern genannt ward und noch heißt, nannte er S. Maria de Antigua, und die Insel Ayay Santa Cruz. Das Geschwader lief nun in eine Gruppe von fünfzig Inseln ein, deren größte Santa Ursula, die andern Oncemil Virgenes genannt wurden. Die Insel Borriquen schien den Spaniern ein höchst angenehmer Aufenthalt; sie war bevölkert, mit guten Häusern versehen, fischreich und so fleißig angebaut, wie sie noch keine in diesem Welttheile gesehen. Colombo gab ihr den Namen San Juan Baptista, nach dem Schutzheiligen der Genueser. Am 21. fuhr er nordlich nach Hispaniola an der Küste dieser großen Insel hin, und kam in sechs Tagen dort an, wo er die spanische Pflanzstätte gelassen. Aber, was mußte er hier erblicken! Die Festung war zerstört, Geräth und Kleider der Ansiedler hier und da am Boden zerstreut, kein Spanier zu sehen; nur an einer Stelle lag ein faulender Körper, ein anderer hing mit einem Strick an einen Baum gebunden. Aus der Erzählung der Inselbewohner ergab sich, daß die zurückgelassenen Spanier sich gegen die Indier unmenschlich betragen, und kein Geseß als ihre Leidenschaft anerkannt hatten. Sie hatten sich in der Insel zerstreut, um Gold zu suchen, und waren

über die Theilung des Gefundenen und Geraubten so aneinander gerathen, daß einer von ihnen das Leben verlor. Dieses Mannes Tod enttäuschte die Indier, welche bisher geglaubt hatten, die Fremdlinge wären göttliche Wesen. Nun griffen alle zu den Waffen, die auf der Insel zerstreuten Spanier wurden von der Menge überwältigt, und die spanischen Wohnungen in Brand gesteckt; acht Spanier flohen nach der See und ertranken, die andern fielen unter den Dolchen der Indier. Colombo begriff, daß er nicht neue Furcht und Besorgniß erwecken dürfe; er erneute daher das Bündniß mit dem Caciquen, machte eine Art Waffenstillstand mit den Indiern, und traf Anstalten zu einer neuen Ansiedelung.

II. Nachdem er also Natividad am 7. December 1493 verlassen, ging er nach der Ostseite der Insel, wo er, an einem sehr bequemen Orte, eine Stadt baute, die er zu Ehren seiner Königin Isabella nannte. Unterdessen sendete er Tojeda nach den Goldgruben aus. Dieser berichtete, daß er auf mehreren Strömen gekreuzt und im Sande Goldstückchen gefunden; die Indier gruben da mit den Händen Löcher, und fanden einen Faden tief das Metall. Da sendete der Admiral, unter Befehligung des Antonio Torres, des Bruders der Pflegerinn der königlichen Prinzen, zwölf Caravelen mit mehreren Proben der Inselerzeugnisse nach Spanien. Der Abgang dieser Schiffe, die Ansiedlungsarbeiten, der Befehl des Admirals, in der Erforschung des Landes fortzufahren, ohne nach Gold zu suchen, die Unbehaglichkeit des Klimas, der immer fühlbarer werdende Mangel an europäischen Lebensmitteln, dieses alles weckte Aufruhr unter den Ansiedlern. Sie drohten, die noch übrigen Schiffe zu nehmen, und heimzukehren. Besonders ward dieser aufrührerische Geist unterhalten durch Vernald von Pisa, der als königlicher Rechnungsführer mitgegangen war. Dieser hatte bereits eine Klageschrift gegen Colombo aufgesetzt, die er dem Hofe übersenden wollte. Doch die

Schrift fiel dem Admiral in die Hände, und der Verfasser wurde auf dessen Befehl am Bord eines Schiffes gefangen gesetzt.

Unterdessen hatte Colombo seine Gedanken auf Cuba gerichtet, welches er auf seiner ersten Fahrt nicht ganz überschaut hatte, so daß er nicht gewiß war, ob es eine Insel oder ein Theil des Festlandes sey. Er erwählte demnach einen Regierungsrath unter dem Vorſitz seines Bruders Diego, und reisete dann am 24. April unmittelbar in der Richtung gegen Cuba ab. Am 2. May besuchte er Jamaica, welches ihm die schönste westliche Insel schien, und am 11. fuhr er bereits längs der Küste von Cuba, aber mit großer Schwierigkeit wegen der vielen Inseln oder Felsen auf diesen Seen. Hier sah er zum ersten Male bekleidete Indier, die eine Art baumwollener, bis an die Kniee reichender Tunica trugen. Von einem derselben erfuhr er, daß das Land ganz von der See umgeben sey, und von einem Caciquen beherrscht werde, der so stolz sey, daß er nie mit einem seiner Unterthanen spreche, sondern nur durch Zeichen sich ihnen verständlich mache. Colombo kehrte erst am 29. September, nachdem er mit der ganzen Mannschaft viel Ungemach gelitten, fast blind und in großer Krankheit nach Isabella zurück.

Viel trug zu seiner Wiedergenesung die Freude bey, seinen weisen Bruder Bartholomäus auf Hispaniola zu finden. Dieser hatte London mit der dem Christoph vom Herrscher Englands übersendeten Uebereinkunft verlassen, und war nach Paris gekommen, wo er vom Könige von Frankreich erfuhr, daß die westlichen Inseln bereits entdeckt wären. Als er von diesem Monarchen 100 Kronen zum Geschenk bekommen, hatte er seine Reise möglichst beschleunigt, in Spanien aber erfahren, daß sein Bruder schon eine zweyte Fahrt unternommen. Er ward also mit drey Schiffen vom Könige nach Hispaniola gesendet, wo ihn der Admiral bey seiner Rückkehr zum Adelantado oder Präfecten Indiens ernannte.

Die Frevel der Spanier nahmen unterdessen immer mehr überhand, und trieben endlich die Indier zur Verzweiflung. In der Meinung, daß, wenn keine Aernte wäre, ihre neuen Gäste abreisen müßten, säeten sie nicht. Die Folge hiervon war eine furchtbare Hungersnoth, welche die Schwächsten am schwersten plagte, und den Unfug nur noch steigerte, statt ihm zu wehren. Die Eingebornen legten sich in Hinterhalt, um die Spanier heimlich zu ermorden. Die Bewohner von Cibao, muthiger als die andern, und, weil ihre Gegend grubenreicher war, mehr an Mühsal gewöhnt, griffen, von zwey spanischen Festungen eingeeengt, offen zu den Waffen; als sie aber auf freyem Blachfelde fechten mußten, wurden sie besiegt, ihr Cacique Caunaboa gefangen und nach Spanien gesendet. Die übrigen Gefangenen wurden zum Feld- und Bergbau verurtheilt; auch wurden ihnen Abgaben auferlegt, und die Zahl der festen Plätze vermehrt. Nun verbreitete sich ein allgemeiner Schrecken über die ganze Insel, und kein Einziger wagte es mehr, gegen die Spanier aufzustehen.

III. Jetzt beschloß Colombo wieder nach Castilien zu gehen. Nachdem er seinem Bruder Bartholomäus die Regierung überlassen, segelte er mit zwey Caravelen, auf denen sich 225 Europäer und 30 Indier, nebst vielen Proben Goldes und den merkwürdigsten Erzeugnissen der Westländer befanden, am 10. März 1497 ab. Auf Guadeloupe verweilte er etliche Tage, um das zur Reise nöthige Brod zu besorgen. Am 20. verließen sie diese Insel. Unterwegs hatten sie langweilige Windstille, und wurden auf wenigen Mundvorrath herabgesetzt. Endlich am 14. Junius landeten sie mühsam; und da der Hof eben zu Burgos war, die Vermählung des königlichen Prinzen Don Juan mit der Erzherzoginn Margaretha von Oesterreich zu feyern, so ging der Admiral mit den Indiern und seinen Seltenheiten dorthin, sie den Monarchen zu übergeben, erzählte ihnen alle Begebenheiten der zweyten Reise, und bath um unverzügliche Beurlan-

hung, um bald wieder nach Hispaniola zu kommen und größerm Unfuge in der Ansiedelung zu steuern.

5.

Colombo's dritte Entdeckungreise.

I. Aber die Ausrüstung einer neuen Flotte verzögerte sich von einer Zeit zur andern. Die Mißvergünstigten, die ohne die erwarteten Schätze nach Spanien zurückgekehrt waren, klagten nämlich den Admiral und seine Brüder als fremde Emporkömmlinge an, die alles an sich zu ziehen trachteten, und die Nation, welche sie groß und mächtig gemacht, mit Füßen träten. Colombo suchte eine Ehrenerklärung für so beleidigende Bezüchtigungen, und fand sie in den königlichen Beschlüssen, durch die seine Vorrechte theils umständlicher auseinander gesetzt, theils noch erweitert waren. Auch sein Bruder Bartholomäus ward in der Präfectur Indiens durch ein königliches Patent bestätigt. Desto unglücklicher war der von Colombo selbst erbethene Beschluß, gemäß welchem zum Tode, zu öffentlichen Arbeiten oder zur Verbannung verdamnte Verbrecher nach den Inseln gesendet werden sollten.

Ungeachtet manche Gegner des Helden, unter denen sehr einflußreiche Personen waren, die neue Expedition aus allen Kräften zu hindern strebten, konnte Colombo doch am 30. März 1498 aus dem Hafen San Lucar de Barrameda unter Segel gehen, um seine dritte Reise nach der neuen Welt zu unternehmen. Auf der Insel Porto Santo schaffte er die gewohnten Erfrischungen an, brachte in Madeira einige Tage zu, beseyte bey Gomera ein von einem französischen Seeräuber genommenes Schiff, und als er auf die Feroe-Inseln kam, theilte er sein kleines Geschwader in zwey Hälften: drey Schiffe sendete er nach Hispaniola, deren eines sein Verwandter Giovanni Antonio Colombo befehligte; er selbst ging mit den drey andern nach dem Vorgebirge der grünen Inseln, hielt sich nach dem Aequator, und setzte seinen

Weg in die neue Welt fort. Acht Tage lang quälte eine furchtbare Hitze unter heißer Zone seine Mannschaft; Fleisch und Weizen wurden faul, die Wein- und Wasserküfasser zerrissen, und alle Personen erschlafften. Dadurch ward Colombo bewogen, mehr nordwärts zu steuern. Als er am letzten Julius in dieser Richtung segelte, entdeckte ein Matrose vom Mastkorb aus drey, aus einer Insel sich erhebende Berge, welche Colombo Trinidad nannte. Am folgenden Tage bemerkte man eine Landspitze, aus welcher ein Bächlein floß; Colombo nannte sie Cösta, und beschloß Wasser daselbst einzunehmen. So landeten am 1. August 1498 Europäer zum ersten Male am Festlande der neuen Welt. Auch dieses Bächlein verlassend, führte Colombo seine Fahrzeuge auf die Spitze Arenal. Dahin kamen an 25 Indier in einem Boot. Da sie nicht näher kommen zu wollen schienen, um die Geschenke, welche ihnen der Admiral auf dem Verdeck vorzeigte, in Empfang zu nehmen, so versuchte er sie durch sanftes Tönspiel anzulocken. Sie nahmen dieses aber für kriegerische Töne, und entsendeten alsbald einen Pfeilhagel, welchen die Spanier mit ihren Armbrüsten erwiderten. Das Boot floh, und die Schiffe kamen an die Mündung eines Flusses, welcher eine unermessliche Wassermenge ergoß, und deshalb Drachennund genannt wurde. Darauf eingegangen, segelten sie 104 Meilen fort, und da sie fanden, daß je weiter sie kamen, das Wasser nur frischer ward, so überzeugten sie sich, daß es ein Fluß sey (von den Neuern wird er Dronoco genannt). Das Land, wie sie nachher von den Indiern erfuhren, hieß Paria, hatte viel Gold und Perlen, und war von einem gesitteteren Menschenstamme bewohnt. Aber Colombo konnte nicht lange in diesen Gegenden verweilen, weil er von den auf Hispaniola zurückgelassenen Spaniern zu viel fürchtete. Er verließ also am 13. August die Küste von Paria und kam am 30. desselben Monats auf der Insel an.

II. Allein hier fand er wenig Ursache zur Freude. Indem sein Bruder mit einem Theil der Mannschaft ausgezogen war, in einer andern Gegend der Insel eine zweyte Stadt, St. Domingo, zu gründen, hatte ein herrschsüchtiger Castilier, Franzisko Kolban de Ximenes, dessen Abwesenheit benützt, die Colonisten noch mehr gegen den Statthalter aufzuheizen. Durch die Vorstellung, daß es sich für Castilier nicht ziemte, die unterwürfigen Diener einiger genuesischer Abenteuerer zu seyn, reizte er einen großen Theil der Spanier zur Empörung gegen Bartholomäus auf, und stellte sich selbst an ihre Spitze. So fand der Admiral die Sachen. Er hatte Mühe, die Gährung in der Colonie zu dämpfen; und nur seine fleckenlose Rechtschaffenheit und die Klugheit seines Betragens konnten ihn vor Meuchelmord schützen. Er stattete seinem Könige von Allem den treuesten Bericht ab; aber auch seine Feinde sandten Actenstücke nach Spanien, und es gelang ihnen, den edlen Colombo dergestalt anzuschwärzen, daß der König den Ritter des Ordens von Calatrava, Francisco Bobadilla, zur Untersuchung der Klagen abschickte. Hände dieser alle die gehässigen Beschuldigungen gegen den Admiral erwiesen, so sollte er ihn absetzen und seine Stelle einnehmen. Eine treffliche Instruction! Bobadilla fand es für gut, sie von hinten zu lesen. Sobald er nämlich in Hispaniola angekommen war, nahm er sogleich das Haus und die Güter des eben abwesenden Colombo in Besitz, bemeisterte sich der königlichen Proviant- und Kriegsvorräthe mit Gewalt, gebot Jedermann, ihn als den neuen Statthalter anzuerkennen, und schickte dem Colombo ein auf diesen Fall gefertigtes königliches Absetzungsdecret zu. Sodann eröffnete er seinen Gerichtshof, forderte Jedermann auf, seine Beschwerden gegen den Statthalter anzubringen, und schmiedete aus den Aussagen der Mißvergnügten ein Actenstück zusammen, nach welchem sein Betragen gegen den Verbrecher noch als unverdiente Milde erschien.

III. Colombo, so tief er sich auch getränkt fand, behielt auch hier noch die Mäßigung, die schon so oft in tödtlichen Gefahren das Glück der Seinigen gewesen war. Er gehorchte still und verlangte bescheiden Gehör. Aber Bovabilla ließ ihn gar nicht vor sich, sondern befahl, ihn und seine beyden Brüder in Ketten zu legen, und jeden auf einem besondern Schiffe nach Europa zu schicken. Das mitgesendete Actenstück sollte, wie er hoffte, dieses Verfahren rechtfertigen. Aber wie sehr auch Colombo die National-Abneigung der Spanier gegen die Genuesen bisher hatte empfinden müssen, so hatte er doch die Befriedigung, daß brave Spanier selbst den Anblick seiner Ketten nicht ohne bitterm Unwillen ertragen konnten. Als die Schiffe in einiger Entfernung vom Lande waren, nahte sich der Capitän des Schiffes, das Colombo führte, diesem sehr ehrerbietig, und wollte ihm die Fesseln abnehmen. Aber Colombo ließ es nicht zu; er wollte es ganz Spanien sehen lassen, wie der Entdecker einer neuen Hemisphäre belohnt würde. In der That machte auch die Art seiner Rückkunft (im November 1500) ungemeines Aufsehen. Ferdinand und Isabella schämten sich, und ließen ihm nebst seinen Brüdern die Fesseln abnehmen. Die Königin übersandte ihm sogar etwas Geld, um anständig bey Hof erscheinen zu können. So kam er denn, und warf sich schweigend, aber mit dem rührenden Blicke des leidenden Verdienstes, an den Stufen des Thrones nieder. Es fehlte auch diesmal nicht an Versicherungen der Gnade; man gestand sogar den begangenen Irrthum ein, that aber nichts, ihn wieder gut zu machen. Bovabilla ward zwar abgesetzt; allein man schien sich des Vertrages mit Colombo nicht mehr zu erinnern, sondern sandte einen gewissen Ovando de Larez als Statthalter in die Colonie. Unterdessen lebte der Mann, der Spanien ein neues Reich gegeben hatte, elend in dem Lande; er hatte kein eignes Haus, und wollte er essen oder schlafen, so hatte er (wie er selber in einem Briefe schreibt) keinen Aufenthalt, außer

in einem Gasthose, und sehr oft konnte er seine Beche nicht bezahlen. Da sehnte er sich herzlich nach Italien und seiner Geburtsstadt Genua. Er unterhielt Freundschaft mit Nicolo Oderico, genuesischem Gesandten am spanischen Hofe, und mit Angelo Trevisani, Geheimschreiber des venetianischen Gesandten daselbst. An den ersten sendete er zwey Abschriften der ihm von den spanischen Monarchen ertheilten Freiheiten, zum ewigen Gedächtniß seines Unternehmens und wahrscheinlich auch des betrübten Lohnes, den er bekommen.

6.

Colombo's vierte Entdeckungreise.

I. Es schien nun, als hätte Colombo alle Gedanken an die neue Welt ausgegeben, und als hätte das spanische Ministerium sich eine Freude daraus gemacht, ihn in Dunkelheit, Trauer und Armuth zu lassen. Doch ward endlich beschlossen, ihn zu einer vierten Reise zu gebrauchen, aber unter der ausdrücklichen Bedingung, daß er auf seiner Fahrt nach Westindien Hispaniola nicht berühren sollte, und nur auf der Rückreise im Nothfalle auf eine kurze Zeit dort anhalten möchte. Das Geschwader bestand aus vier Schiffen mit 150 Personen an Bord, und segelte am 9. May 1502 aus dem Canal von Cadix.

Colombo (begleitet von seinem Bruder Bartholomäus) gelangte in sechszehn Tagen von den canarischen auf die westlichen Inseln. Da aber eines seiner Schiffe ein sehr schlechter Segler war, und da eben ein fürchterlicher Orkan heranzog, so bath er, in St. Domingo landen zu dürfen, und rieth zugleich dem Befehlshaber Ovando, die von diesem beschlossene Absendung von 28 Schiffen nach Europa noch um acht Tage zu verspäten. Beydes umsonst. Der Sturm erhob sich; doch von Colombo's Schiffen, obschon sie die unglaublichsten Gefahren bestanden, ging keines verloren, während von den

nach Europa bestimmten 24 zu Grunde gingen, und darunter gerade diejenigen, auf denen sich Bovadilla und seine Gefellen mit den Admiral und dem den Indiern geraubten Schätzen befanden.

Colombo in der Vermuthung, daß es in dem aufgefundenen Continent der neuen Welt irgendwo eine Durchfahrt nach dem alten Indien gebe, suchte nun das feste Land auf, und segelte längs der Küste vom Cap Gracias a Dios südlich bis Portobello hin, fand aber die gehoffte Straße nicht. Der Reichthum und die Schönheit einer Gegend in Veragua brachte ihn auf den Gedanken, hier eine Colonie anzulegen; allein seine Spanier verdarben es durch ihre unersättliche Habsucht so schnell mit den Wilden, daß er nach dem Verluste mehrerer Leute sich entschließen mußte, diese Gegend wieder zu verlassen.

II. Von nun an war seine Reise eine Kette von Unglücksfällen. Stürme und schreckliche Gewitter ängstigten die Schiffenden alle Tage; eines ihrer Fahrzeuge ging zu Grunde, die andern wurden einigemal so heftig an einander geworfen, daß sie fast zerschmettert wurden. Nach vielen Mühseligkeiten erreichten sie endlich am 14. Juny 1503 Jamaica. Die halb zertrümmerten Fahrzeuge mußten auf den Strand getrieben werden; an ihre Ausbesserung war nicht mehr zu denken. Wenn sich nicht der Himmel selbst über die Unglücklichen erbarmte und ihnen ein fremdes Schiff zur Rettung sandte, so war das traurige Loos des berühmten Welt-Entdeckers, von Europa vergessen, sein elendes Leben bey Mais und Maniok-Wurzeln mitten unter den Wilden zu beschließen. Dieß zu verhüten, unternahmen zwey brave Männer von der Schiffsgesellschaft, der Spanier Mendez und der Genuese Fieschi, ein kühnes Wagniß. Sie ruderten auf zwey ausgehöhlten Baumstämmen, die sie von den Wilden entlehnten, nach Hispaniola, eine Strecke von 30 Seemeilen, zehn Tage lang durch das wogende Weltmeer, und sie kamen glücklich hin. Colombo aber

gab sie bald verloren; denn es verging mehr als ein halbes Jahr, ohne daß er etwas von ihnen hörte. Dieses halbe Jahr war für ihn das unglücklichste, das er je erlebt hatte. Aller Gehorsam verschwand bey den Seinen; seine Warnungen, die Indianer nicht zu kränken, wurden verachtet; ein Haufe Spanier rottete sich zusammen und verließ ihn ganz, um auf der Insel umherzustreifen, und aus Habsucht und Brutalität gegen die Eingebornen zu wüthen. In kurzer Zeit zogen sich die Wilden aus der Gegend zurück, und hörten auf, den ungezogenen Gästen ferner Lebensmittel zu bringen. Nur die Klugheit und Wissenschaft des kranken Colombo konnte die Mannschaft vom Hungertode retten. Den Tag vor dem Eintritt einer totalen Mondsfinsterniß, die er berechnet hatte, verkündigte er den Indianern den Zorn seines Gottes, den sie diesen Abend an der Gestalt des Mondes erblicken würden. Sie sahen wirklich mit Schrecken die helle Scheibe sich verdunkeln, bathen den furchtbaren Gast um Vermittlung, und versprachen, so viel Vorrath zu bringen, als er verlangte. Der Unfug, den die entlaufene Rotte auf der Insel trieb, ward endlich so groß, daß die Bessern selbst böse Folgen davon befürchteten. Sie lieferten jenen unter Anführung des Bartholomäus ein förmliches Treffen, und brachten dann die Uebriggeliebenen zum Gehorsam zurück.

III. Endlich nach acht kummervollen Monaten erschienen die treuen Mendez und Fieschi wie hülfreiche Engel, und holten die Verlassenen auf einem großen Schiffe ab, das sie erst nach langen Bemühungen von dem harten Ovando um Geld hatten erhalten können. Am 28. Junius 1504 schifften sich alle nach Hispaniola ein, wo sie vom Statthalter mit erheuchelter Freude empfangen wurden; und am 12. September verließen sie St. Domingo. Die Reise war wegen immer wieder eintretenden stürmischen Wetters höchst unangenehm, und der Admiral war von der Gicht so angegriffen, daß er

das Bett hüten mußte. Sie landeten im Hafen San Lucar de Barrameda, wo Colombo sich einige Zeit von seinen Mühseligkeiten erholte. Isabella, seine Beschützerin, war eben gestorben. Ferdinand war ihm immer entgegen, und dachte wirklich darauf, die ihm ertheilten Freyheiten zu widerrufen. Im Grunde hatte er dieses bereits gethan, da er mehreren Privatunternehmern die Erlaubniß ertheilt hatte, auf Entdeckung neuer Länder in Westindien anzuziehen.

7.

Colombo's Tod. Amerigo Vespucci.

I. Vom Gefühle des Undanks, den er erfahren, überwältigt *), aufgerieben von Sicht und Mühsal, niedergeschlagen über seine Armuth und Verlassenheit, schied endlich der große Mann mit den Empfindungen der vollsten Ergebung aus diesem Leben zu Valladolid am 20. May 1506. Sein Leichnam ward nach Sevilla gebracht, in der Hauptkirche dieser Stadt mit großem Prunk begraben, und auf Befehl Königs Ferdinand, dessen Eifers-

*) Nächst der Undankbarkeit des Königs schmerzte ihn nichts so sehr, als der elende Dünkel, mit dem viele hochgelehrte Herren auf seine Entdeckung herabsahen, die ihnen nun, nachdem sie gemacht war, so natürlich und leicht vorkam, als hätte jeder von ihnen sie eben so gut machen können. Mit einer so klugen Gesellschaft saß er unter andern einmal zu Tische, als eben gesottene Eier aufgetragen wurden. „Was meint ihr wohl, ihr Herren!“ sagte Colombo, „ob man wohl ein Ey auf dem flachen Tische so auf die Spitze stellen könnte, daß es ohne andere Haltung stehen bliebe?“ Alle erklärten die Sache für unmöglich; kaum daß noch einer oder der andere den vergeblichen Versuch zu machen wagte. „Wohlan, seht her!“ rief Colombo. Er faßte ein Ey, und stieß es so stark nieder, daß es auf der eingedrückten Spitze stehen blieb. „Ja, so hätten wir's auch gekonnt!“ riefen sie alle. „Nun,“ fragte Colombo, „warum habt ihr's denn nicht gethan?“

sucht mit dem Tode des Helden erloschen war, mit einem Marmordenkmal und folgender Inschrift geehrt:

„A Castilla y a Leon nuevo mundo dio Colon.“

II. Die Rechte und Ehren des Vaters erbte sein ältester Sohn Don Diego. Der jüngere, Ferdinand, trat in den geistlichen Stand, und widmete sich gelehrten Forschungen; er durchreiste Europa, um einen großen Bücherschatz zu sammeln, beschrieb die Geschichte seines Vaters, und starb zu Sevilla 1540 oder 1541, nachdem er seine Büchersammlung von 12.000 Bänden den dortigen Dominicanern vermacht hatte. Diego's ältester Sohn Don Luis erhielt nach Kaiser Carl's V. Schiedspruch den Titel eines Admirals von Indien, vertauschte aber die Würde eines Unterkönigs und Statthalters mit dem Titel Marquis von Jamaica und Herzog von Veragua, und bekam statt des dem Colombo angewiesenen Zehnttheils aller Erzeugnisse Indiens einen Jahresgehalt von 10.000 Golddublonen. Sein Erbe wurde sein Nefse Don Diego, welcher im Jahre 1578 ohne Nachkommen starb.

III. Die Ehre, dem von ihm entdeckten Erdtheile den Namen zu geben, ist Colombo nicht zu Theil geworden, sondern einem Zeitgenossen, dem Amerigo Vespucci (Americus Vesputius). Dieser war ein florentinischer Edelmann, der im Fache der Mathematik, Astronomie, Erd- und Schifffahrtskunde treffliche Kenntnisse besessen haben soll. Als nach den Entdeckungen des Colombo mehrere reiche Spanier die Erlaubniß erhielten, Privatunternehmungen nach dem neuen Indien hin zu machen, ging Vespucci in Begleitung des Djeda, eines Spaniers, der eine solche Ausrüstung führte, dorthin, und gab sich in der Beschreibung, die er nach seiner Rückkehr von dieser Reise einem seiner Landsleute sendete, das Ansehen, als ob er zuerst das Continēt der neuen Welt gesehen und betreten habe. Dadurch ist es denn geschehen, daß Amerika nach ihm benannt worden ist, aber nicht durch ihn; denn die entdeckten Länder hießen geraume Zeit nur

die neue Welt, und der Name Amerika ist erst später in allgemeinen Gebrauch gekommen *).

8.

Entdeckung des Seewegs nach Ostindien.

I. Während die Spanier in ihrem neuen Indien ungewissen Schätzen nachspürten, die erst noch gefunden werden sollten, verdoppelten die Portugiesen ihren Eifer, zu den gewissenen Reichthümern des alten Indiens auf dem Wege zu gelangen, den Bartholomäus Diaz eröffnet hatte. Eine Flotte von vier Schiffen unter dem trefflichen Seemann Vasco da Gama sollte die Umschiffung des Vorgebirges der guten Hoffnung versuchen.

Vasco da Gama war geboren zu Sines, einer kleinen Seestadt in Portugal, und stammte aus einem edlen Geschlechte. Da sich sein Muth und seine Klugheit schon öfter erprobt hatten, so glaubte König Emanuel keinem Bessern die Leitung dieses Unternehmens anvertrauen zu können. Er selbst übergab ihm daher feyerlich die Fahne, die er mitnehmen sollte; es war das Kreuz des Christus-Ordens daraufgestickt, dessen Großmeister Heinrich der Seefahrer gewesen war.

II. Am 9. July 1497 bestieg Vasco das Admiralschiff, das den Namen des Erzengels Gabriel führte. Sein Bruder Paul hatte den Oberbefehl über das zweyte und Nicolaus Coelho über das dritte Kriegsschiff. Das vierte, eine Barke mit Lebensmitteln, führte Gonzalez Nunnez, ein Diener Gama's. Am 20. November umschiffte Gama das Vorgebirge der guten Hoffnung, Anfangs 1498 kam er an die Ostküste von Afrika, und am 1. März lief er in den Hafen von Mozambique ein, wo seine Mannschaft in große Gefahr gerieth, als verlautete, daß die angekommenen Fremdlinge Christen wä-

*) In unsern Tagen hat eine südamerikanische Republik den Namen Columbien angenommen.

ren; doch sein Geschütz rettete ihn. In Mombaza ward er eben so feindlich behandelt; aber desto freundlicher nahm ihn der König von Melinde auf, der ihm versprach, mit den rückkehrenden Schiffen einen Gesandten an den König von Portugal abzuschießen. Der Admiral nahm von Melinde einen, der Schifffahrt sehr kundigen Mohammedaner aus Guzerat und einen erfahrenen Piloten mit, und, 700 Meilen quer über den Ocean, gerade auf die Küste von Malabar zusteuern, kam er im May (zu Anfang des Winters dieser Weltgegend) in Calcutta an, wo der mächtige Beherrscher des Landes, den man Zamorin, d. h. Oberkönig oder Kaiser, nannte, seinen Sitz hatte. Als Gama dem Fürsten Nachricht von seiner Ankunft gegeben, sandte dieser ihm einen kundigen Piloten, um die Fremdlinge in den Hafen zu bringen, in den sie dann auch am 19. May 1498 einliefen.

III. Am dritten Tage nach seiner Ankunft ward Gama zu dem Zamorin eingeladen. Er ging mit zwölf seiner Gefährten, und gab seinem Bruder Paul Befehl, im Falle er umkommen sollte, die Nachricht von der glücklichen Entdeckung nach Portugal zu bringen. Vasco und des Zamorin Abgeordneter wurden in Tragsesseln von schnellfüßigen Malabaren leicht und sicher getragen. Der Zamorin, auf einem prächtig geschmückten Lager ruhend, empfing den Portugiesen freundlich, und nahm das Schreiben des Königs Emanuel aus Vasco's Hand. Diese günstige Aufnahme machte die mohammedanischen Kaufleute besorgt und eifersüchtig. Sie erweckten Argwohn bei dem Fürsten, daß die Fremdlinge, die jetzt bittend sich ihm nahten, wohl bald mit Waffenmacht sein Land angreifen würden. Man überredete ihn sogar, die vertwegenen Seefahrer wären Räuber, nicht Abgesandte. Der Zamorin verrieth diesen Verdacht laut, als Gama wieder vor ihm erschien; aber dieser antwortete mit so viel Festigkeit und Würde, daß der Fürst überrascht ihn anhörte und seinen Worten traute. Er bath

die Portugiesen, auf ihre Schiffe zurückzukehren, und versprach, unterdessen eine befriedigende Antwort an den König Emanuel zu entwerfen. Aber Gama's Feinde machten einen neuen Anschlag. Sie nahmen sieben Portugiesen gefangen, und weder Bitten noch eine andere gelinde Maßregel konnte sie bewegen, die Gefangenen frey zu lassen. Einige Fischerkähne der Eingebornen gingen indeß in die See. Da ließ Gama Jagd auf sie machen, und zwanzig Fischer wurden gefangen. Darauf ließ er sogleich die Segel aufziehen, als ob er abreisen wollte. Dieses wirkte. Der Zamorin schickte sogleich die Gefangenen zurück, entschuldigte die Nachstellungen, welche die Portugiesen von seinen Unterthanen erfahren hatten, und sandte dem Oberbefehlshaber den Brief an den König Emanuel. Gama reiste ab, nahm aber einige gefangene Indianer mit, um diesen Fremdlingen seine Heimath zu zeigen; dem Zamorin ließ er deßhalb schreiben: er wolle die Gefangenen nicht aus Rache für die erlittenen Kränkungen entführen, sondern sie sollten nur gleichsam ein Unterpfand seyn, daß er eines Tages mit ihnen zu Indiens Küsten zurückkehren werde, wenn sein König sie gesehen und aus ihrem Munde genauere Nachricht von ihrer Heimath erhalten hätte, wogegen sie auch ihrem Fürsten Kunde von Portugal bringen könnten.

Auf der Rückkehr besuchte Gama wieder den König von Melinde, der ihn auch diesmal wohlwollend aufnahm. Nicolaus Coelho segelte den übrigen Schiffen voran, und erschien zuerst im Hafen von Lissabon, wo bald nachher — am 29. August 1499 — auch Gama einlief, nachdem er seinen Bruder Paul, der an einer Krankheit gestorben war, auf der Insel Terceira begraben hatte. Zwey Jahre und zwey Monate hatte er auf seiner Reise — der längsten und schwierigsten, die vielleicht seit der Erfindung der Schifffahrt gemacht worden war — zugebracht, und von 160 Gefährten, die er mitgenommen, kehrten nur 55 mit ihm zurück.

IV. Nach seiner Ankunft machte Gama eine Woche hindurch geistliche Uebungen in dem nahegelegenen Kloster, und hielt darauf seinen festlichen Einzug in die Stadt, in der, ihm zu Ehren, allerley öffentliche Lustbarkeiten angestellt wurden. König Emanuel ertheilte allen Gefährten des kühnen Seefahrers würdige Belohnungen, und Vasco selber erhielt für sich und seine Nachkommen den Ehrentitel Dom, die Würde eines Admirals der östlichen Meere, und 3000 Ducaten jährliche Einkünfte; ein Theil des Reichswappens ward in sein Geschlechtswappen gesetzt, und ihm erlaubt, bey jeder Handelsreise nach Indien 200.000 Cruzados auf eigenen Gewinn einzulegen. Einige Zeit nachher ward ihm auch noch die Würde eines Grafen von Vidigueira verliehen.

9.

Nächste Unternehmungen der Europäer in Ost- und West-Indien.

I. König Emanuel eilte, von Gama's glücklicher Entdeckung den schnellsten Gebrauch zu machen. Eine Flotte von 13 Schiffen ward den 8. März 1500 unter den Befehlen des klugen und muthigen Admirals Pedro Alvarez Cabral abgesandt, der den Auftrag erhielt: wenn gütliche Unterhandlungen nichts fruchten sollten, durch die Waffen festen Fuß in Indien zu fassen. Cabral wurde durch Stürme nach Westen verschlagen, und entdeckte zufällig das feste Land im Süden von Amerika. Er ankerte an einem Orte der Küste, den er Porto Seguro nannte. Das Land selbst nannte er Santa Cruz, und nahm es für den König von Portugal in Besiz, ohne eine Niederlassung anzulegen. Späterhin erhielt dieses Land den Namen Brasilien von einem Färbholz, welches daselbst häufig gefunden ward, und welches man, da sein Ansehen dem einer glühenden Kohle (portugiesisch Brasa) gleicht, Brasilienholz genannt hatte. Nachdem Cabral

eines von seinen Schiffen mit der frohen Botschaft nach Lissabon abgefertiget hatte, brach er mit den übrigen am 5. May 1500 von Brasilien auf, und wandte sich nach dem Vorgebirge der guten Hoffnung. Auf diesem Wege ereilte ihn ein entsetzlicher Sturm, und er hatte den Schmerz, mehrere seiner Schiffe, und mit denselben den wackern Entdecker des Cap's, Bartholomäus Diaz, vor seinen Augen vom Meere verschlungen zu sehen. Nach vielen Gefahren erreichte er endlich, nur noch 6 Schiffe stark, Melinde, und am 13. September lief er in den Hafen von Calecut ein. In einer Zusammenkunft mit dem Zamorin erklärte er diesem, daß er hergesandt sey, für Gold und Silber indische Waaren einzukaufen, und bath um eine Niederlage für diese Waaren. Der Zamorin gewährte dieß anfangs; aber durch die Ränke der Mohammedaner entstanden bald wieder Zwistigkeiten, die Portugiesen wurden in dem ihnen eingeräumten Hause angegriffen, und mehrere erschlagen. Cabral nahm dafür blutige Rache: er verbrannte den Indiern sechs Schiffe, und ließ Calecut beschießen, wobey 300 Menschen das Leben verloren. Hierauf ging er unter Segel und besuchte bey seiner Beschiffung der malabarischen Küste die kleinen Könige von Cochim und Cananor, die ihn aus Haß gegen den Zamorin, dem sie zinspflichtig waren, freundlich aufnahmen und mit einer reichen Ladung indischer Waaren versahen, mit denen er am 23. Juny 1501 glücklich in Portugal ankam. — Im März 1502 ward Vasco da Gama mit zwanzig Schiffen von neuem nach Ostindien ausgesandt. Auf dem Wege dahin machte er Quiloa zinsbar. In Ostindien verschaffte er den Portugiesen durch gebrauchte Gewalt mehr Achtung und beträchtliche Handelsvorthelle. Auch nahm er mehrere saracenische Schiffe weg, auf denen er eine so reiche Beute, selbst an Gold, Perlen und Edelsteinen fand, daß er, überflüssig für seine Fahrt belohnt, nach Lissabon zurückkehrte, wo er den 10. November 1503 ankam. — Noch

vor seiner Rückkehr segelten schon wieder zwei Geschwader nach Indien, unter Franz Almeida und Alphons Albuquerque. Der erstere restituirte den Fürsten von Cochim, dessen Land der Samorin, nach der Abreise des Sama, erobert hatte. Aus Dankbarkeit erlaubte er den Portugiesen, ein kleines hölzernes Fort an seiner Küste zu erbauen; und dieß ist die erste Niederlassung der Portugiesen in Ostindien. Nachdem beyde Flotten sich mit indischen Gütern reich beladen hatten, kehrten sie wieder nach Portugal zurück; im Fort aber blieb zur Sicherheit der Portugiesen Eduard Pacheco Pereira, der sich hier mit 150 Mann und 2 Schiffen gegen 40,000 Streiter und 200 Schiffen des Samorin behauptete.

II. Jetzt erschien, von König Emanuel zum Vizekönige von Indien ernannt, Franz Almeida mit 22 Schiffen in den indischen Gewässern (1505—1509). Er gründete mehrere Festungen, setzte Waarenpreise fest, und richtete Marktplätze ein, von welchen er die Mohammedaner ausschloß. Die Insel Ceylon ward 1506 (durch seinen Sohn Lorenzo) entdeckt, und daselbst ein friedlicher Verkehr mit Portugal angeknüpft. Auch ward die Insel Sumatra 1506 zum ersten Male von Portugiesen besucht. Zur Sperre des arabischen und persischen Meerbusens errichtete Almeida eine Kette von festen Plätzen und Factoreyen. Zwar wurden die Venetianer dadurch veranlaßt, den Sultan der Mamelucken in Aegypten zu einem Angriff auf die Portugiesen in Ostindien zu bestimmen, weil beyde durch die Gründung des portugiesischen Alleinhandels außerordentlich verloren; auch erlitten die Portugiesen eine Niederlage, nachdem sich die Flotte von Cambaya mit der ägyptischen (1508) vereinigt hatte. Almeida schlug aber bald darauf (3. Februar 1509) die combinirte Marine der Mamelucken und der indischen Fürsten. Noch im nämlichen Jahre wurde er nach Portugal zurückgerufen, und auf der Rückreise an der afrikanischen Küste von Hottentotten, mit denen die Portugiesen

ins Handgemeine gekommen waren, erschlagen. — Sein Nachfolger, der große Alphons Albuquerque, steigerte als Vicekönig (1509 — 1515) die portugiesische Macht in Ostindien aufs höchste. Wenn gleich seine erste Eroberung von Ormus ohne Folgen war, und seine colossalen Pläne, den Nil in Abyssinien, das mit Portugal im Bunde stand, abzugraben, und nach dem arabischen Meerbusen zu leiten, Suez zu vernichten und Mecca und Medina zu plündern, nicht ausgeführt werden konnten; so war er es doch, der in dem von ihm 1510 eroberten Goa (bis dahin eine Besizung des Sultans Adeltchan von Decan) den Mittelpunkt der portugiesischen Herrschaft in Ostindien und den Sitz der Vicekönige begründete, und durch die Eroberung von Aden 1513 den Portugiesen das rothe Meer eröffnete. Unläugbar trug der hohe Geist und die ausgedehnte Gewalt der ersten portugiesischen Vicekönige mehr noch, als die Betriebsamkeit der Kaufleute, zur Begründung der portugiesischen Handels Herrschaft in Ostindien bey. Kaum war Goa behauptet, so ward auch Malacca auf der südlichen Spitze der Halbinsel jenseits des Ganges, der Insel Sumatra gegenüber, genommen. Hier bante Albuquerque 1511 eine Festung, und empfing die Gesandtschaften aus Siam und Pegu, deren Beherrscher die Freundschaft der Portugiesen suchten. Ein Theil seiner Flotte drang weiter vor, und entdeckte Java, Amboina und die Molucken; er selbst eroberte 1515 zum zweyten Male Ormus. Jetzt gehorchten Cochim, Diu und Daman auf Malabar, so wie Negapatnam und Meliapur auf Coromandel, den Portugiesen. Großes Verdienst um das ostindische Colonialsystem der Portugiesen erwarb sich Albuquerque besonders dadurch, daß er die unter seinen Nationalen tief gesunkene Disciplin herstellte, sie den Gehorsam gegen Gesetze, Ordnung und Kriegszucht wieder kennen lehrte, und die zerstreuten Niederlassungen durch Flotten und Befehle zusammenhielt. Doch verkannt, wie Colombo von den Spaniern, ward er

nach Lissabon zurückgerufen, und ihm ein Nachfolger ernannt, welchem zwey Menschen zur Bekleidung ansehnlicher Posten in Indien beygegeben waren, die er einst zur Strafe ihrer Unthaten als Gefangene nach Portugal geschickt hatte. Aber noch ehe der neue Vicelkönig ankam, starb Albuquerque. Er starb arm, denn er hatte nicht für sich, sondern für sein Vaterland gelebt. Er starb auf dem Meere, das er Portugal unterworfen hatte und wohin er sich bringen ließ, im Angesichte von Goa (16. Sept. 1515). — Im Jahre 1517 kam der erste Portugiese, Andrada, in China an, und seit 1542 ward auch Japan den Portugiesen durch verschlagene Schiffe bekannt. Die Insel Borneo entdeckte 1526 der Portugiese Vasco Laurenz. — Damals beherrschte also Portugal ausschließend die Westküste von Afrika vom grünen Vorgebirge bis zum Cap; die südöstliche Küste, Mozambique, Mombaza, Melinde, Quilloa waren durch friedliche Niederlassungen und Bündnisse in seiner Gewalt; der arabische und persische Meerbusen blieben gegen die mohamedanischen Schiffe gesperrt, und portugiesische Gesetze galten von der Mündung des Indus bis zum Cap Comorin, auf Ceylon bis zu den Molucken.

III. Acht Jahre nachdem Cabral Brasilien entdeckt und für Portugal in Besitz genommen hatte, ward in den Antillen Cuba von dem Spanier Ocampo (1508) umsegelt, und Porto Rico von Johann Ponce besetzt. Allmählig versuchten auch die Spanier, nachdem Alphons Djeda und Nicusseä (1510) die Landenge Darien entdeckt hatten, Niederlassungen auf dem festen Lande in Amerika. — Während dem hatte bereits 1496 Cabot, ein Venetianer in englischen Diensten, die Küste von Newfoundland, der Portugiese Cortereal 1500 einen Theil derselben Küste und der Küste von Labrador, und der Franzose Cartier 1534 Canada aufgefunden. — Florida und die Küste von Neuengland entdeckte 1512 der Spanier Ponce de Leon, und 1515 der Spanier Diaz de

Solis den Rio Janeiro und den La Plata; doch ward er an dem letztern von den Wilden erschlagen und gefressen. Die eigentliche Verschiedenheit Amerika's von Asien überhaupt und Ostindien insbesondere ward erwiesen durch Balboa's Entdeckung der Südsee (1513) und durch Magelhan's Auffindung der südlichsten Meerenge von Amerika, die nachher seinen Namen erhielt (1519).

10.

Entdeckung der Südsee und der Magelhan'schen Meerenge. Erste Reise um die Erde.

I. Vasco Nugnez Balboa war ein Mensch von ganz gemeiner Herkunft, der aber auf einer Reise nach der Erdenge Darien so ausgezeichnete Beweise von Muth und Klugheit ablegte, daß alle seine Kameraden ihn einstimmig zu ihrem Anführer wählten. Er machte ihrem Vertrauen Ehre, und stiftete die erste Colonie auf dem festen Lande, die er Santa Maria nannte. Sein nächster Wunsch war nun, sich zu seiner neuen Würde aus Spanien königliche Autorisation zu verschaffen. Diese konnte er nicht sicherer hoffen, als wenn er sich mit reicher Beute vor dem Throne einfände. Er trieb daher auf seinen Streifereyen von den Wilden so viel Goldblech ein, als er bekommen konnte, und wußte sich diese Menschen durch ein freundliches Benehmen so geneigt zu machen, daß sie ihm alles willig hingaben. Einst, als ein junger Cacique die Spanier wegen der Theilung eines Goldhaufens in heftigen Streit gerathen sah, rief er ihnen zu: „Wenn euch nach diesem unnützen Lande so sehr verlangt, so dürft ihr nur nach jenem Lande gehen, dort drüben an dem andern Ocean, der sechs Sonnen (Tagreisen) von hier liegt.“ Er meinte Peru, und der andere Ocean war die Südsee, die Colombo immer geahnet hatte. Balboa eilte, einen treuen Botschafter mit dieser Entdeckung nach Hispaniola zu schicken, und sich den Statthalter durch ein ansehnliches Geschenk geneigt zu machen. Zugleich ver-

stärkte er sich von dort aus mit frischen Kriegeren, die von der Aussicht auf große Reichthümer gelockt wurden, an den unaussprechlichen Mühseligkeiten und Drangsalen Antheil zu nehmen, die mit einer ersten Wanderung durch diese ungebahnten Wildnisse, Wälder, Sümpfe und Gebirge verbunden seyn mußten. Hundert und neunzig kühne Abenteurer setzten sich nun in Marsch, um dem Könige von Spanien ein Land zu erobern, das von wilden Völkerschaften zahlreich bedeckt war. Balboa's großes Talent, die Gemüther zu beherrschen, zeigte sich auch in seinem Verkehr mit den Caciquen, die er unterwegs antraf. Er machte sie sich alle zu Freunden, und mehr als tausend Indianer folgten ihm freywillig, um den Spaniern ihr Gepäck nachzutragen. Die feuchten Niederungen in dieser höchst ungesunden Gegend Amerika's, die breiten Ströme, die hohen Berge, die dichtverwachsenen Wälder, das Geschmeiß zahlloser Schlangen und andern giftigen Ungeziefers, der Mangel an frischem Wasser und an hinreichender Nahrung für so viele — dieses alles machte die Reise zu einer der beschwerlichsten, die je unternommen worden sind. Balboa schlug alle Klagen seiner murrenden Gefährten durch seine Theilnahme an ihren Drangsalen nieder. Immer war er der erste, wenn ein Morast zu durchwaten, oder ein Weg durch ein wildes Gesträuch zu durchhauen war; kein Zug von Verdrossenheit trübte seine immer heitere Miene. — Indesß waren aus den sechs Sonnen schon fünf und zwanzig geworden, da man bey aller Anstrengung manchen Tag kaum eine Meile weit vorbringen konnte. Endlich kamen sie an einen hohen Berg. Da sagten die Indianer: wenn sie den erstiegen hätten, so würden sie den Ocean vor sich liegen sehen. Diesen entzückenden Anblick mußte sich der begeisterte Balboa zuerst verschaffen; er ließ seine Leute unten und stieg allein hinauf. Und siehe, da lag das weite Weltmeer vor seinem trunkenen Auge, und wälzte die dunkeln Wogen aus unabsehbarer Ferne vom äußersten Horizont herauf. Er

breitete die Arme aus, fiel auf seine Kniee und dankte Gott mit heißen Freudenthränen, daß er ihn bis hieher geführt habe. Seine Gefährten hielten sich nun auch nicht länger, sondern stürzten hinauf, und theilten auf dem Gipfel des Berges seine Empfindungen. Dann ging er hinab an den Strand, ging mit Schwert und Schild bis an die Brust ins Wasser, und nahm mit dem gewöhnlichen Spruch das Weltmeer für den König von Spanien in Besiz. (Dieser Theil der Südsee war ein Meerbusen, der ostwärts von Panama liegt.) Auch hier verband Balboa sich die Indianer durch sein biederer Betragen; sie brachten ihm Lebensmittel in Menge, und die Taciquen schenkten ihm Perlen und Gold. Ueberall bestätigte sich die Sage von dem reichen Goldlande, südwärts von hier, aber auch von dessen mächtigem Könige. Das letztere bewog ihn, umzukehren und Verstärkung zu holen; und so kam er denn im Anfange des Jahres 1514 mit großem Ruhme und noch größern Reichthümern in Santa Maria wieder an. Er sandte nun dem Könige Ferdinand einen Bericht von seinen Entdeckungen, welche in Spanien als das endlich aufgefundene Mittel, auf einem andern Wege als um das Cap nach Indien gelangen zu können, außerordentliche Freude erregte. Aber die Statthalterschaft wurde nicht dem hochverdienten Balboa, sondern einem andern, Namens Pedrarias Davila, ertheilt. Dieser ging mit 15 tüchtigen Schiffen und 1200 Soldaten dahin ab, zu denen sich noch 1500 Edellente freywillig gesellten; denn das Gerücht hatte die Reichthümer jener Länder so vergrößert, daß in Spanien eine Sage ging, man dürfe dort nur ein Netz ins Meer senken, um Gold zu fangen. Balboa, in ein grobes leinenes Wams und in Schuhen von geflochtenen Hanfstricken gekleidet, war eben mit einigen Indianern beschäftigt, seine Hütte mit Rohr zu decken, als eine große Gesellschaft spanischer Herren auf ihn zukam, die ihm die Ankunft des Pedrarias und dessen Ernennung zum Statthalter verkündeten. Balboa unterwarf

sich ohne Umstände den Befehlen des neuen Gebieters, der es jedoch für gut fand, ihm für die Anmaßung seines unerlaubten Commando's eine ansehnliche Geldstrafe abzufordern. Pedrarias konnte übrigens die ungeheuern Reichthümer dieses Landes gar nicht finden. Vielmehr litt er an vielen europäischen Bequemlichkeiten Mangel, und das ungesunde Klima raffte ihm in kurzem gegen 600 Menschen weg. Die übrigen, die er nicht zu beherrschen verstand, durchstreiften wie Räuber das Land, plünderten die Wilden, und betrugten sich so gewaltthätig, daß alle die schönen Freundschafts-Verhältnisse augenblicklich zerstört wurden, die Balboa mit den Caciquen gestiftet hatte. Noch einmal wagte dieser durch seine Freunde in Spanien einen Versuch auf die Gerechtigkeit des Königs, und erhielt wirklich den Adelantado- oder Unterstatthalter-Posten über die Länder an der Südsee. Pedrarias mußte ihm vier Brigantinen bewilligen, mit denen er sein Lieblingsproject, die Entdeckung von Peru, auszuführen eilte. Aber er war nicht schnell genug, der Gewalt eines eifersüchtigen Obern zu entfliehen; denn, ehe er sich dessen versah, ward er vor den Statthalter gerufen, eines vor-gebliebenen Verbrechens beschuldigt, zum Tode verurtheilt, und, obschon die ganze Colonie mit Einem Munde für ihn bath, öffentlich hingerichtet.

II. Ferdinand Magellan, ein Portugiese, hatte, nach vielen tapfern Thaten in Ostindien, aus Erbitterung über erlittene Ungerechtigkeiten den Dienst seines Königs verlassen und sich nach Spanien gewendet. Hier machte er sich gegen den Monarchen anheischig, einen Weg nach Ostindien durch Amerika zu entdecken, und erhielt eine Flotte von 3 Schiffen, mit denen er am 10. Aug. 1519 die Küste von Sevilla verließ. Er hatte 234 Mann am Bord, über die er sich ausdrücklich das Recht über Leben und Tod hatte ertheilen lassen. Von den Canarien wandte er sich sogleich südlich, und untersuchte jede Bay an der Küste von Südamerika. Erst am 20. Januar 1520 er-

reichte er die Mündung des La Plata. Von nun an hatte er mit rauher Bitterung und gefährlichen Klippen zu kämpfen; und als er den 48. Grad südlicher Breite erreicht hatte, sah er sich genöthigt, in den Hafen St. Julian (31. März) einzulaufen, und daselbst den Winter abzuwarten, der bekanntlich jenseits der Linie in unsere Sommermonate fällt. Hier geschah nun, was er längst gefürchtet hatte. Diejenigen seiner Leute, welche daheim in Spanien Weiber und Kinder zurückgelassen hatten, sahen keinen Grund, warum sie sich Tag für Tag in unbekannten Weltgegenden, auf stürmischen Meeren, allen Gefahren um eines Abenteurers willen preisgeben sollten. Es entstand eine furchtbare Empörung: sie vergriffen sich an den Anführern der Schiffe, und wählten andere, von denen sie nach Hause geführt seyn wollten. Mit großer Klugheit und mit Hülfe einiger weniger Getreuen ergriff Magelhan hierauf die Räbelsführer, und ließ sie hinrichten, so wie zwey heimliche Aufbecker in der bden Wildniß aussetzen. Endlich erreichte er nahe am Feuerlande die erwünschte Straße. Seine Freude war unbeschreiblich; doch wurde sie ihm durch den Verlust eines Schiffes verbittert, das er ausgesandt hatte, eine Bay zu untersuchen, und das sich nachher nicht wieder zu ihm finden konnte. Ein anderes hatte ihm ohnehin schon früher ein Sturm zerschmettert. Zwanzig Tage kreuzte er hierauf in der krummen höchst gefährlichen Straße herum, und am 27. November 1520 erblickte er die unermessliche Südsee. Ein günstiger Wind trieb ihn nun quer durch diesen weiten Ocean so ununterbrochen fort, und der Himmel war so unveränderlich heiter, daß Magelhan sich bewogen sah, dieses Meer das stille zu nennen. Während iner Zeit von drey Monaten und zwanzig Tagen glitten die drey Schiffe so fort, ohne Land zu sehen. Wie hätte er auf eine solche Fahrt gefaßt seyn können? Die Lebensmittel gingen ihm aus, frisches Wasser fehlte gänzlich, und die Sonne schoß ihre Strahlen fast senkrecht auf die Köpfe der Schiffenden,

Kein Wunder, daß fast die ganze Mannschaft erkrankt war, als man endlich am 6. März 1521 eine kleine fruchtbare Inselgruppe erreichte. Magelhan nannte sie die Diebsinseln, weil er die Eingebornen sehr diebisch fand. Das klarste Wasser und ein Ueberfluß von erfrischenden Früchten in diesem heitern Clima stellte alle seine Kranken in kurzem völlig her. Er segelte darauf nach den von ihm so genannten Philippinen, und das war das ungehoffte Ziel seiner Reise. In einem unglücklichen Gefechte mit den feindseligen Wilden fand er hier durch einen indianischen Spieß seinen Tod (26. April 1521). Der Rest der kleinen Mannschaft setzte nun auf zwey Schiffen die Reise fort, und erreichte am 8. November die große Insel Borneo. Von da kamen sie nach Tidor, einer der Molucken, wo sie schon Portugiesen fanden, die sich über ihre Ankunft nicht wenig wunderten. Hier mußte sich die Mannschaft des einen höchst beschädigten Schiffes an die Portugiesen ergeben; das andere Schiff aber trat mit einer guten Ladung moluckischer Gewürze, die es in der Geschwindigkeit eingenommen hatte, die Reise nach dem Vorgebirge der guten Hoffnung, und so weiter nach Spanien an, wo es, nach vielen Unglücksfällen, am 7. September 1522 glücklich in den Hafen einlief, von welchem es vor drey Jahren ausgesegelt war. So wurde die erste Reise um die Erde vollbracht.

11.

Eroberung von Mexico.

I. Diejenigen Spanier, welche von Cuba aus die Küsten des großen Reiches von Mexico auf dem festen Lande Amerika's besucht hatten, hatten sehr günstige Nachrichten von dem Anbau und den Schätzen dieses Reiches mitgebracht. Da beschloß der Statthalter auf Cuba, Jacob Velasquez, die Unterjochung desselben. Den Auftrag zu dieser Unternehmung ertheilte er dem Ferdinand Cortez, einem tapfern aber armen, und, wie es schien, nicht allzu-

klugen Edelmannes, von welchem der Statthalter hoffte, daß er wohl die Arbeit für einen billigen Vortheil auf sich nähme, die Ehre aber und den Hauptgewinn ihm überließe. So erhielt demnach Cortez seine Bestallung und eilf Schiffe, wovon jedoch die meisten nur offene Barken waren. Von dem Augenblicke an zeigte er in seinen Vorkehrungen zur Abreise eine solche Klugheit und ein so großes Talent, die Herzen zu gewinnen, daß dem Velasquez schon seine Wahl zu gereuen anfang. Cortez merkte dieses nicht so bald, als er schnell absegelte, und seinen ganzen Schiffsvorrath erst in einigen entfernten Häfen der Insel einnahm, wohin ihn aber die Mißgunst des Velasquez so schnell verfolgte, daß ihn nur die treue Anhänglichkeit der Seinen und die größte Vorsicht und Schnelligkeit retten konnte. Obgleich also mit einer Bestallung versehen, handelte er doch als Rebell, da ihn Velasquez dieselbe hatte wieder abfordern lassen. — Am 19. Februar 1519 verließ die Flotte Cuba, und steuerte auf Mexico zu. Auf ihr waren 617 Mann, welche mit 13 Musketen, 16 Pferden und 14 kleinen Kanonen ein Land zu erobern hofften, das mehrere Millionen Menschen aufbringen konnte. Die erste Landung geschah bey dem nachherigen Flecken, S. Juan de Ulloa, am 2. April. Als man das Land betreten hatte, fand man allerdings eine weit zahlreichere Bevölkerung und einen höhern Grad von Cultur, als in den bisher besuchten Ländern. Ein besonderes Glück war es, daß man mit den Einwohnern durch eine Indianerin unterhandeln konnte, welche sowohl das Mexicanische verstand, als eine andere Sprache jener Gegenden, deren wiederum ein Spanier mächtig war, da er acht Jahre unter diesen Indianern als Gefangener gelebt hatte. Im Anfang verschaffte den Spaniern schon ihr bloßes Aeußere, ihre Wärte und ihre Bekleidung Ehrfurcht, und die Eingebornen waren lange zweifelhaft, ob sie sie für ihres Gleichen oder für höhere Wesen halten sollten. Man erfuhr, daß alle hier herum wohnenden Völkerschaften einem sehr mächtigen

Könige, Namens Montezuma, zinsbar wären, der etwa 40 Meilen von dort in einer großen Stadt wohnte, und sehr prächtig lebte. Er hielt sich Schnellläufer in allen Gegenden seines Reiches, die ihm jeden merkwürdigen Vorfall berichten mußten; und durch diese erfuhr er auch sehr bald die Ankunft der wunderbaren Fremden. In kurzem erschienen Gesandte von ihm an Cortez, welche diesem reiche Geschenke brachten, und ihn fragten, was er begehre. Cortez nannte sich einen Abgesandten des großen Königs der Spanier, von dem er einen wichtigen Auftrag an die Person des mexicanischen Königs habe. Nach einiger Zeit erschienen sie wieder, ersuchten ihn im Namen ihres Herrn, das Reich zu verlassen, und fügten ihrer Bitte noch größere Geschenke, als das erste Mal, hinzu. Aber sie bedachten nicht, daß sie ihn gerade durch das nur näher lockten, wodurch sie ihn zur Rückkehr zu bewegen suchten. Cortez bestand auf dem Besuch, und, nachdem er an der Küste des Meeres ein Fort, Vera Cruz, gegründet hatte, beschloß er immer weiter vorzurücken. Um aber auch zu wissen, ob er bey seinen Leuten auf gleiche Begeisterung rechnen dürfe, wagte er zwey kühne Schritte. Einmal erwählte er aus den im neuen Fort sich niederlassenden Colonisten ein Magistrats-Collegium, welches im Namen des Königs die Gerichtsbarkeit ausüben sollte. Vor diesem legte er feyerlich seine Bestallung und seinen Commandostab nieder, und ersuchte die Herren, nach ihrer besten Einsicht den Würdigsten im Heere zum Feldherren zu wählen. Man kann leicht denken, daß der Commandostab in keines andern, als in seine Hände wieder zurückkam. Aber noch war er immer nicht der Treue des ganzen Heeres gewiß; denn es gab mehrere sehr eifrige Freunde des Velasquez darunter, die nicht aufhörten, insgeheim ihm entgegen zu arbeiten. Kraft seiner neu verstärkten Autorität ließ er nun die Meuterer gefangen setzen; und um den Seinigen alle Gelegenheit zum Rückzuge abzuschneiden, bewog er sie mit seltener Ueberredungskunst, alle

ihre Schiffe zu zertrümmern. So ließen sich in einem Anfall von Heroismus, der in der Geschichte fast ohne Beyispiel ist, sechshundert Menschen freywillig in ein fremdes Land einsperren, und sich selbst alle Wege zur Flucht verschließen. — Cortez rückte nun weiter in das Land hinein. Die gute Mannszucht, die er hielt, die Würde, mit der die Spanier einherschritten, die Reiter, die man mit ihren Pferden für ein monströses Ganze hielt, der Donner des Geschüßes — alles dieses erfüllte die Mexicaner mit Furcht und Achtung vor den mit übermenschlichen Kräften begabten Fremden. Der Cacique von Zempoalla, längst unzufrieden mit der drückenden Herrschaft Montezuma's, ergriff begierig die Gelegenheit, das verhasste Joch abzuschütteln, und verband sich mit Cortez förmlich. So friedlich verstanden sich die Tlascalaner, eine kriegerische Völkerschaft, die ihre Unabhängigkeit gegen das mexicanische Reich tapfer behauptet hatte, nicht dazu; aber nachdem ihre Ueberzahl gegen die spanische Kriegskunst vergeblich gestritten hatte, und sie in mehreren Treffen besiegt worden waren, schlossen sie Frieden, und erkannten sich, nach Cortez Verlangen, als Vasallen der castilischen Krone. Diese Völkerschaften brachten den Spaniern Lebensmittel in Ueberfluß, und Cortez ermangelte nicht, sich ihrer Oberhäupter durch kleine Geschenke zu verbinden, indeß er ihnen bey jeder Gelegenheit zeigte, wie gefährlich es sey, ihm ungehorsam zu seyn. Besonders hingen die Tlascalaner ihm nun so sehr an, daß sie ihm zu Tausenden folgten, und sich bereit erklärten, mit ihm gegen Montezuma zu sechten. Dadurch ward Cortez Heer so ansehnlich verstärkt, daß er kein Bedenken trug, gerade auf die Hauptstadt loszugehen. — Diese zeigte sich ihnen endlich in ihrer ganzen Ausdehnung mit ihren weißen Häusern und Tempeln, bewunderungswürdig genug für ein Volk, das weder Zugvieh noch Eisen kannte. Die Spanier schätzten die Zahl der Einwohner etwa auf 60,000. Die Stadt lag auf einer Insel in einem See, und man konnte nur auf

langen Dämmen zu ihr kommen. Cortez drang vorsichtig auf einem dieser Dämme vor, und stand mit seinem ganzen Heer in der Stadt, ehe Montezuma mit sich einig werden konnte, ob er ihn als Freund oder Feind empfangen sollte. Er erschien endlich selbst auf einem kunstreichen Tragsessel, umringt von seinen Großen, die in eine Art von kattunenen Mänteln gekleidet, und, zur Freude der Spanier, mit Goldblechen reichlich behängt waren. Er staunte die seltsamen weißen und härtigen Gäste an, und begrüßte den Cortez so höflich, daß die Mexicaner, welche von dem stolzen Monarchen noch nie dergleichen gesehen hatten, steif und fest glaubten, die Fremden müßten von übermenschlichem Ursprunge seyn. Cortez quartirte sich hierauf mit den Seinen in ein weitläufiges steinernes Gebäude ein, das er unvermerkt so viel als möglich besetzte. Geladene Kanonen und die sorgfältigsten Wachen sicherten ihn vor jedem Ueberfall. Und nun ging er darauf los, dadurch, daß er den König zur Unterwerfung nöthigte, der völlige Beherrscher des Landes zu werden.

II. Montezuma hatte dem Cortez schon mehrere Besuche abgestattet, und von ihm Gegenbesuche erhalten, als dieser eines Tages, nach genauer Verabredung mit seinen Soldaten, sich mit seinen besten Officieren in die Wohnung des Königs begab. Sein erstes Gespräch betraf folgenden Vorfall. Ein mexicanischer Feldherr hatte die mit den Spaniern verbündeten Völker angegriffen, und die Besatzung von Vera Cruz war den letztern zu Hülfe gekommen. In einem Treffen war ein Spanier lebendig gefangen und getödtet, und dessen Kopf nach der Hauptstadt gesendet worden, um allen Mexicanern zu zeigen, daß die Fremden so gut sterblich wären, als andere Leute. Cortez stellte dem König dieses Verfahren als eine so ungeheure Beleidigung seines Herrn, des Königs von Spanien, vor, und nahm dabey eine so fürchterliche Miene an, daß Montezuma erzitterte. Er erklärte ferner, der gerechte Verdacht geheimer Feindschaft, in den er sich dadurch gesetzt habe,

könne nur durch einen ganz ungewöhnlichen Beweis von Vertrauen und Ergebenheit wieder ausgelöscht werden. Montezuma versprach, er wolle jenen Feldherrn sogleich zurückberufen, und ihn den Spaniern zur beliebigen Bestrafung ausliefern. Cortez antwortete: daß sey ganz gut, aber damit könne er noch lange nicht zufrieden seyn; es sey kein anderes Mittel, sich in dem Zutrauen der Spanier wieder herzustellen, als daß er sich freiwillig entschöpfe, eine Zeit lang mitten unter ihnen zu wohnen. Montezuma erblaßte, gewann aber bald seine Fassung wieder, und antwortete wie ein Mann, der seiner Würde bewußt ist. Cortez ward immer ernster. Drey Stunden ward hin und her geredet. Endlich rief ein spanischer Officier: „Wozu die Umstände? Fort mit ihm, oder niedergestossen!“ Der König erschrak über die Stimme und Geberde des Mannes, und fragte, was er gesagt habe. Als er es erfuhr, zitterte er heftiger, und nach langem Schrecken ergab er sich. Als er hinausgeführt ward, lief das staunende Volk zusammen, entschlossen, die Behandlung, die ihr Gebieter erdulden mußte, zu rächen. Er aber winkte mit den Händen, und nahm eine heitere Miene an, um seine Unterthanen glauben zu machen, es sey sein eigener Entschluß. Cortez unterließ übrigens nichts, was dem tiefgebeugten Monarchen seinen Zustand erträglicher machen konnte, und begegnete ihm mit ausgezeichnete Höflichkeit. Seine ehemaligen Rätthe hatten zu seinem Eril täglich freyen Zutritt. Jener mexicanische Feldherr aber wurde bald nachher mit seinen vornehmsten Officieren, zum Entsetzen aller Mexicaner, lebendig verbrannt, und das auf einem Scheiterhaufen, den man aus lauter mexicanischen Waffen aufgethürmt hatte. — Um sich der Herrschaft noch gewisser zu versichern, bewog Cortez den König, seine klügsten Rätthe abzusetzen, und schwächere dagegen anzunehmen. Unter dem Vorwande, ihm einen Begriff von europäischer Schiffsbaukunst zu geben, worauf er ihn lange neugierig gemacht hatte, ließ er zwey Brigantinen zimmern

und in den mexicanischen See stießen, wodurch er sich schlau genug des ganzen Gewässers um die Stadt versicherte. Endlich, nachdem er den armen König durch alle Stufen der Erniedrigung geführt hatte, muthete er ihm geradehin zu, sich für einen Vasallen des Königs von Spanien zu erklären, und einen jährlichen Tribut zu entrichten. Bey dieser Forderung brach der unglückliche Mann in Thränen aus. Aber was konnte er jetzt noch verweigern? Die Unterwerfungs-Formalität, die Cortez so feyerlich als möglich einrichtete, ging vor sich, vor den Augen des ganzen Volkes, welches darüber in tiefe Trauer versenkt schien.

III. Bey allem Unglück belebte den Montezuma noch immer die Hoffnung, seine gefürchteten Gäste würden nun bald abziehen, da ihr Auftrag jetzt ausgerichtet sey. Cortez ließ ihn bey diesem Glauben, und sagte, man müsse nur erst die gehörigen Schiffe bauen. Eigentlich aber wartete er nur auf Verstärkung aus Spanien, wohin er schon vor neun Monaten Berichte gesandt hatte. Freylich wußte er nicht, daß sein Feind Velasquez eben dadurch von allen Vorgängen Kunde erhalten, und daher ein Gewitter über ihn heraufzog, das ihn mit einem Schlage um alle Früchte seiner Klugheit und seines Muthes zu bringen drohte. Als Velasquez nämlich erfahren hatte, daß Cortez sich von aller Verpflichtung gegen ihn völlig losgemacht, und welches Land er im Begriff sey zu erobern, ließ er, von Schmerz, Scham und Rachsucht ergriffen, eine Flotte von 18 Schiffen mit 800 Mann Fußvolk, 80 Reitern, 12 Kanonen und vielen Musketen und Armbrüsten ausrüsten, und sandte sie nach der Küste von Mexico. Narvaez, einer seiner Officiere, dem er den Befehl übergab, hatte den Auftrag, den Cortez in Ketten nach Cuba zu schicken, und an seiner Stelle die Eroberungen fortzusetzen. Dieser versuchte zuerst, den Narvaez zu gewinnen; aber der junge Held träumte viel zu süß von den Lorbeern, die er sich von Cortez erkämpfen wollte, als daß er sie sich hätte sollen

abkaufen lassen. Also mußte es Krieg seyn, und hier galt es nur Sieg oder Tod. Cortez bestellte sein Haus in Mexico, ließ eine Besatzung von bloß 80 Mann zurück, vereinigte sich mit den Spaniern, die unter Sandoval in Vera Cruz standen, und zog, nicht ganz 300 Mann stark und unterstützt von einigen Indianern, dem stolzen Narvaez entgegen. Er überraschte ihn in einem nächtlichen Ueberfalle, nahm ihn gefangen, und brachte dessen Truppen und Artillerie zu seinen Fahnen. Verstärkt dadurch bis auf 1000 Mann, eilte er nach Mexico, wo seine Gegenwart sehr nöthig war. Denn der daselbst zurückgelassene Alvarado hatte indeß Cortez Strenge nachahmen wollen, ohne seine Klugheit zu besitzen, und es damit sehr schlimm gemacht. Selbst um eines bloßen Verdachtes willen hatte er bey einem festlichen Tanze viele Vornehme überfallen und ermorden lassen. Darüber gerieth die ganze Stadt in Aufruhr, und selbst Cortez schnellste Dazwischentunft konnte die Gährung nicht dämpfen. Jetzt kam es zur förmlichen Schlacht, und die vorher so scheuen und nachgiebigen Mexicaner fochten jetzt für ihren Heerd und ihre Familien mit der Wuth der Verzweiflung. Cortez zog sich in seine Verschanzung zurück, that einige Ausfälle, verlor aber viele Spanier, und wurde selbst an der linken Hand verwundet. In dieser Noth wollte er seine Rettung durch den Montezuma versuchen, den er zuletzt ziemlich vernachlässigt hatte. Er bewog ihn, sich in seinem Königschmuck oben auf der Mauer zu zeigen; aber der König erschien nicht sobald, als das wüthende Volk ihn mit Verachtung ansah, und einen Hagel von Steinen und Pfeilen auf ihn schleuderte. Schwer am Kopfe verwundet, sank der Unglückliche nieder, und starb nach einigen Tagen (1. Juni 1520). An seiner Stelle ward sein Neffe und Schwiegersohn, der 24jährige Cuatimozin, von den Mexicanern zu ihrem Regenten gewählt. Er belagerte die Spanier in ihren Quartieren, nöthigte den Cortez, die Stadt zu verlassen, und maß sich mit ihm in der Ebene

von Otumba. Die ruhige Besonnenheit und tactische Ueberlegenheit des Cortez verschafften aber diesem einen glänzenden Sieg und unermessliche Beute; angeblich blieben 20,000 Mexicaner an diesem Tage. Dennoch mußte er jeden Fuß breit Landes auf der Rückkehr nach Mexico von dem Feinde durch Kampf gewinnen und noch vor den Thoren der Stadt eine unter seinen eigenen Leuten gegen ihn entstandene Verschwörung unterdrücken. Dieß alles bewog ihn, dem Guatimozin Vergleichsvorschläge zu machen, nach welchen Mexico die Oberhoheit des Königs von Spanien, und sein, von Montezuma bereits zugestandenes, Successionsrecht auf den mexicanischen Thron anerkennen sollte. Guatimozin war zu diesen Bedingungen geneigt. Als aber die mexicanischen Priester in der deshalb gehaltenen Berathschlagung die Großen und das Volk bewogen, diese Anträge zu verwerfen: so suchte sich Cortez der Stadt durch Sturm zu bemächtigen. Die Hitze eines spanischen Corps vereitelte den Erfolg; Cortez mußte sich zurückziehen, und 40 Spanier fielen den Mexicanern in die Hände. Diese schleppten sie, nachdem die Nacht hereingebrochen war, nach dem Tempel, schlugen ihnen hier den Leib auf, rissen ihnen das Herz heraus, und opferten es ihren Götzen. Mit Grausen sahen die geretteten Spanier aus der Ferne dem teuflischen Opferfeste zu, und glaubten die heulenden Schlachtopfer an den Stimmen zu erkennen. Noch jetzt lebt in Mexico im Munde des Volkes das Andenken an jene Schreckensnacht. — Cortez verhielt sich nun eine Zeit lang in seinen Verschanzungen stille, um die Prophezeiung der heidnischen Priester zu Schanden zu machen, als würden die Spanier binnen acht Tagen alle vertilgt seyn. Aber dann griff er die Stadt mit aller Gewalt an, nahm nach und nach drey Vierteltheile derselben ein, und legte sie in Asche. Guatimozin suchte sich durch die Flucht zu retten; er ward aber eingeholt, und vor Cortez gebracht. Anfangs sah er diesen schweigend an; dann aber trat er vor ihn hin, und sprach mit

Würde: „Ich habe gethan, was einem König ziemt; ich habe mein Volk vertheidigt, so lange es mir möglich war. Jetzt bleibt mir nichts übrig, als der Tod. Nimm deinen Dolsch, und endige mein Leben, das mir jetzt nichts mehr nützen kann.“ Diese Worte rührten selbst Cortez; er reichte ihm freundlich die Hand, tröstete ihn, und versprach ihm eine schonende Behandlung. Gleich darauf ergab sich auch der Rest der Hauptstadt (13. August 1521). Die Soldaten, die in derselben eine unermessliche Beute gehofft hatten, fanden sich sehr getäuscht. Sie hatten die Besiegten in Verdacht, daß sie ihre Schätze aus Rachsucht in die See geworfen hätten, und waren barbarisch genug, viele der Vornehmsten auf die Folter zu spannen, um die Stellen zu erforschen, wo das meiste Gold versenkt sey. Auch der edle Guatimozin ward entkleidet, gefesselt, und neben einem seiner Vertrauten auf glühende Kohlen gelegt. Doch keine Marter konnte ihm ein Geständniß abpressen, während sein minder standhafter Unglücksgenosse die Henker schon befriedigen zu wollen schien. Tadelnd sagte Guatimozin zu diesem: „Liege ich denn auf Rosen?“ Cortez kam dazu, schämte sich des unwürdigen Anblicks, und befreite die Leidenden.

Unterdessen hatte Velasquez in Cuba nichts unterlassen, was den Zorn des Königs von Spanien gegen Cortez reizen konnte. Und so erschien denn eben, als die völlige Eroberung des Reiches beendet war, ein königlicher Commissär, Tapia, mit weitläufigen Vollmachten versehen, den Cortez gefangen zu nehmen, sein Vermögen einzuziehen, und sein Verfahren zu untersuchen. Cortez stellte sich sehr ehrerbietig gegen ihn, sprach mit der tiefsten Ehrfurcht von dem Könige, und machte dadurch den guten Mann so verwirrt, daß er gar nicht wußte, wie er ihm billiger Weise beykommen sollte, und am Ende wieder davon ging. Jetzt wendete sich Cortez selbst mit einer treuen Erzählung seiner Thaten und einem reichen Gescheuk an den König, und bath um die wohlverdiente Statt-

halterschaft, und der König Carl V., deutscher Kaiser, selbst ein unternehmender Krieger, ward von Bewunderung seiner kühnen Thaten hingerissen, und bewilligte ihm seine Bitte, worüber sich Velasquez zu Tod ärgerte. Cortez arbeitete nun unermüdet an dem Wiederaufbau der Hauptstadt und an der Einrichtung des Landes. Er vertheilte dieses an seine Officiere und Soldaten, und jeder erhielt eine Anzahl von Eingebornen als Sklaven. Diese armen Leute, die zum Theil den Spaniern geholfen hatten, Mexico zu erobern, wurden jetzt mit dem größten Undanke belohnt. Dann und wann versuchten sie wohl, das Joch der Sklaverey abzuschütteln; aber mit der größten Härte wurden sie demselben schnell wieder unterworfen. So wurden einmal in einer einzigen Provinz 60 Caciquen und 400 mexicanische Edle verbrannt und ihre Weiber und Kinder gezwungen, dem schmerzhaften Schauspiele zuzusehen. Auf einen geringen Verdacht hin wurde endlich auch der edle Guatimozin mit zwey Caciquen auf öffentlicher Straße in Mexico aufgehängt.

IV. Ganz allein ward indessen dem Cortez die Organisation der neuen Erwerbschaft doch nicht überlassen. Es ward ihm von Spanien aus eine Regierungs-Commission zugeordnet, mit der sich aber der freye Herrschergeist dieses Mannes nicht vertragen konnte. Die Klagen bey Hofe fingen nun wieder an, und es erschienen nun immer neue Untersuchungs-Commissarien, die den Statthalter vor ihren Richterstuhl zogen. Zu stolz, sich in dem Lande, das der Schauplatz seiner Siege gewesen war, einem schimpflichen Verhör zu unterwerfen, wollte er sich lieber vor dem Könige selbst stellen. Er erschien 1528 in Spanien mit einer Pracht, die seiner Würde angemessen war, eine Reihe mexicanischer Edlen in seinem Gefolge. Carl empfing ihn mit Auszeichnung, und überhäufte ihn mit Ehrenbezeugungen; aber ihn ganz unumschränkt zu lassen, wagte er doch nicht, aus Furcht, Cortez möchte sich zum Herrn der von ihm eroberten Provinzen auf-

werfen. Er unterwarf daher die bürgerliche Regierung von Mexico einem eigenen Collegium, und überließ ihm nur das Kriegswesen, und das Geschäft, auf neue Eroberungen auszugiehen. Mißmuthig kehrte Cortez nach Mexico zurück, und zerstreute sich durch neue Züge. Nach unendlichen Mühseligkeiten entdeckte er 1536 die große Halbinsel Californien, und nahm den größten Theil des Golfs, der sie von Neuspanien trennt, in Augenschein. Im Jahre 1540 reiste er abermals nach Spanien, fand aber die Herren am Hofe sehr verändert. Seine Verdienste schienen hier längst vergessen zu seyn. Endlich, nach vielen fruchtlosen Bemühungen bey Ministern und Günstlingen, starb er vor Gram über den Undank der Welt, im 62. Jahre seines Alters (2. December 1547).

12.

Eroberung von Peru.

I. Mit ähnlicher Kühnheit und Grausamkeit, wie Mexico ward auch der zweyte amerikanische Staat, welcher bey der Ankunft der Spanier in diesem Erdtheil existirte, das Reich von Peru, erobert. Seit Balboa's kühnen Zügen hatte der Golddurst seine Augen unaufhörlich nach diesem Vaterlande des Goldes gerichtet. Aber der Statthalter Pedrarias war zu feige, um selbst eine Unternehmung zu wagen, und zu eifersüchtig, um andern Vorschub zu thun; und so unterblieben alle Versuche, bis sich zuletzt zwey Männer zusammen fanden, die sich erbieten, auf eigene Kosten eine Reise in jenes Land zu unternehmen, was der Statthalter nicht füglich verhindern konnte. Diese Männer waren: Franz Pizarro, der, aufgewachsen ohne alle Erziehung (als Knabe hütete er die Schweine), schon in den Kriegen in Italien, und dann bey den Zügen Cortez und Balboa's ausgezeichnete Proben von Verstand und Tapferkeit, aber keine von Wohlwollen und Treue abgelegt hatte; und der mit etwas we-

nigern Talenten, aber mehr Gutmüthigkeit begabte Diego de Almagro, der seine eigenen Aeltern nicht anzugeben wußte. Der erste übernahm den Anführerposten, der zweyte sollte ihm von Zeit zu Zeit Hülfe zusenden, die Beute aber unter sie gleich vertheilt werden. Unterstützt wurden beyde von einem Geistlichen, Fernando de Lucquez, der das Geld zum Zuge hergab. — Am 14. November 1525 segelte Pizarro mit einem Schiffe und 113 Mann aus dem Meerbusen von Panama ab, die Ostküste nach Süden hinunter zu besuchen. Er hatte gerade die ungünstigste Witterung getroffen, und kam in 70 Tagen kaum so weit, als jetzt ein Seemann in 70 Stunden kommt. Die ganze Fahrt ging so langweilig von statten, und man war so oft genöthigt, auf kleinen Inseln Monate lang um der Kranken willen zu liegen, daß sicherlich aus dem ganzen Zuge nichts geworden wäre, wenn nicht Almagro fleißig Verstärkung an Mannschaft und Lebensmitteln nachgesendet, und Pizarro selbst ein Mann von so unbiegsamem Character gewesen wäre. Endlich kam er auf der Küste von Peru an; er fand aber das Land so bebaut und bevölkert, daß er nicht daran denken konnte, sich mit seiner Handvoll Menschen hier fest zu setzen. Er handelte daher von den Wilden bloß eine Menge goldener und silberner Gefäße für europäische Kleinigkeiten ein, und nahm ein Paar junge Peruaner mit, die er im Spanischen unterrichten lassen wollte, um sie künftig zu Dolmetschern gebrauchen zu können. So kam er nach drey mühseligen und fast unnütz verbrauchten Jahren in Panama wieder an. Da hier von dem Statthalter noch immer keine Unterstützung zu erlangen war, so reisete er geradezu nach Spanien zu Kaiser Carl, und machte ihm von seinen ausgestandenen Drangsalen eine so rührende, von den Reichthümern Peru's hingegen eine so reizende Schilderung, daß der Kaiser den kühnen Mann sogleich zum Statthalter des zu erobernden Landes ernannte, und ihm freye Vollmacht ertheilte, seine Officiere und die übrigen Ver-

amten selbst zu wählen, wofür Pizarro versprach, die Kosten der Expedition mit seinen Freunden ganz allein zu tragen. Cortez, der sich eben damals in Spanien befand, hörte nicht sobald von dem Unternehmen, als er seinem alten Kriegsgefährten sogleich ebenfalls eine Geldsumme vorschoss, und ihn mit seinem besten Rathe unterstützte.

II. Die Unternehmung ward nun 1531 mit drey kleinen Schiffen und 180 Mann begonnen. Nach einer leichteren Fahrt landete Pizarro an der peruanischen Küste. Im Vertrauen auf seine wenigen Musketen und Kanonen, und auf seine 36 Pferde, die jenen Menschen eine wunderbare Erscheinung waren, wandte er keine von Cortez Klugheitsregeln an, sondern brach wie ein heutiger Löwe in die schüchternen Horden ein. Die Menschen wurden verscheucht, und ihre Hütten geplündert, in denen sich Gold in ungeheurer Menge fand. Als dieses letztere bekannt ward, wurde es dem Almagro in Panama leicht, eine Menge frischer Rekruten anzuwerben und nachzuschicken. Am Flusse Piura ward hierauf die erste Colonie angelegt, die man Sanct Michael nannte. Doch wäre es bey einem so ungestümen Verfahren wohl unmöglich gewesen, ein volkreiches Land, das sich gegen 300 Meilen längs der Seeküste hin erstreckte, mit einigen hundert Menschen in so kurzer Zeit zu erobern, wenn nicht ein innerer Zwist gerade jetzt das Reich zerrüttet hätte. Kurz vor der Spanier Ankunft war der Ynca (König) Huana Capac gestorben, der von zwey Gemahlinnen zwey Söhne hinterlassen hatte, Huascar und Atahualpa. Beyde hätten sich nach des Vaters Willen in die sämmtlichen Länder theilen sollen; aber das wollte Huascar nicht, und so gährte das unglückliche Reich im vollen Bürgerkriege. Atahualpa, dem das Heer seines Vaters zu Gebote stand, hatte so eben seinen Stiefbruder gefangen bekommen, und alle übrigen Sprösslinge aus dem Geschlechte der Yncas ermorden lassen. Dieser innern Noth des Reiches verdankte es Pizarro, daß man ihn so

tief eindringen ließ, ohne ihm Widerstand entgegen zu setzen. Huascar hörte nicht so bald von den neuen Ankömmlingen, als er ihnen hülfesbittende Gesandte entsandte, worauf Atahualpa, dem dabey nicht wohl zu Muth war, sich gleichfalls die Spanier, und zwar durch kostbare Geschenke, geneigt zu machen suchte. Dem letztern ließ Pizarro sagen: er sey geneigt, ihm beizustehen, nur müsse er ihn erst sprechen; denn er sey der Abgesandte eines großen Königs und habe ihm wichtige Dinge zu eröffnen. Hierauf drang er bis Caxamalca, einem peruanischen Flecken, vor, richtete hier, wie Cortez in Mexico, ein großes steinernes Gebäude zu einer Art Festung ein, und beschloß auch in der Gefangennehmung des Ynca dem Beyspiele desselben zu folgen. Auf Pizarro's freundschaftlichste Einladung hatte der Ynca ihm einen Besuch versprochen, und er erschien auch wirklich mit einer Pracht und einem so wohlgeordneten Hofstaate, daß die Spanier ihn nicht ohne Bewunderung betrachten konnten. Pizarro sandte ihm den Dominicaner Pater Vincenz Balverde entgegen, der den Ynca in einer langen Rede aufforderte, ein Christ zu werden, und sich dem römischen Kaiser zu unterwerfen. Während dem plünderte ein Theil der spanischen Soldaten einen benachbarten Gözentempel, in welchem sie Gold erblickten. Bey der Unordnung, die unter den Peruanern darüber entstand, ließ der Dominicaner vor Schrecken das Kreuz auf die Erde fallen, und floh vor dem Ynca und dessen Gefolge. Diejenigen Spanier aber, welche an der Plünderung des Tempels keinen Antheil nahmen, glaubten, daß die Peruaner den Pater bedroht hätten, mordeten in einem kühnen Angriffe gegen 4000 unbewaffnete Peruaner, und schleppten den Ynca selbst als Gefangenen fort. Der Unglückliche, den die erste Ueberraschung in ein dumpfes Erstarren versetzt hatte, sah sich bey seinem Erwachen mit unaussprechlicher Angst von allen Freunden verlassen, mitten im Kreise der furchtbaren Fremdlinge, die sich an seinem Anblicke weideten,

Er weinte, zitterte, und wußte nicht, was er thun, was er sagen sollte. Als er aber sah, mit welcher Begierde die Spanier in dem erbeuteten Golde wühlten, erbot er sich, ihnen von diesem Zierrathe das ganze Zimmer voll, so hoch man reichen könnte, zu verschaffen, wenn man ihn dafür in Freyheit setzen wollte. Die Spanier erstaunten vor freudiger Bestürzung über dieses Versprechen. Pizarro hielt ihn bey'm Worte, zog in der angegebenen Höhe mit einer Kohle einen Strich um alle vier Wände des 22 Fuß langen und 16 Fuß breiten Zimmers, und gab ihm sein Wort, ihn ganz gewiß frey zu lassen, wenn er sein Versprechen erfüllte. Es wäre den Peruanern, nachdem sie sich von dem ersten Schrecken erholt hatten, ein Leichtes gewesen, noch jetzt die wenigen Spanier zu überwältigen; aber ihre Liebe zu dem gefangenen Könige war so groß, daß sie seinetwillen die furchtbaren Feinde gar nicht reizen wollten. Sie beeiferten sich daher, die von ihm verlangten goldenen Gefäße aus allen Häusern und Tempeln im ganzen weiten Reiche herbeizuholen, und alle Tage kamen einige selbst aus den entferntesten Gegenden mit ihren Schätzen an. Kaum hörte Huascar, der noch von Atahualpa's Leuten gefangen gehalten wurde, von diesen Dingen, als er dem Pizarro noch mehr versprechen ließ, wenn er ihn frey machen wollte. Als Atahualpa hiervon hörte, erschrak er vor dem Gedanken, daß der rachsüchtige Huascar frey werden sollte; in dieser misslichen Lage kam er auf den Entschluß, seinen Stiefbruder ermorden zu lassen. Nichts hätte dem Pizarro erwünschter seyn können, als diese Mordthat; denn sie gab ihm einen herrlichen Vorwand, mit Atahualpa anzufangen, was er wollte. Als daher nach langem Zusammentragen das große Zimmer wirklich bis an den Strich voll Goldes war, und der hoffende Inca nun seine Freylassung begehrte, erhielt er zu seinem tödtlichen Schrecken die Antwort, daß hieran nun gar nicht mehr zu denken sey. — Unterdessen führte Almagro seinem Freunde neue Abens-

teurer zu; denn Alles wollte nun in Peru dienen. Wirklich stellt auch die Geschichte kein Beyspiel von einer solchen Belohnung der Soldaten auf. Nach vorgenommener Theilung sämtlicher Schätze fielen auf jeden Reiter 8000 Pesos (damals wenigstens eben so viele Friedrichs-d'or), auf jeden Fußgänger die Hälfte, und auf die Officiere verhältnißweise ungeheure Summen. — Dem Pizarro war übrigens sein Gefangener ein lästiger Gast geworden, und er beschloß, ihn in bester Form Rechtens aus der Welt zu schaffen. Es ward ein Gerichtstag angesetzt, und der Proceß mit allen in Spanien üblichen Förmlichkeiten eröffnet. Pizarro und Almagro saßen persönlich zu Gericht. Das Ergebniß war, daß Atahualpa als Götzendiener, Thronräuber, Aufwiegler und Brudermörder zum Feuertode verurtheilt wurde. Nun ließ sich der unglückliche Inca taufen, und erhielt dadurch, daß er statt lebendig verbrannt zu werden, am Brandpfahle erdroffelt wurde. Doch hielt ihm der scheinheilige Pizarro ein prachtvolles Leichenbegängniß.

III. Die Auflösung aller Regierungsverhältnisse im peruanischen Reiche, welche auf die Hinrichtung des Atahualpa folgte, machte es dem Pizarro möglich, auf Cuzco, die Residenz des Inca, loszugehen, und sie in Besitz zu nehmen. Das Gerücht von den außerordentlichen Reichthümern Peru's lockte immer mehr Spanier dahin, die vor Begierde brannten, an dem Glücke ihrer Landsleute Theil zu nehmen. Almagro erhielt nun auch vom spanischen Hofe, was er sich gleich anfangs ansbedungen, aber von Pizarro nicht erhalten hatte, eine eigene Statthalterschaft über 200 Meilen Landes südlich von Pizarro's Gebiet. Bey näherer Kenntniß des Landes ergab sich aber, daß Cuzco schon zu Almagro's Bezirk gehöre, und darüber entstand Streit. Pizarro stellte sich indessen zur Nachgiebigkeit bereit, und so trat Almagro seinen Zug über die wildesten und höchsten Gebirge nach Chili an, einen der beschwerlichsten und undankbarsten, die je gemacht

worden sind. Gold fand er wenig, und das Volk war so streitbar, daß an eine Niederlassung noch nicht zu denken war. — Pizarro richtete unterdessen die Regierung in Peru ein, baute eine ordentliche Hauptstadt, das heutige Lima (1535), und vertheilte nach alter Weise Ländereyen und Eingeborne unter seine Spanier. Viele Officiere zerstreuten sich mit kleinen Trupps im Lande umher, theils um das Innere kennen zu lernen, theils um nach Gold zu suchen. Dieß benützte ein übrig gebliebenerer Sprößling aus dem Geschlechte Inca's; er sammelte seine Bölsker, und trieb die kleine Besatzung so in die Enge, daß sie dem Verhungern nahe war. Da erschien der auf die Nachricht von diesen Vorfällen aus Chili zurückgekehrte Almagro und schlug die Peruaner. Da er aber gekommen war, sein Recht an Cuzco geltend zu machen, so nahm er auch die spanische Besatzung gefangen, an deren Spitze zwey Brüder Pizarro's, Ferdinand und Gonzalo, standen. Er hatte um so mehr Ursache, diesen Theil von Pizarro's Gebiet für sich zu fordern, da das wilde Chili gegen das reiche und schöne Peru gar nicht in Vergleich kam; und daß er mit Gewalt nahm, was ihm gebührte, war ein Beweis, daß er Pizarro's Character kannte. Seine Freunde riethen ihm sogar, dessen Brüder hintichten zu lassen, und gegen ihn selbst nach Lima vorzurücken, weil jener ihm sonst zuvorkommen würde; doch das schien ihm zu hart. Da entwischte ihm der eine Bruder; und als Pizarro vorschlug, den andern, Ferdinand, als Gesandten nach Spanien zu schicken, damit der König den Streit entscheide, willigte Almagro auch hierin ein. Kaum war aber Ferdinand losgelassen, so stellte Pizarro die befreysten Brüder an die Spitze eines Heeres, mit welchem sie gegen Cuzco aufbrachen. Sie lieferten dem alten, franken, 75jährigen Almagro im Angesichte aller Peruaner eine blutige Schlacht (26. April 1538), siegten, nahmen und plünderten Cuzco, stellten den gefangenen Almagro als einen Verräther vor Gericht, ließen ihn hier zum Tode

verurtheilen, dann im Gefängnisse erdroffeln und öffentlich enthaupten. — Die spanische Regierung, die zuerst durch Almagro's Freunde diese That erfuhr, sandte sogleich einen klugen Mann, den Richter im königlichen Gerichtshofe zu Valladolid, Don Christoval Baca de Castro ab, die Sache zu untersuchen, und, im Falle Franz Pizarro nicht mehr am Leben sey, als königlicher Statthalter aufzutreten. Ferdinand Pizarro, der gleich darauf zu Madrid am Throne erschien, konnte selbst durch ein großes Geschenk die Strafe nicht hindern, sondern wurde in ein Gefängniß geworfen, in welchem er über 20 Jahre schmachtete.

IV. Gonzalo Pizarro, der andere Bruder, welcher Statthalter von Quito war, versuchte unterdessen die Entdeckung des Landes jenseits der Andesgebirge mit 340 Soldaten und 4000 Indianern, die ihr Gepäc tragen mußten. Die üppige Vegetation in diesen feuchten Gegenden hemmte so sehr alles Fortschreiten, daß man sich durch die Wälder durchdrängen, und Schritt vor Schritt erst mit dem Schwerte durch's Gesträuch sich Bahn machen mußte. Wo die Wälder aufhörten, gingen die Sümpfe an. Dabey fand man wenig Lebensmittel, nirgends angebautes Land, überall unzählbares giftiges Ungeziefer; und die einfallende Regenzeit von zwey Monaten brachte erst das Ungemach auf den höchsten Gipfel. Endlich, fast nach einem Jahre täglichen angestrengten Wanderns, kamen die kühnen und standhaften Männer an den Napo, einen der großen Flüsse, die sich in den Marannon oder Amazonenfluß ergießen. Mit vieler Mühe ward hier eine Barke gezimmert. Sie faßte aber nur 50 Mann, und über diese erhielt ein gewisser Franz Drellana den Befehl, mit dem Auftrage, die Ufer dieses Flusses bis an den Marannon zu untersuchen, und dann Bescheid zu bringen. Dieser aber, froh, des beschwerlichen Durchkriechens der Wälder und Sümpfe überhoben zu seyn, beredete seine Gefährten mit ihm nach Spanien zu ziehen, und als einer derselben

nicht treulos seyn wollte; ward er an's Land gesetzt. Dann ruderte er kühn den Marañon hinab, tauschte Lebensmittel von den Wilden ein, und erreichte die Insel Cubagua, wo er spanische Schiffe antraf, die ihn und die Seinen aufnahmen. Die armen Zurückgebliebenen warteten indessen so lange auf ihn vergebens, bis jener Ausgesetzte sich unter tausend Todesängsten und Gefahren zu ihnen durchgewunden hatte. Ihren Bohn und ihren Schrecken kann man sich vorstellen. Sie waren über 200 Meilen von Quito entfernt. Wurzeln, wilde Beeren, dann ihre Hunde und Pferde, und zuletzt das Leder von ihren Sätteln und Degengehängen war ihre Nahrung. Der Rückweg war fast noch schrecklicher, als die Hinreise. Die 4000 Indianer kamen alle um; von den Spaniern kamen nur 80 nach Quito zurück, und diese nackt und todtenbleich. Zwey lange Jahre hatte der Zug gedauert.

V. Franz Pizarro hatte indeß seinen Haß auf alle Freunde des hingerichteten Almagro ausgedehnt, und sie fast in Armuth verschmachten lassen, während er seine eigenen Anhänger mit Gütern überhäufte. Die Anzahl jener war in Lima allein groß genug, um einen weniger zuversichtlichen Tyrannen besorgt zu machen; er aber wies selbst jede freundschaftliche Warnung mit stolzem Vertrauen auf seine Furchtbarkeit zurück. Die Mißvergnügten versammelten sich unterdessen täglich in der Wohnung des jüngern Almagro, eines schönen und beherzten Jünglings, der einen äußerst klugen Officier, Juan de Herreda, zum Hofmeister hatte. Mit größter Vorsicht wird ein Plan zur Ermordung des Tyrannen entworfen, und Tag und Stunde der Ausführung festgesetzt. An einem Sonntage um Mittagszeit, wo sich in den heißen Climates Alles der Ruhe überläßt, stürzen achtzehn Verschworne, Herreda an ihrer Spitze, auf die Straße, rufen laut: „Lange lebe der König, aber der Tyrann sterbe!“ und dringen in den Palast des Statthalters ein. Pizarro war eben vom Tische aufgestanden, und unterredete sich

noch mit einigen Freunden, als ein Edelknaube hereinstürzte und die Gefahr anzeigte. „Verriegle die Thüre!“ rief Pizarro einem Officier zu; aber dieser, der schon durch des Pagen Nachricht alle Fassung verloren hatte, ging den Verschwornen verwirrt entgegen, und fragte sie, was sie wollten. Ein Stoß durch den Leib war die Antwort. Als sie hineindrangen, sprangen einige der Anwesenden aus den Fenstern, andere zogen sich mit Pizarro in ein inneres Zimmer zurück. Hier erhob sich ein hitziges Gefecht; der alte Pizarro vertheidigte den Eingang mit Schwert und Schild, und focht mit allem Feuer eines jungen Kämpfers. Da fiel nach langem Kampfe endlich sein Stiefbruder Alcantara neben ihm, dann seine übrigen Begleiter, und zuletzt empfing auch er einen tödtlichen Längensstoß in die Kehle (28. Juny 1541). Die Mörder eilten nun mit blutigen Schwertern durch die Straßen von Lima, und machten Allen bekannt, was geschehen sey. Eine Menge bis dahin verborgener Freunde des Almagro kamen hervor, und führten den Sohn desselben in feyerlichem Zuge durch die Stadt, verlangten auch von den Obrigkeiten und dem Heere, ihn für Pizarro's Nachfolger anzuerkennen. Darüber entstanden indeß mancherley Weislaufigkeiten; und während der junge Almagro sich schon rüstete, die Widerspenstigen mit gewaffneter Hand zu zwingen, kam der oben erwähnte Baca de Castro an. Dieser zeigte seine Vollmacht und sein Statthalter-Diplom vor. Der Name des Königs und sein eigenes festes Benehmen verschafften ihm Achtung und Ansehen. Nur Almagro widersetzte sich gewaltthätig, ward aber bald unterdrückt, auf der Flucht ergriffen, und zu Enzco öffentlich enthauptet.

13.

Einrichtung der Regierung im spanischen Amerika.

I. Bis her hatte sich der spanische Hof gar nicht

planmäßig um die neuen Eroberungen bekümmert, sondern dieselben Privatleuten überlassen. Nun aber dachte er allmählig darauf, die Regierung der verschiedenen Reiche nach einem übereinstimmenden Plane zu organisiren und die Statthalter durch Einsetzung großer Gerichtshöfe in ihrer Macht mehr zu beschränken. Zu gleicher Zeit nahm man an die wiederholten Vorstellungen des Dominicaners und Bischofs zu Chiappa in Mexico, des menschenfreundlichen Las Casas, Rücksicht, und suchte durch eigene Gesetze die Freyheit der Indianer sicher zu stellen.*) Der Kaiser befahl, einen königlichen Audienzhof zu Lima einzurichten, und ließ ein eigenes Gesetzbuch für die amerikanischen Reiche entwerfen. Die großen Landbesitzungen, welche bey der Vertheilung an die ersten spanischen Eroberer gekommen waren, sollten sehr beschränkt werden und nach dem Tode derselben gänzlich an die Krone zurückfallen, die Indianer aber sämmtlich in Freyheit gesetzt werden. Um diese Grundsätze und Gebote, deren Verkündigung in Amerika bey den Colonisten natürlich den größten Unmuth erregte, in Ausübung zu bringen, wurde nach Mexico ein Oberintendant, nach Peru ein neuer Vizekönig, Don Blasco Rugnez Vela, gesandt. Jener nahm die auf den bestehenden Zustand der Colonie nothwendige und billige Rücksicht, und suchte mit großer Vorsicht die ein-

*) Unter den Vorschlägen, welche schon seit 1517 gemacht wurden, die zu befrehenden Indianer zu erlösen, war auch der, Negerclaven (mit denen die Portugiesen bereits vor der Entdeckung von Amerika seit den Kriegen mit den Mauren Handel trieben) nach Westindien zu führen, deren stärkerer Körperbau den harten Arbeiten in den Bergwerken und Pflanzungen nicht so schnell erliegen würde. Las Casas, nur mit dem Gedanken beschäftigt, seinen Indianern eine lastende Bürde abzunehmen widersehte sich dieser Maßregel nicht. Daher ist die Meinung entstanden, daß er der Urheber des Negerclavenhandels nach Amerika sey; eine Meinung, die zwar von vielen Geschichtschreibern wiederholt, aber nichts desto weniger ungegründet ist. — Las Casas starb 1566, im 93. Jahre seines Alters.

geschlichenen Mißbräuche nach und nach zu heben; dieser, ein sonst rechtschaffener und muthiger, aber zugleich stolzer und unbiegsamer Mann, wollte die königlichen Befehle in ihrer ganzen Strenge sofort in Ausübung gebracht wissen, und Alles auf einmal umstürzen. Er war kaum ans Land gestiegen, als er schon alle Amerikaner in Freyheit zu setzen befahl. In allen Städten, durch welche er kam, wurden die von Pizarro eingesetzten Beamten ihrer Güter und Leibeigenen beraubt; mehrere Officiere wurden eingesperrt, manche gar hingerichtet, und selbst der weise Baca de Castro gefesselt und in das gemeine Gefängniß geworfen. Dieses Verfahren verursachte eine allgemeine Bestürzung und Entrüstung. Aller Augen waren jetzt auf den Gonzalo Pizarro gerichtet; er erhielt auffordernde Briefe von allen Seiten, und als er in Cuzco erschien, ward er mit lautem Geschrey als der Retter der Colonie empfangen. Sie bevollmächtigten ihn, ihre Beschwerden dem großen Gerichtshofe in Lima vorzutragen; und als er dahin reisete, zogen sie ihm in großen Haufen bewaffnet nach. Den Unterkönig fand er schon verbannt; die Richter des Audienzhofes hatten dessen Einmischung in ihre Geschäfte selbst nicht ertragen können, aber den Gonzalo Pizarro an der Spitze von 1200 Mann in die Stadt zu lassen, waren sie eben so wenig gesonnen. Carvajal dagegen, sein entschlossener Freund, brach in der Nacht ein, und erzwang mit gewaffneter Hand Pizarro's Auerkennung als Statthalter.

II. Unterdeß hatte der Unterkönig seine Freyheit wieder erlangt und sich nach Tumbes begeben, von wo aus er sein Ansehen wieder geltend zu machen suchte, und auch Anhänger gewann. Die Zahl derselben wuchs in dem Maße, als Pizarro sich durch Willkühr und Grausamkeit die Gemüther entfremdete. Dieser aber entschlossen, daß, was er einmal errungen, mit Gewalt zu behaupten, zog gegen den Vicekönig, schlug ihn am 28. Januar 1546, ließ den Kopf des im Treffen ehrenvoll

Gefallenen auf den Galgen stecken, und zog im Triumphe in Quito ein. Jetzt war er Herr von ganz Peru, und da er auch sogar in Panama und Nombre de Dios eine Besatzung hatte, so war er zugleich Meister aller gewöhnlichen Zugänge der Spanier zu diesem Reiche. Da drang Carvajal in ihn, sich zum Oberherrn von Peru aufzuwerfen; doch Pizarro wollte mit dem sichern Statthalterposten zufrieden seyn. So erhielt der spanische Hof Zeit genug, Kluge Maßregeln zu ergreifen. Es wurde zur Herstellung der Ordnung in Peru ein Geistlicher gewählt, der ein Rath der Inquisition und ein Mann von der größten Rechtschaffenheit und Einsicht und von seltsamer Uneigennützigkeit war; sein Name war Pedro de la Gasca. Er verlangte nur die Würde eines Präsidenten des Gerichtshofes von Lima, aber mit unbeschränkter Vollmacht. Am 26. May 1546 segelte er ab, nur mit einem kleinen Gefolge. Seine Priesterwürde, sein ehrwürdiges Ansehen und sein entschiedenes edles Benehmen verschafften ihm überall Achtung. In Panama und Nombre de Dios brachte er Pizarro's Commandanten theils durch Vorstellungen, theils durch große Versprechungen auf seine Seite, und die übrigen Officiere und Soldaten folgten dem Beispiele. Die ganze Flotte in Panama ergab sich ihm. Er zog nun Truppen und Geschütz zusammen, und machte eine königliche Amnestie für alle Anführer bekannt, die sich jetzt noch zu ihm wenden wollten. Sein milder Aufruf bewirkte Wunderdinge. Arm und wehrlos, wie er gekommen war, hatte er binnen einem Jahre eine Macht um sich versammelt, mit der er dem Pizarro kühn entgegen gehen konnte. Ernst und sanft, wie ein Vater, der zu strafen, nicht wie ein Rächer, der zu vertilgen gekommen war, rückte er in Peru ein. Seine beständigen Aufforderungen und Proclamationen entrißen dem Pizarro immer mehr Anhänger, und noch an demselben Tage, da die Heere zusammenstießen, gingen mehrere der bedeutendsten Officiere zu den könig-

lichen Truppen über, und der größte Theil der Soldaten folgte ihnen. Das entschied die Sache ohne Blutvergießen. Pizarro und sein Freund Carvajal wurden gefangen, jener geköpft, dieser gehängt. Nun führte der weise Gasca mit gleicher Mäßigung und Vorsicht allmählig eine neue Gütervertheilung ein, und linderte das harte Schicksal der Peruaner, ohne den Spaniern die nothwendigsten Dienste derselben gänzlich zu entziehen. Die anfangs murrenden Soldaten wurden theils durch neue Entdeckungstreisen beschäftigt, theils durch Ehrenstellen gewonnen; und so ging alles gut. Bei allen Belohnungen, die er hatte theilen müssen, erübrigte La Gasca noch eine Summe von 1300.000 Pesos, die er dem Kaiser mitbringen konnte. Er sehnte sich nämlich, nach Vollendung seines Werkes, in seinen frühern Stand zurück, und verließ Peru so arm, als er es betreten hatte, aber allbewundert wegen seiner Weisheit und Tugend. Der Kaiser ernannte ihn nachher aus Dankbarkeit zum Bischofe von Valencia, wo er seine letzten Tage in Ruhe und Segen verlebte. *)

*) In den wichtigern Entdeckungen und Unternehmungen, welche der Auffindung des Seewegs nach Ostindien und des vierten Erdtheils folgten, gehörten bis 1648 vorzüglich folgende. Unter der Regierung der Königin Elisabeth von England segelte Franz Drake 1577 in die Südsee, und umschiffte die Erde; er verpflanzte die Kartoffeln nach Europa, und entdeckte 1579 Neu-Hibdon. Zu derselben Zeit nahmen die Engländer die Insel Terre neuve, und unter Walter Raleigh Virginien in Besitz. Eben so lief der Engländer John Davis seit 1585 dreymal nach Nordwesten auf Entdeckungstreisen aus, und beschiffte die nach ihm benannte Davis-Straße. Auch besuchten die Engländer unter Raymond im Jahre 1591 zum ersten Male Ostindien, wo sich in der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts ihre unermessliche Herrschaft am Ganges bildete. Den Engländern folgten seit 1595 unter Houtmann die Holländer nach Ostindien. Die Besitzungen der Portugiesen in Ost- und Westindien wurden größtentheils von den Holländern erobert; doch blieb Brasilien nur von 1610 bis 1654 in ihren Händen. Auf Kosten einer brittischen Handelsgesellschaft unter-

14.

Folgen der neuen Entdeckungen.

So hatten die Europäer in einem halben Jahrhundert Entdeckungen und Eroberungen gemacht, die Alles übertrafen, was die Grübeleien früherer Zeit vermuthet und ihre Einbildungskraft sich vorgemalt hatte. Es war, als ob die alten Märchen mit allen ihren Wundern und Schätzen in Wirklichkeit hätten treten wollen. Neue Meere thaten sich auf, und ließen Länder von ungeahnter Größe aus ihrem Schooße emporsteigen; Menschen, Thiere und Pflanzen zeigten seltsame, unerhörte Gestaltungen. Die Fülle und Ueppigkeit der Erzeugnisse, welche die glühende Sonne der Tropenländer reifen ließ; der unermessliche Reichthum, welchen die Erde in ihrem Innern verschloß — alles schien den Entdeckern die Erfüllung von Träumen anzudeuten, welchen müßige, nur dem Sinnengenuße fröhrende Menschen zu allen Zeiten als dem höchsten Ziele ihrer Wünsche nachtrachteten. Aber die Ruhe des Menschen ist nur in seinem Innern, sein Reichthum nur in dem, was Fleiß erzeugt. Der Pflanzler, der in beyden Indien in mühelos erworbenen Schätzen schwelgen wollte, verlor darüber, was allein den Genuß der Reichthümer würzen und veredeln kann, des Geistes Streben nach Vervollkommenung; der Europäer, dem daheim wuchern sollte, was Sklavenhände für seine Landsleute jenseits des Mees-

nahm der Engländer Hudson in den Jahren 1607 — 1610 vier Entdeckungsreisen nach dem Norden, um im Nordwesten eine Durchfahrt in die Südsee zu suchen; er entdeckte Spitzbergen und die nach ihm genannten Hudsons Bay. Auf einer ähnlichen Entdeckungsreise des Robert Bylot nach Nordwesten, auf welcher ihn Vassin als Steuermann begleitete, ward die Baffins Bay 1616 aufgefunden, und gleichzeitig entdeckte der Holländer Hertog einen Theil der Nordwestküste von Neu-Holland, welchem seit 1628 mehrere Franzosen und Holländer in der Beschißung und Besuchung der Küsten dieser größten Insel des fünften Welttheils, Australien oder Polynesien genannt, folgten.

reß einsammelten oder der Natur abgewannen, durfte desswegen die Hände nicht müßiger in den Schooß legen, als wenn er seinen Gewinn auf längst bekannten Wegen des Verkehrs und Kunstfleißes gesucht hätte. Nichts desto weniger war die Einwirkung dieser großen Entdeckungen auf das europäische Leben unermesslich. Die vielen Naturerzeugnisse, die entweder in Europa noch ganz unbekannt waren, oder doch nun in weit größerer Fülle dahin kamen, erzeugten neue Bedürfnisse, und mit diesen eine größere Rührigkeit, die sich in allen Gewerben und Geschäften bis in die untersten Classen der Gesellschaft hinab spüren ließ. Der Handel bekam einen neuen Schwung, und umschlang die Völker mit immer engeren Banden. Die Masse von edlen Metallen, die alljährlich nach Europa strömte, bewirkte im Geldwesen und Verkehr, in den Einnahmen und Ausgaben der Staaten, in den Preisen der Dinge große, überall fühlbare Veränderungen. Die Colonieen wurden in den Verhältnissen der seefahrenden Staaten Europa's zu einander ein Punct von höchster Wichtigkeit, entzündeten langwierige Kriege, gaben zur Vergrößerung des Seekriegsstandes Anlaß und dadurch den Kämpfen auf dem Meere eine erhöhte Bedeutung. Die Erd- und Naturkunde haben in allen frühern Jahrhunderten zusammen genommen nicht so viele Bereicherungen erhalten, als ihnen jetzt plötzlich zuströmten und ihren Gesichtskreis unermesslich erweiterten. Und neben allem diesem vielfach bewegten Streben des Handels, der Politik und der Wissenschaft machte die Religion des Kreuzes ruhigere, aber nicht weniger glänzende, und bey weitem segenreichere Eroberungen: ein billiger Ersatz, den der Sohn Gottes seiner Braut, der Kirche, werden ließ für die Millionen, die sich in Europa von ihr trennten, um ihre eigenen Wege zu wandeln.

II. Deutschland.

1.

Kaiser Maximilian I.

Die Entdeckung Amerika's und des Seewegs nach Ostindien hat in Deutschland eine andere merkwürdige, von den wohlthätigsten Folgen begleitete, Begebenheit zur Seite: die Stiftung des ewigen Landfriedens durch Kaiser Maximilian den Ersten.

I. Maximilian, welcher nach dem (am 19. August 1493 erfolgten) Tode seines Vaters, des Kaisers Friedrich III., den deutschen Königsthron bestiegen hatte, gehört überhaupt zu den edelsten Kaisern unserer Geschichte. Ritterliche Tapferkeit, Edelsinn und Treue, Liebe zu den Künsten und Wissenschaften, eine kräftige, durch ritterliche Uebungen trefflich ausgebildete Gestalt, und bey aller Kraft doch Freundlichkeit und Milde in seinem ganzen Wesen — diese Eigenschaften zeichneten ihn als einen vollendeten deutschen Mann aus. In seinen jüngern Jahren war eine seiner Lieblingsbeschäftigungen die Genssenjagd, weil sie am meisten Muth und Unererschrockenheit erfordert; und dabey wagte er sich an so gefährliche Stellen, daß nur sehr wenige aus seinem Gefolge es ihm nachzuthun vermochten, und einmal seine Rettung einem Wunder ähnlich schien. Später hat er in Kampfspielen mit Löwen gekämpft, manchen tapfern Ritter in den Sand geworfen, und selbst als König noch die Kraft seines Arms gegen einen französischen Ritter, Claude Barre, gezeigt; denn als dieser, auf seine Geschicklichkeit im Tourniren vertrauend, bey dem Reichstage zu Worms 1495 die ganze deutsche Nation zur Probe in den Waffen herausforderte, ließ es sich der Kaiser nicht nehmen, die Ehre seines Volkes zu vertreten, und warf den Franzosen mit seiner Lanze kräftig vom Pferde. Dabey war Maximilian ein Beschützer aller derer, die sich in einer Kunst oder Wissens-

schaft auszeichneten, war in allen in Europa üblichen Sprachen erfahren, und hat selbst Werke in deutscher Sprache geschrieben. — Wäre dieser treffliche Kaiser in einer günstigeren Zeit auf den deutschen Thron gekommen, so würde er ohne Zweifel seinen und seines Vaterlandes Ruhm auf einen hohen Gipfel gehoben haben. Allein es war schon die Zeit gekommen, da die ritterlichen Tugenden weniger galten, als List und Verschlagenheit; ja selbst das Geld hatte schon eine ungebährliche Herrschaft erlangt. Die französischen Könige, mit denen Maximilian es am meisten zu thun hatte, scheuten sich nicht, ihre Zwecke durch solche Mittel zu erreichen, die er verachtete. Ein Wort zu brechen, um dadurch einen Gewinn zu erlangen, die Freunde zu verlassen, mit denen man eben einen Bund errichtet hatte, und sich mit andern verbinden, die größern Nutzen gewährten; daraus machten sie sich kein Gewissen. Der bloße Vortheil war das Grundgesetz dieser neuen Staatskunst oder Politik, so daß in den Verhältnissen der Völker unter einander ein ganz anderes Moralgesetz zu herrschen schien, als jenes, welches zwischen den einzelnen Menschen gilt, oder vielmehr, daß gar keins herrschte. Auch hatte das Kriegswesen schon eine andere Gestalt angenommen. Die Heere bestanden nicht mehr einzig aus Vasallen, welche der Lehensherr aufbot, und die ihm mit ihren Knechten die Heeresfolge leisten mußten; sondern größtentheils aus gewordenen Leuten, die für Geld dienten, und, je nachdem sie gut bezahlt wurden, bald diesem bald jenem Herrn folgten. Wer viel Geld hatte, konnte große Heere auf die Beine bringen; und da Maximilian oft daran Mangel hatte, weil er es nicht gehörig achtete, so hatten die französischen Könige meistentheils den Vortheil gegen ihn. — Uebrigens verfolgte Maximilian, eingedenk der alten, ehrwürdigen Bedeutung der Kaiserwürde, das große Ziel, Recht, Frieden und Ordnung in Europa möglichst aufrecht zu halten, das Ansehen der Kirche und ihre Freyheit zu schützen, und

endlich die gesammte Kraft der Christlichen Völker gegen den allgemeinen Feind, die Türken, zu richten. Und in der That gelang es ihm auch, der Kaiserwürde wiederum mehr Ansehen zu verschaffen, als sie seit Jahrhunderten besessen hatte, obwohl die übrigen Bestrebungen mit geringem Erfolge gekrönt wurden.

II. Maximilian's Vermählung mit der reichen Prinzessin Blanca Maria Sforza von Mailand (1494) leitete seinen Blick auf die politischen Angelegenheiten Italiens. Hier verfolgten die französischen Könige immer eifriger den Gedanken, das in sich uneinige Land der kaiserlichen Oberlehnsherrschaft zu entziehen, und wo möglich sich zu unterwerfen. Daher suchte Carl VIII. alte Ansprüche des Hauses Anjou auf Neapel hervor, wo eine Nebenlinie des spanisch-aragonischen Stammes regierte, rückte schnell mit einem gewonnenen Heere in Italien ein, und eroberte 1495 in kurzer Zeit Neapel. Große Wirkung thaten dabey die metallenen Kanonen, welche, durch Pferde gezogen, dem Heere folgten, da man bis dahin fast nur schwere, eiserne gekannt hatte, welche bei Belagerungen gebraucht wurden. Je schneller und glücklicher aber Carl die Eroberung Neapels vollendet hatte, desto thätiger betrieb der Oheim der Gemahlinn Maximilians, der Herzog Ludwig Moro von Mailand, eine Verbindung zwischen dem deutschen Könige, dem Könige Ferdinand von Aragonien, der Republik Venedig und dem Papste Alexander VI., deren Zweck, die Verdrängung der Franzosen aus Italien, auch noch im nämlichen Jahre 1495 erreicht wurde. Bey dieser Gelegenheit verabredete auch Maximilian die höchst wichtige Heirath des ihm von seiner ersten Gemahlinn Maria von Burgund gebornen Sohnes, Philipp, Besizers der Niederlande, mit der spanischen Königstochter Johanna.

Die Franzosen ließen sich indessen durch den misslungenen Versuch auf Italien nicht abschrecken, neue zu machen. Der Nachfolger Carls VIII., König Ludwig XII.,

wollte Mailand unter seine Herrschaft bringen, da es mit Neapel nicht geglückt war. Er gründete seine Ansprüche auf Familienverträge mit dem Hause Visconti und griff den Herzog Ludwig Moro feindlich an. Mit Hülfe der Venetianer, denen er einen Theil der Beute versprach, eroberte er das Herzogthum bald im J. 1500, und der unglückliche Herzog mußte, nach zehnjähriger Gefangenschaft, sein Leben in einem Kerker in Frankreich beschließen. Jetzt richtete der König von Frankreich seine Blicke von neuem auf Neapel, verband sich mit Ferdinand von Aragonien, und beyde theilten das Land, welches keinem gebührte. Hier mußte aber Ludwig erfahren, wie der Schlaue durch den noch Schlauern betrogen wird; der aragonische König wußte durch seinen Heersführer Gonzalo von Corduba die Franzosen bald wieder aus dem Neapolitanischen zu vertreiben, und behielt das Königreich für sich. — Maximilian hätte ein solches Schalten anderer Völker in Italien nicht dulden müssen; das unglückliche Land, welches sich nicht selbstständig zu erhalten wußte, sollte wenigstens durch kaiserlichen Schutz vor solcher Willkühr der Fremden bewahrt werden. Allein das deutsche Reich unterstützte den König nicht, seine eigene Macht war zu gering, und so mußte er geschehen lassen, daß Ludwig im Besitze Mailands blieb, und damit zufrieden seyn, daß er das Herzogthum als Lehen des Reichs annahm.

Als Ludwig von Frankreich im J. 1507 wider die auführischen Genuesen einen neuen Zug unternahm, wurde Maximilian durch den besorgten Papst aufgeregt. Er schrieb einen Reichstag nach Costniz aus, wo er von den Ständen ein Heer zu seinem Römerzuge begehrte, und diesmal wirklich Gehör fand. Aber die Ausführung blieb hinter dem Versprechen so weit zurück, daß Maximilian den Zug mit seinen eigenen Kräften antreten mußte. Nun aber verweigerte die Republik Venedig den Durchzug; auch der Papst kam, da die Franzosen indeß Ita-

lien wieder geräumt hatten, auf andere Gedanken; und Maximilian, der unter diesen Umständen das Vorhaben, an der Spitze seiner Truppen nach Rom zu kommen, und dort sich zum römischen Kaiser krönen zu lassen, aufgeben mußte, legte sich am 3. Februar 1508 zu Trient den Titel eines erwählten römischen Kaisers bey, wozu der Papst seine Zustimmung gab. Die Ankunft einiger Reichsvölker gab ihm zwar darauf den Gedanken ein, die Venetianer für ihre Anmaßung zu züchtigen; aber es geschah dieß mit so schlechtem Glücke, daß einer seiner Heerhaufen von den Venetianern bis zur Vernichtung besiegt ward.

Ueberhaupt war um diese Zeit in Italien kein Staat blühender, als der der Venetianer. Durch ihren ausgebreiteten Handel hatten sie unermessliche Reichtümer erworben, ein großer Theil von Oberitalien war ihnen nach und nach unterthan geworden, und sie strebten nach immer größern Dingen. Allein ihr Uebermuth erregte den Haß ihrer mächtigen Nachbarn, welche noch dazu auf verschiedene Theile ihres Gebietes Ansprüche machten. Das meiste, was sie in Oberitalien außer ihrem Lande besaßen, hatte ehemals zum Reiche, andere Stücke zum Kirchenstaat gehört; in Unteritalien hatten sie Orte an sich gerissen, auf welche Ferdinand der Katholische als König von Neapel gerechte Ansprüche hatte; Frankreich endlich hätte gern ihre zunächst an Mailand grenzenden Orte an sich genommen. Daher entstand zu Cambray den 10. December 1508 die berühmte Verbindung zwischen Spanien, Frankreich, dem Papste Julius II. und dem Kaiser gegen Venedig, welche man die Ligue von Cambray nannte, und welche den, wenn auch reichen, doch gegen solche Macht unbedeutenden Freystaat erdrücken zu müssen schien. Allein, wie diese Verbindung die erste große dieser Art ist, welche in der Geschichte der neuern europäischen Staaten vorkommt; so ist sie auch insofern das Vorbild der meisten folgenden, und ein Spiegel der

Bodenlosigkeit der gewöhnlichen neuern Staatskunst, daß sie, auf Eigennutz und Selbstsucht gegründet, ohne einen festen Anker in der sittlichen Würde der Völker zu haben, sich wie ein leerer Hauch wiederum auflösete, als die Karten des Vortheils sich anders mischten, und daß sie zum Gespötte von ganz Europa würde. Denn die schlauen Republicaner wußten die Verbündeten durch Vorspiegelungen des Eigennutzes bald zu trennen, daß diejenigen untereinander Feind wurden, die vorher Freunde waren, und daß sie selbst am Ende unverletzt aus dem Kampfe gegen die mächtigsten Fürsten hervorgingen. Doch muß man es dem Kaiser Maximilian nachrühmen, daß er es am treuesten mit seinen Bundesgenossen meinte, und auf die Ehre seines Wortes hielt. — Zuerst nämlich war Ludwig XII. am schnellsten auf dem Kampfsplatze, im Jahre 1509, und eroberte in wenigen Wochen alles, was ihm die Ligue als Theil an der Beute zugesprochen hatte; und als auch Maximilian mit seinem Heere anrückte, und einen Ort nach dem andern einnahm, flehten die Venetianer um Frieden bey ihm, und boten die Herausgabe alles dessen an, was sie je dem österreichischen Hause oder dem Reiche entzogen hatten, so daß er Gelegenheit gehabt hätte, einen sehr vortheilhaften Vertrag mit ihnen zu schließen. Er that es aber nicht, weil sich die Verbündeten feyerlich verpflichtet hatten, nur gemeinschaftlich den Frieden zu bewilligen. Ferdinand der Katholische aber, da er seine Orte in Unteritalien inne hatte, nahm nicht weiter Theil am Kampfe. Und der Papst Julius verließ sogar die Ligue, aus Furcht vor den Franzosen, und verband sich mit den Venetianern; dasselbe that nach einiger Zeit Ferdinand; und die drey nannten ihren Bund die heilige Ligue (4. October 1511). Die Franzosen wurden nun auch aus Mailand vertrieben. Schnell wandten sie jetzt ihre Politik um, weil sich die erste Berechnung als falsch gezeigt hatte, und schlossen mit ihren bisherigen Feinden, den Venetianern, ein Bündniß; und

Spanien verband sich mit dem Kaiser und dem Könige Heinrich VIII. von England gegen die beyden. Also hatte in dem Raume weniger Jahre Freundschaft der Feindschaft, und diese wiederum jener Platz gemacht. Den Franzosen half aber auch die neue Berechnung diesmal nicht: sie wurden mit Hülfe der Schweizer ganz aus Italien herausgeschlagen; und da sie auch in ihrem eigenen Lande durch den Kaiser und die Engländer hart gedrängt wurden, mußten sie ihre Ansprüche auf Mailand auf eine gelegnere Zeit verschieben. Maximilian gab es als Reichslehen dem Franz Sforza, dem Sohne des Ludwig Moro. Aber auch dieser besaß es nicht lange. Als nämlich Ludwig XII. im Jahre 1515 starb, und ihm der jugendlich-kühne und ehrgeizige Franz I. auf dem französischen Throne folgte, brach der neue König, um seine Regierung mit einer glänzenden That zu beginnen, schnell mit einem Heere nach Italien auf, und eroberte Mailand wieder. Die Schweizer, welche der Stadt zu Hülfe kamen, und sich unvorsichtig in ein Treffen einließen, wurden bey Marignano nach zwey heißen Tagen (13. und 14. September 1515) besiegt. Es war die erste Schlacht, die sie gänzlich verloren. Das französische Geschütz und die deutschen Lanzknechte, die im französischen Solde dienten, und von nun an als das beste Fußvolk galten, gewannen den Sieg. Der Kaiser Maximilian zog zwar im folgenden Jahre nach Italien, und belagerte Mailand; allein sein Alter und so viele mißlungene Bestrebungen machten ihn zum Frieden geneigt. Ueberdies schmolz sein Heer aus Mangel des Soldes schnell zusammen. Er überließ demnach in dem Vergleiche zu Brüssel 1516 das Herzogthum Mailand dem französischen König. Auch kam zwey Jahre später zwischen ihm und der Republik Venedig ein Friede zu Stande, vermöge dessen Maximilian das eroberte Verona gegen 200.000 Ducaten an Venedig zurückgab. — So endigte sich nach vielfachem Wechsel der Streit in Italien, auf welchen der Kaiser seine beste Kraft

hatte verwenden müssen. Er hatte ihn abgehalten, der Richtung zu folgen, nach welcher ihn sein ritterliches Gemüth vorzüglich trieb, nämlich die Türken zu bekriegen und sie, wo möglich, aus Europa zu vertreiben. Dieser Lieblingswunsch schwebte ihm stets vor der Seele; allein die kleinlich und eigensüchtig bewegte Zeit war solchen Gedanken nicht günstig.

Von den übrigen äußern Veranstaltungen des Kaisers ist am merkwürdigsten die Erneuerung der schon bestehenden Verbindung mit Ungarn und Böhmen. Er hatte von seinem Sohne Philipp, der früher gestorben war, und der spanischen Johanna zwey Großsöhne, die nachherigen Kaiser Carl V. und Ferdinand I.; diesen letztern vermählte er 1515 mit der Tochter des ungarischen Königs Vladislaw, und legte dadurch den Grund zu der unmittelbaren Vereinigung Ungarns und Böhmens mit den österreichischen Ländern.

III. Für das Deutsche Reich ist Maximilian durch viele Einrichtungen ein Wohlthäter gewesen. Vor allem erkannte sein großer Sinn das dringende Bedürfnis einer gesetzlichen Ordnung in Deutschland. Schon sein Vater Friedrich hatte an ihrer Einführung gearbeitet; allein die Verwilderung der Zeit und seine eigene Schwäche hatten ihm nicht vergönnt, das Werk zu Stande zu bringen. Maximilian nun nahm sich desselben so ernstlich an, daß er auf dem Reichstage zu Worms 1495 zwey Tage ununterbrochen daran arbeitete; und so wurde am 7. August dieses Jahres der schon oft angeordnete Landfriede auf ewige Zeiten gesetzlich gemacht. Durch dieses zweyte organische Gesetz Deutschlands (das erste war die im Jahre 1356 von Kaiser Carl IV. gegebene „goldene Bulle“) wurde die Selbsthülfe mit der Strafe der Reichsacht und 2000 Mark feinen Goldes, mit dem Verluste aller Privilegien, Lebensgüter, Rechte und Ansprüche belegt, und dieselbe Strafe über alle ausgedehnt, welche einen Landfriedensbrecher beherbergen und unterstützen

würden. Zur Behauptung und Aufrechthaltung dieses Gesetzes wurde am nämlichen Tage ein beständiges Reichskammergericht eingesetzt, welches die Streitigkeiten zwischen den Reichsständen schlichten sollte, die sonst gewöhnlich durch die Gewalt der Waffen entschieden wurden. Denn wenn der Mißbrauch der Gewalt gründlich aufgehoben werden sollte, so mußte das Gesetz in seine volle Geltung und Kraft zurücktreten, und ein höchstes Gericht da seyn, welchem sich auch die Fürsten des Reiches unterwürfen. Das Kammergericht sollte aus einem Kammerrichter, der die Stelle des Kaisers vertrat, und sechzehn Urtheilern oder Beysitzern bestehen, die zur Hälfte aus der Ritterschaft seyn sollten. Die Kosten der ersten Einrichtung und die Besoldung der Richter für die ersten vier Jahre wurden aus einer allgemeinen Auflage bestritten, die man den gemeinen Pfennig nannte; nachher schossen die Fürsten und Städte verhältnismäßig das Erforderliche zusammen. Sobald zu Worms Alles in Ordnung gebracht war (dahin gehörte auch die Erhebung der Grafschaft Württemberg unter ihrem ausgezeichneten Regenten Eberhard zu einem Herzogthum), begab sich der Kaiser selbst mit den erwählten Richtern nach Frankfurt, als der zu ihrem Siege bestimmten Stadt, nahm sie hier den 31. October 1495 sämmtlich in Pflicht, und übergab dem Grafen Eitel Friedrich von Zollern, als erstem Kammerrichter, feyerlich den Scepter oder Richterstab. (Von Frankfurt wurde das Gericht später nach Speyer, und von da 1693 nach Wehlar verlegt.) Von diesem Jahre 1495 kann also die Zeit des Faustrechts als beendigt angesehen werden. Denn obgleich auch nachher noch einzelne Fehden vorkommen, so sind sie doch nur als seltene Ausnahmen zu betrachten, statt daß früher die Selbsthülfe das gewöhnliche war; die Herrschaft des Rechtes hatte die Oberhand gewonnen. Wenn wir die unübersehbar wichtigen Folgen dieser Wendung der Dinge für die mittlern und niedern Stände des Volkes bedenken,

von denen die Geschichte zu allen Zeiten so wenig kennt, weil ihr Leben von einem Tage zum andern fast unbesmerkt abläuft: so müssen wir dieses Jahr als eines der wichtigsten unserer vaterländischen Geschichte, und den Kaiser Maximilian als einen der größten Wohltäter unseres Volkes anerkennen.*)

Zur bessern Handhabung der Ordnung, und damit besonders die Sprüche des Kammergerichtes durch eine bestimmte Macht in jedem Theile des Reiches ausgeführt würden, wurde ganz Deutschland auf dem Reichstage zu Eöln im Jahre 1512 in zehn Kreise (den bayrischen, schwäbischen, fränkischen, oberrheinischen, niederrheinisch-westphälischen, niedersächsischen, obersächsischen, österreichischen, burgundischen und hurrheinischen) getheilt, deren jeder als ein geschlossenes Ganze angesehen wurde, und seine bestimmte Anordnung der friedlichen und kriegerischen Geschäfte hatte.

Außer diesen Einrichtungen verdankt das deutsche Vaterland dem Kaiser Maximilian eine neue, vollkommnere Kriegsordnung durch die Eintheilung der Heerhaufen, und die Einführung des Postwesens durch Errichtung eines Postkurses von Wien nach Brüssel.**)

*) Bey dieser Errichtung des Reichskammergerichtes hatte der Kaiser jedoch keineswegs die Absicht, sich seiner höchsten Gerichtsbarkeit ganz zu begeben, sondern behielt sich diese vielmehr ausdrücklich bevor. In diesem Behufe gründete er in Wien (21. April 1501) ein eigenes Hofrathscollegium, welches nicht bloß in den inländischen öffentlichen Angelegenheiten, sondern auch in den an den Kaiser gebrachten Benefiz-, Belehnungs- und Gnadensachen, so wie in den Rechtsstreitigkeiten der deutschen Stände entscheiden sollte. Seine völlige Gleichstellung mit dem Kammergerichte wurde aber erst unter Ferdinand I. ausgesprochen.

**) Die erste Spur eines deutschen Postwesens im eigentlichen Sinne fällt in die letzte Hälfte des fünfzehnten Jahrhunderts, wo Roger I., Graf von Thurn, Taxis und Walsassina, in Tyrol eine Post anlegte. Sein Sohn, Franz, der auf Ver-

VI. Auf dem Reichstage zu Augsburg 1518 bemühte er sich noch angelegentlich, seinen Enkel Carl, der nun schon (seit 1516) König von Spanien war, zum römischen Könige wählen zu lassen. Sein Wunsch wurde aber damals nicht erfüllt, weil der Papst und ein Theil der Churfürsten wegen der zu großen Macht des vorgeschlagenen Königs Bedenklichkeiten hatten. Mismuthig und kränkelnd reisete Maximilian ab, und starb noch auf der Reise zu Wels in Oberösterreich, den 12. Januar 1519. Es wird erzählt, daß er schon seit einigen Jahren seinen Sarg mit sich geführt habe. Gleichwie er dem Tod in früherer Zeit, in dem kräftigen Muthe des Lebens und der Jugend, getrogt hatte, so lebte er in den letztern Jahren aus religiösem Ernste mit ihm vertraut. Um aber auch noch im Gedächtnisse der Nachwelt fortzuleben, hatte er selbst seinem Kanzler, Max Treitsauerwein, die Geschichte seines Lebens in dem allegorischen Gedichte, „der weiß Rhunig“, dictirt (seine Jugendgefährlichkeiten hatte schon früher sein Sekretär Pfinzing im „Theuerdank“ beschreiben müssen); auch hatte er sich in den Stunden seiner Erholung mit Zusammensetzung eines Triumphzuges beschäftigt, der alle seine Thaten darstellte, und der nach seinem Tode von seinem Hofmaler, Albrecht Dürer (geb. zu Nürnberg 1471, gest. 1528), dem Vater der deutschen Malerey und Kupferstecherey, in Holz geschnitten wurde.

2.

Kaiser Carl V.

I. Der erledigte Kaisertrohn sollte nun wieder besetzt werden. Die gespannte Lage Europa's; so wie die Ver-

langen Maximilians 1516 eine Post von Wien nach Brüssel einrichtete, erhielt von ihm die Würde eines General-Postmeisters.

wirung in Deutschland, wo das Faustrecht nach des alten Kaisers Tode wieder zu erwachen schien, forderte einen kräftigen Herrscher, um nach innen und außen das Gleichgewicht zu bewahren. Um Italien dauerte noch der Streit zwischen Spanien und Frankreich; aber keinem von diesen, sondern dem Kaiser gehörte das Recht der Entscheidung in diesem Lande, welches sich nicht zu helfen vermochte. Von Osten her drohten die Türken; Ungarn, geschwächt durch schlechte Verfassung, so wie durch Weichlichkeit und Ueppigkeit des Volkes, konnte nicht mehr die Vormauer gegen sie seyn, und es mußte demnach auch hier der Kaiser das deutsche Europa schützend vertreten. In Deutschland selbst hatten sich zwey große Fehden erhoben. Der Herzog Ulrich von Württemberg, der sich durch sein rohes und grausames Betragen schon unter der vorigen Regierung eine Achtserklärung zugezogen hatte und der Vollziehung derselben kaum entgangen war, hatte die freye Stadt Reutlingen, wegen eines daselbst erschlagenen württembergischen Forstknechts, angefallen, überwältigt, zur Huldigung genöthigt, und in eine württembergische Landstadt verwandelt (28. Jänner 1519); und als er die Abmahnungen des schwäbischen Bundes, welchen Kaiser Maximilian zur Erhaltung der innern Ruhe gebraucht hatte, nicht achtete, griff der Bund schon im März 1519 ihn mit Kriegsmacht an, und trieb ihn aus seinem Lande. — In Niedersachsen erhob sich noch blutigerer Streit. Zwey Edelleute, Herren von Salsbern, Vasallen des Bischofs von Hildesheim, kündigten diesem wegen unternommener Wiedereinlösung der verpfändeten Stiftsgüter die Fehde an; sie fanden Hülfe bey den Hertzogen von Wolfenbüttel und Calenberg, und der Bischof dagegen bey dem Herzoge von Lüneburg und den Grafen von Lippe, Hoya und Diepholz. Am 28. Juny 1519 fochten beyde Theile in einer Schlacht auf der Solbauer Haide im Lüneburgischen; des Fürstbischofs Heer siegte, viele der Gegner wurden gefangen, und an 4000 blieben

auf dem Wahlplatze. — Solche Beyspiele waren gefährlich. Den Räubereyen der kleinern Ritter war durch den Landfrieden zwar ein Ende gemacht worden; sollten aber die Fürsten jetzt nicht in ihre Stelle treten und durch Krieg nach Eroberungen streben, so mußte ein kräftiger Kaiser die Herrschaft der Geseze zu schützen wissen.

Maximilian hatte schon früher mehrere Stimmen für seinen Enkel, den jungen Carl von Spanien, gewonnen. Vielen aber schien es bedenklich, einen Herrn, der schon fast halb Europa beherrschte, zum Kaiser in Deutschland zu machen; denn Carl, der Erbe des spanischen und des österreichischen Stammes, besaß außer Spanien die Königreiche Neapel und Sicilien, die schönen österreichischen Länder, und die ganze burgundische Erbschaft in den Niederlanden. Wenn einem solchen noch der Glanz der alten Kaiserkrone gegeben würde, dann könnte ihn diese, — so fürchteten sie, — mit der Macht seines Hauses verbunden, leicht zu hoch erheben, und ihm Gedanken des Stolzes eingeben, daß er die Freyheit der deutschen Fürsten überwältigen, und aus Deutschland ein unumschränktes Erbreich zu machen strebe. — Von der andern Seite war als Mitbewerber um die kaiserliche Krone Franz I., König von Frankreich, aufgetreten. Durch sein erstes ritterliches Erscheinen in Italien hatte sich der junge König großen Ruf erworben; ja sein Volk erhob, nach seiner Weise, die Verdienste seines Königs in den Himmel. Die französischen Gesandten überreichten den deutschen Wahlfürsten zu Frankfurt eine Schrift zu Gunsten des Königs, und indem in derselben von der großen Türkengefahr die Rede war, schlossen sie: „Derjenige müsse in der That ohne Verstand seyn, der zu einer Zeit, da der Sturm bereits ausgebrochen sey, noch zweifle, ob man auch das Steuer des Schiffes dem Geschicktesten anvertrauen müsse.“ Aber, obwohl sie so zuversichtlich redeten, fühlten die Fürsten doch die Gefahr und den Schimpf, einen König der Franzosen zum deutschen Kaiser zu machen; und da

der Churfürst von Sachsen, Friedrich der Weise, dem sie die Krone anboten, sie mit großartiger Gesinnung aus- schlug, und selbst den jungen spanischen König empfahl, bedachten sie, daß dieser doch ein Fürst in deutschen Lan- den und des verehrten Kaisers Maximilian Enkel sey, und wählten ihn den 28. Juny 1519. Doch damit den Besorgnissen vorgebeugt würde, welche sonst Carls große Macht, die Verschiedenheit der spanischen Regierungs- grundsätze von den deutschen, und seine vor auszusehende öftere Abwesenheit veranlassen könnte, mußten seine Ge- sandten einen, noch vor der Krönung von Carl zu be- schwörenden, Wahlvertrag unterschreiben: „daß er, ohne der Churfürsten Einwilligung, als Kaiser kein Bündniß mit Fremden machen, und keinen Krieg führen, auch kein fremdes Kriegsvolk in das Reich bringen —; daß er kei- nen Reichstag außerhalb Deutschland halten, die Reichs- und Hof- Ämter mit gebornen Deutschen besetzen, in Schriften und Handlungen des Reichs keine als die deut- sche oder lateinische Sprache gebrauchen —; ferner daß er die großen Gesellschaften der Kaufleute, die bisher mit ihrem Gelde regiert und ihres eigenen Willens gehandelt, mit der Reichsstände Rath aufheben, dann keinen Stand des Reiches ohne Ursache und unverhört in die Reichsacht erklären —; endlich daß er, sobald als möglich, nach Deutschland kommen und für die meiste Zeit seinen Auf- enthalt daselbst nehmen wolle.“ So entstand das (dritte) Reichs-Grundgesetz, die kaiserliche Wahl- Capitula- tion.

In der Mitte des folgenden Jahres langte Carl (nachdem er eben die Nachricht erhalten hatte, daß ihm in dem mexicanischen Reiche in Amerika ein zweytes Kai- serthum gewonnen worden) aus Spanien in den Nieder- landen an, und begab sich von da nach Aachen, wo er, nachdem er den Wahlvertrag persönlich beschworen, am 22. October 1520 mit großer Pracht gekrönt wurde. Einem Schreiben zufolge, womit bald darauf eine päpste

liche Gesandtschaft anlangte, nahm Carl den Titel eines erwählten römischen Kaisers an.

II. Der erste Reichstag ward von Carl auf den heiligen Dreykönigstag des nächsten Jahres nach Worms ausgeschrieben. Dieser Reichstag war einer der glänzendsten, die jemals sind gehalten worden; denn auf des Kaisers Mahnung waren sechs Churfürsten selbst gekommen, und außerdem eine große Menge von geistlichen und weltlichen Fürsten. Zuörderst wurde auf demselben eine Regiments-Ordnung errichtet, und die Zahl der Räte dieses Reichssenats auf zwey und zwanzig festgesetzt. Zum Statthalter ernannte der Kaiser seinen Bruder Ferdinand, zur Unterhaltung des Regiments wurden 50.000 Goldgulden bestimmt. Am 30. September 1521 wurde es zu Nürnberg eröffnet. Doch konnte es nicht zur gehörigen Festigkeit und Macht gelangen, so daß es 1530 vom Kaiser wieder aufgehoben ward. — Zur Herstellung und Verbesserung des Kammergerichts, das man im November 1519 einstweilen entlassen hatte, wurde eine neue Kammergerichts-Ordnung publicirt, nach welcher die Zahl der Besizer auf 18 vermehrt wurde; sechszehn sollten von den Ständen, die zwey neuen aber vom Kaiser geordnet werden. — Auch verglich sich Carl mit den Ständen über einen erweiterten Landfrieden. — Zum vorhabenden Römerzuge bewilligten die Stände 20.000 Mann zu Fuß und 4000 zu Pferd; und um diese Mannschaft unter die gesammten Stände zu vertheilen, wurde eine neue Reichs-Matrikel errichtet, woraus, in der Folge eine Art Reichsbesteuerung erwuchs, die sich unter dem Namen von Römermonaten bis auf die Zeiten der Auflösung des deutschen Reiches erhielt. — Ein Hauptgegenstand, womit sich endlich die Reichsversammlung zu Worms beschäftigte, war der von dem Professor zu Wittenberg, Doctor Martin Luther erhobene Religionsstreit; ein Streit, der, unter dem Namen der Reformation, den Austritt ganzer Länder und Königreiche

aus der seit einem Jahrtausend bestandenen Verbindung mit der katholischen Kirche, sammt allen jenen traurigen Folgen herbeiführte, welche dieser Austritt in weltlicher wie in geistlicher Hinsicht nothwendig nach sich ziehen mußte.

3:

Anfang der Reformation durch Martin Luther.

I. „Unter den Planen, welche Julius des II. rastlosen Geist beschäftigten,“ — so erzählt der berühmte englische Geschichtschreiber Lingard*) — „war auch der, einen der Hauptstadt der Christenheit würdigen Tempel von ungeheurer Größe und beyspielloser Pracht zu erbauen. Um das hiezu nöthige Geld zu bekommen, hat er in Polen und Frankreich einen Ablass publicirt, den sein Nachfolger Leo X. zu demselben Ende auf das nördliche Deutschland erstreckte. Die päpstliche Commission war an Albert, Churfürst von Mainz und Erzbischof von Magdeburg, gerichtet, der als Subdelegaten den Dominicaner Johann Tegel verwendete, welcher schon dasselbe Amt unter den Rittern des deutschen Ordens versehen hatte. Tegel's Genossen verbreiteten sich schnell über Sachsen; nicht zufrieden, den Ablass von der Kanzel herab zu predigen, boten ihn einige auf den Straßen und Märkten, in Wirths- und Privathäusern aus, und lehrten sogar — wenn wir ihren Gegnern glauben dürfen —, daß jeder, der für sich bezahle, sich dadurch unfehlbar die Pforten des Himmels öffne; bezahle er aber für einen Todten, so werde dessen Seele augenblicklich aus dem Fegfeuer befreyt.“

*) John Lingard „Geschichte von England seit dem ersten Einfall der Römer.“ Aus dem Englischen übersezt von E. A. Freiherrn von Salis und E. P. Berly. (Frankf. a. M. 1829. 12 Bde.) Band VI. S. 106 ff.

Staupitz, Provincial der Augustiner, kann mit Wahrscheinlichkeit als der Urheber der hierauf erfolgenden Umwälzung betrachtet werden. Man vermuthet, sein Beweggrund sey Feindschaft gegen die Dominicaner gewesen, die entweder aus der frühern Rivalität zwischen beyden Orden, oder aus Unwillen darüber entsprang, das einträgliche Amt, die Beyträge zu sammeln, nicht sich, sondern Leheln verliehen zu sehen. Zum Werkzeuge wählte er einen jungen Mönch seines Ordens, Namens Martin Luther, einen Mann von unbescholtener Sittlichkeit, aber entzündlichem Gemüthe, der sehr gegen den römischen Hof eingenommen war. *) Als Churfürst Friedrich von Sach-

*) Martin Luther, der Sohn eines armen Bergmanns im Dorfe Möre bey Eisenach, war den 10. November 1483 zu Eisleben, wo seine Aeltern eben auf dem Jahrmarkte waren, zur Welt gekommen. Sein Vater, der 1484 nach Mansfeld gezogen war, schickte ihn im 14. Jahre nach Magdeburg, und im nächstfolgenden Jahre nach Eisenach in die Schule, wo er anfangs sein Brod mit Singen vor den Thüren verdienen mußte, bald aber zu einer bemittelten Verwandten seiner Mutter in Pflege kam. Im Jahre 1501 bezog er die Universität Erfurt, wo er schon 1503 Magister der Philosophie wurde, und dann über Physik und Ethik des Aristoteles Vorlesungen hielt. Zugleich studirte er nach dem Willen seines Vaters die Rechtsgelahrtheit. Doch das Lesen der heiligen Schrift — „auf der Universitätsbibliothek hatte er,“ wie erzählt wird, „in einer lateinischen Bibel mit nicht geringer Freude gesehen, daß sie mehr enthalte, als die son- und fest-täglichen Episteln und Evangelien,“ — und der unvermuthete Tod seines Jugendfreundes Alexius, der, nach Einigen, an seiner Seite vom Blig erschlagen, nach Andern, durch Mönche getödtet wurde, brachte ihn zu dem Entschlusse, in das Augustinerkloster zu Erfurt einzutreten (17. July 1505). Im J. 1506 legte er die feyerlichen Gelübde der Armuth, der Keuschheit und des Gehorsams ab; im J. 1507 erhielt er die Priesterweihe, und im J. 1508 durch den Augustiner-Provincial, Johann Staupitz, den Ruf als Professor der Philosophie an der Universität zu Wittenberg. Im J. 1510 reiste er in Angelegenheiten seines Ordens nach Rom, und

sen (1502) die Universität zu Wittenberg gestiftet, hatte Luther auf Staupizens Empfehlung daselbst eine Professur erhalten, und durch die ausgezeichnete Kühnheit seiner Behauptungen, so wie durch die Beharrlichkeit, mit der er Plato's Meinungen den Lehren des Aristoteles vorzog, bald Aufmerksamkeit erregt. Er zählte jetzt fünf und dreyßig Jahre; und eitel auf seine Geschicklichkeit im Disputiren und keinen Gegner fürchtend, unterzog er sich begierig dem Geschäfte, das seines Obern Eifer oder Neid ihm zuwies.^a

II. »Sein erster Versuch waren fünf und neunzig kurze Thesen über die Natur des Ablasses und die Irrthümer der Quästoren (so wurden diejenigen genannt, welchen das Einsammeln der Beyträge anvertraut war). Er schickte sie dem Erzbischofe mit einem deutlichen Wink: wenn er sich nicht ins Mittel lege, um dem Mißbrauche zu steuern, so werde ein orthodoxer Schriftsteller nothgedrungen anstreten, und die Falschheit der unter seiner Autorität öffentlich verbreiteten Lehren darthun. Seine Hige erlaubte ihm jedoch nicht, die Antwort des Prälaten abzuwarten. Am nämlichen Tage (31. October 1517 — dieser Tag wird seitdem von Luthers Anhängern als der Anfang der Reformation angesehen) schlug Luther jene Thesen an dem Thore der Kirche zu Wittenberg an, verteidigte sie dann öffentlich von der Kanzel herab, und verbreitete endlich gedruckte Exemplare derselben in den

nach seiner Zurückkunft nahm er neben der Professur das Predigtamt in der Schlosskirche zu Wittenberg an, und wurde 1512 auch Doctor der Theologie. — Was Luthers Auftreten gegen Tegel und die übrigen Ablassprediger im J. 1517 betrifft, so behaupten viele Gelehrte mit Grund, daß es nicht durch Staupizens Aufmunterung, sondern aus eigener Bewegung geschah, so wie, daß seine, vielleicht durch seines Jugendfreundes frühen Tod verursachte Geistesunruhe und Aufgeregtheit großen Antheil an seiner ganzen Handlungsweise gehabt haben möge.

ansehnlichsten Städten Deutschlands. Diese berühmten Thesen waren sehr klug und sorgfältig gewählt. Obwohl sie in den meisten Punkten von der gewöhnlichen Meinung abweichen, gab es doch nur wenige unter ihnen, hinsichtlich deren sich Luther nicht auf einen oder den andern orthodoxen Autor berufen konnte; und zu größerer Sicherheit wurden sie nicht als unwidersprechliche Lehrsätze, sondern lediglich als Zweifel vorgebracht, die dem Professor aufgestoßen seyen, und die er jetzt in der alleinigen Absicht, die Wahrheit auszumitteln und festzustellen, der Discussion unterwerfe. *) Wer übrigens diese Propositionen oder den durch sie veranlaßten Streit untersucht,

*) Als Luther am Samstag vor Pfingsten 1518 seinem Ordinarius, dem Bischofe zu Brandenburg, seine Resolutiones disputationis de virtute indulgentiarum schickte, schrieb er ihm unter Andern: „Habe, Ehrwürdiger Vater in Gott, diese Disputation vom Ablass in Druck lassen ausgehen, daneben öffentlich vermahnet und gebethen alle ingemein, insonderheit aber die Hochgelehrten, so mir bekannt waren, daß sie ihre Meinung vom Ablass, wo nicht gegenwärtig durch Unterredung, doch abwesend durch Schrift eröffnen wollten; weil ich sahe, daß ich in dieser Sache für mich hatte weder Schrift, noch Lehrer der Kirchen, auch das geistliche Recht nicht, ausgenommen wenig Canonisten, so doch ohne Text reden, und etliche Schulklehrer, die, gleichwie die Canonisten, nichts gewisses davon reden noch sagen, sondern nur ihre Opiniones und Wahn haben, aber nichts beweisen.“ Auch in andern Schriften sagte Luther, daß er damals, als er diese 95 Thesen anschlug und austheilte, „nicht wußte, was das Ablass wäre.“ Eine These (die 71ste) lautete sogar: „Verflucht sey, wer wider die Wahrheit des päpstlichen Ablasses redet.“ Desungeachtet bediente er sich in denselben beleidigender Ausdrücke gegen den Papst; und die Ablassprediger nannte er geradezu „unverständige und übel handelnde Priester, unchristliche, unverschämte und freche, unsinnige und rasende, Gotteslästerung predigende Lehrer“, beschuldigte sie „der Schinderey“, und behauptete, daß sie deswegen, und weil der größere Theil unter den Leuten durch ihre Predigten betrogen würde, auch diese „sammt ihren Meistern zum Teufel fahren würden.“

wird sich vollkommen überzeugen, daß kein Theolog — wie zuweilen behauptet wird — lehrte, der Ablass sey „eine Vergebung der Sünden gegen Bezahlung von Geld nach einer bestimmten Preistabelle“, und noch viel weniger, „er sey eine Vergebung noch nicht begangener Sünden.“

„Die Dominicaner geriethen über Luthers Opposition in Schrecken und Zorn. Sie widerlegten seine Thesen mit Hefigkeit, und er antwortete ihnen noch heftiger. Bald erregte der Streit die öffentliche Aufmerksamkeit des Publicums in Deutschland und den angrenzenden Ländern. Einige sahen in seinem Unternehmen mit Freuden den ersten Schritt zur Abstellung der vorhandenen Mißbräuche; Viele begannen für den Frieden der Kirche zu zittern; noch Andern diente die Kunst und Hefigkeit der streitenden Parteyen zur Unterhaltung. Zu diesen gehörte Papst Leo selbst, der, als ihn Sylvester Prioriaß auf die 95 Propositionen aufmerksam machte, erwiederte: Bruder Martin sey ein Mann von Kopf, und das Ganze nichts weiter als eine Balgerey unter Mönchen.“)

III. „Luther, der sich seines Fehltritts bewußt war und den Zorn des Papstes fürchtete, hielt es der Klugheit gemäß, diesem einen überaus unterwürfigen Brief zu schreiben, der mit folgenden Worten schloß: „Deshalb, heiligster Vater! lege ich mich Eurer Heiligkeit zu Füßen mit allem, was ich bin und habe. Mein Leben steht in Eurer Hand. Ruft oder widerruft, billigt oder verdammt mich, wie es Euch gefällt. Eure Stimme werde ich anerkennen als die Stimme Christi, der in Euch wohnt und aus Euch spricht.“ Er meinte es vielleicht aufrichtig mit

*) Nach Andern gab Leo schon unterm 3. Februar 1518 dem General der Augustiner-Eremiten Gabriel, der sich damals in Venedig aufhielt, den Auftrag, Luthern durch Briefe und Unterhandlungen zur Ruhe zu bringen. Es ist aber nicht bekannt, ob und wie Gabriel diesen Auftrag vollzogen habe,

diesen Bethenerungen *); allein sie waren nur der vergängliche Erguß des Augenblicks. Bald kehrte er zu seinem frühern Treiben zurück, dehnte seine Nachforschungen von dem Ablass auf andere Glaubensartikel aus, und versrieth eine auffallende Vorliebe für Meinungen, die darauf berechnet waren, die herrschenden Begriffe zu verlegen und zu verwirren. Zu Heidelberg (wohin er von den Augustinern im April 1518 auf ihren General-Convent geladen worden) behauptete er mündlich und schriftlich: „der Sündenfall habe die Menschen ihres freyen Willens gänzlich beraubt; der Glaube allein reiche hin, um selig zu werden; und unsre besten Handlungen seyen ihrer Natur nach nichts als Todsünden.“ Der Bischof von Ascula, als Auditor der päpstlichen Curie, hatte ihn schon (7. August 1518) citirt, innerhalb 60 Tagen in Rom zu erscheinen; als er aber die neuen Lehren Luthers erfuhr, erklärte er ihn, ohne jenen Termin abzuwarten, sogleich für einen Keger. Thomas di Vio von Gaeta, insgemein Cardinal Cajetan genannt, Legat in Deutschland, erhielt gleichzeitig den Befehl, den neuen Prediger vorzusfordern, und ihn, wenn er Reue bezeuge, zu absolviren, widrigenfalls aber so lange in Gewahrsam zu halten, bis neue Weisungen aus Rom anlangten.“

Jetzt gerieth Luther in Angst. Er bath, man möchte ihn nicht in Rom, sondern in Deutschland verhören, ließ sich von der Universität Wittenberg ein Zeugniß über seine Moralität und Rechtgläubigkeit geben, und lag dem Chur-

*) Daß Luther es mit diesen Bethenerungen nicht ganz aufrichtig meinte, erhellt aus den Briefen, die er zur nämlichen Zeit an seine Freunde schrieb. In dem einen dieser Briefe an einen Augustinermönch in Nürnberg heist es: „Ich vermuthe, der wahre Antichrist, den Paulus beschreibt, regiere am römischen Hofe, und sey ärger als die Türken.“ Und an Spalatin, Hofprediger und Secretär am kurhessischen Hofe, schrieb er: „Es sey dir in's Ohr gesagt: ich weiß nicht, ob der Papst selbst der Antichrist, oder sein Apostel ist.“

fürsten dringend an, eine untergeschobene Schrift, in der ihm ein Paß verweigert wurde, zu unterzeichnen und zurück zu datiren, damit er darthun könne, wie bereitwillig er der Vorladung gehorcht haben würde, hätte sein Landesherr es ihm nicht verboten. Die Gründe, mit denen er sein Begehren zu rechtfertigen strebte, genügten jedoch dem Gewissen Friedrichs nicht, der ihn am Schlusse des Reichstags nöthigte, nach Augsburg zu gehen (8. October 1518). Gegen seine Erwartung ward er gütig, ja beynahe mit Hochachtung empfangen (13. October); aber alle Kunstgriffe, den Cardinal in eine mündliche Controverse zu verwickeln, scheiterten. Cajetan erklärte: er sey nicht beauftragt, zu disputiren; als Freund ermahne er Luthern, seinen Irrthümern zu entsagen; als Vater sey er bereit, ihn als reuigen Sohn wieder aufzunehmen. Nach der dritten Zusammenkunft (15. October) brachten Cajetan, Staupitz, Luthers vertrauter Freund Ling, und Urbano, der Gesandte von Montserrat, einige Stunden in geheimer Berathung zu, und schloßen endlich eine Uebereinkunft, von der man erwartete, sie werde dem Aergerniß ein Ende machen, ohne die Ehre des heiligen Stuhls oder den Character des Professors bloß zu stellen. Obwohl nun Ling mit der Erklärung zurückkehrte, Luther sey mit der Uebereinkunft zufrieden; obwohl dieser selbst dem Cardinal (17. October) einen Brief schrieb, worin er seine Reue ausdrückte, zu schweigen versprach, wenn seine Feinde es ihm erlaubten, und die streitigen Puncte dem Papste zur Entscheidung vorzulegen bath *): wurde doch gleich

*) Luther hatte sogar in Gegenwart vier kaiserlicher Räthe, eines Notars und mehrerer Zeugen folgenden Widerruf abgelegt: „Ich Bruder Martin Luther, Augustiner, betheure, daß ich die heilige römische Kirche in allen meinen gegenwärtigen, vergangenen und künftigen Worten und Thaten ehre, und ihr Folge leiste. Sollte allenkfalls etwas entgegen oder anders gesagt worden seyn: so will ich, daß es für nicht gesagt gehalten werde, und ich will es für nicht gesagt haben. . . Ich kann mich

darauf ein anderer Beschluß gefaßt. Staupitz reiste (am 19. October) des Abends heimlich von Augsburg ab, und am andern Morgen folgte ihm Luther, und ließ ein Schreiben an den Cardinal zurück, worin er jeden Widerruf verweigerte, sich aber noch immer bereit erklärte, dem Ausspruche des heiligen Stuhles zu gehorchen.^{c **}

IV. „Luthers Anhänger hatten den Ausgang der Zusammenkunft in ängstlicher Spannung erwartet; seine schnelle glückliche Rückkunft nach Wittenberg ward von ihnen als ein Triumph bejubelt. Vergebens beschwerte sich (28. October) Cajetan über den ihm gespielten Betrug, und bath den Churfürsten, den widerspenstigen Professor nach Rom zu schicken, oder mindestens aus seinem Lande zu verbannen. Friedrich erwiederte (8. December): die Gerechtigkeit verbiete ihm, vor erwiesener Schuld zu strafen, und überdem könne er die Universität Wittenberg nicht ihrer glänzendsten Zierde berauben. Es ist vermuthet worden, der letztere Grund sey bey dem Churfürsten von größerem Gewichte gewesen, als derselbe eingestehen wollte. Seine Fürsorge und Freygebigkeit hatte jene hohe Schule gestiftet; er hatte die Gesetze entworfen, nach denen sie regiert wurde; die Professoren waren von ihm gewählt; und durch die Vereinigung der schönen Wissenschaften mit der Rechtsgelehrsamkeit, Philosophie und Theologie war Wittenberg den ältern Universitäten schon überlegen geworden. Luther's neue Ideen verscheuchten die Studirenden nicht, sondern zogen sie vielmehr herbey; und Friedrich war stolz auf einen Mann, dessen Ruf das Gedeihen seiner liebsten Stiftung beförderte. In dieser Stim-

irren; ich habe also mich unterworfen, unterwerfe mich auch jetzt dem Urtheile und der Entscheidung der rechtmäßigen heiligen Kirche, und allen, die es besser verstehen.“

**) Auch fand man eine Appellation Luther's von dem übel unterrichteten Papste an den besser zu unterrichtenden an der Domkirche angeheftet.

mung war er leicht zu überreden, die Angriffe gegen den Professor gingen nicht aus Eifer für die Wahrheit, sondern aus Verdruss über den Verlust des Gewinns hervor, mit dem sich ehemals dessen Widersacher bereichert haben sollten.“

„Mittlerweile hatte Leo (9. November 1518) eine Bulle erlassen, welche die Lehre der katholischen Kirche vom Ablasse, dem ursprünglichen Gegenstande des Streites, erklärte. Sie nannte Luthern nicht, war aber augenscheinlich gegen seine Behauptungen gerichtet, und lehrte: Als Nachfolger des heiligen Petrus und Statthalter Christi auf Erden besitze der Papst die Gewalt, Gläubigen, die sich im Stande der Gnade befänden, sie möchten todt oder noch am Leben seyn, aus angemessenen Beweggründen gewisse Ablässe zu ertheilen, durch welche ihnen zeitliche Strafen nachgesehen würden, die sie für ihre Sünden verdient hätten. Diese, wahrscheinlich in Folge der zu Augsburg getroffenen Uebereinkunft, erlassene Bulle setzte Luthers Redlichkeit auf eine entscheidende Probe. Er hatte versprochen, sich dem Ausspruche des Papstes zu unterwerfen, derselbe möge nun seine Lehre bestätigen oder verdammen. Jetzt hatte der Papst gesprochen, und das Urtheil war ungünstig ausgefallen; aber Luther, der Professor, ohne seiner früheren Betheurungen zu gedenken, unterwarf sich nicht, sondern appellirte mittelst einer förmlichen Urkunde (vom 28. November) von dem Papste an ein allgemeines Concilium.“

V. „Bisher hatte ihn noch Furcht vor Kaiser Maximilian zurückgehalten; der sehr zu gelegener Zeit für ihn erfolgte unvermuthete Tod dieses Fürsten (12. Januar 1519) vermehrte seine Sicherheit und seine Unversicht. Während des Interregnums übte sein Beschützer, der Churfürst, als erblicher Reichsvicar die kaiserliche Autorität. Unter dessen Schutze setzte er seine Forschungen fort, tauchte unverzagt in den bodenlosen Abgrund der Lehren von der Gnade, dem freyen Willen und der Prädestination, erfand, als wollte er die Spaltung verewigen, neue Ausdrücke für

seine Behauptungen, die er den durch unvordenklichen Gebrauch geheiligten entgegen stellte, und ging augenscheinlich darauf aus, die bestehende Kirche von Grund aus umzustürzen, und auf ihren Trümmern eine neue aufzuführen. Und erwägt man die Umstände, die sich vereinigten, um ihn aufzumuntern und ihm Gönner zu verschaffen, so erscheint jener Plan keineswegs als ausschweifend.

1) In Deutschland herrschte eine sehr verbreitete Abneigung gegen den römischen Stuhl. Die heftigen Streitigkeiten der Päpste mit den Kaisern in der alten Zeit hatten einen Keim von Unzufriedenheit zurückgelassen, der nur einer geringen Veranlassung bedurfte, um in offene Feindseligkeit emporzuschießen; und in den letzten Jahren war die öffentliche Stimmung durch häufige, aber fruchtlose Beschwerden über die Mittel erbittert worden, deren sich der päpstliche Hof bediente, um (wie man sagte) seine Schatzkammer auf Kosten der Deutschen zu füllen.

2) Die vornehmsten deutschen Prälaten waren zugleich weltliche Fürsten, und da sie mehr ihrer Geburt als ihrer Verdienste wegen befördert worden waren, so pflegten sie ihren geistlichen Character oft ihrem weltlichen unterzuordnen. Daher vernachlässigten sie ihre bischöflichen Obliegenheiten; der beynah jeder Aussicht entthobene Clerus verfiel in Unwissenheit und Unsittlichkeit; und das Volk, welches für Leute, die es nicht achten konnte, auch keine Ehrfurcht mehr hegte, schmälte über die Reichthümer der Kirche, klagte über die Strenge, womit die ihr zustehenden Gebühren eingetrieben wurden, und rief laut um Abstellung vieler wahren oder eingebildeten Beschwerden, die aus den Forderungen der Päpste und der bischöflichen Gerichtsbarkeit entsprangen, und seit Jahren der Gegenstand von Berathungen und Vorstellungen, ja sogar von Drohungen gewesen waren. Alle Versuche dieser Art hatten gescheitert; aber Luther's Fortschritte stifteten den Unzufriedenen neue Hoffnung ein, und Tausende stellten sich unter das Panier des Neuerers, ohne an den Abfall vom

alten Glauben zu denken, und bloß in der Hoffnung, Mißbräuche abzustellen.

3) Die Erfindung der Buchdruckerkunst hatte dadurch, daß sie die Bücher vervielfältigte, und somit die Leser vermehrte, den Kräften und Leidenschaften der Menschen einen neuen außerordentlichen Impuls gegeben, und diese begannen zu glauben, ihre Väter seyen nicht allein in geistiger, sondern auch in bürgerlicher Knechtschaft gehalten worden. Werke, die von ihren Rechten handelten; wurden in Umlauf gesetzt und begierig gelesen; die Bedrückungen ihrer Herrscher und die Abhülfe ihrer Beschwerden wurden der gewöhnliche Gegenstand ihres Gesprächs, und allenthalben strebte der untergeordnete Adel, sich der Herrschaft seiner Fürsten zu entziehen und unmittelbar vom Reiche abhängig zu werden. Ganz Deutschland war in Gährung, und Luther benützte die allgemeine Stimmung mit bewundernswerther Geschicklichkeit. Jene stritten für bürgerliche, er für religiöse Freyheit: die Absichten beyder waren verwandt; sie mußten sich also wechselseitig unterstützen. Die Titel, die er seinen Werken gab, waren ihm dabey behülflich. Er schrieb von der „christlichen Freyheit“ und gegen die „babylonische Knechtschaft;“ Freyheit war beständig in seinem Munde und in seinen Schriften; und er betheuerte feyerlich: seine einzige Absicht sey, das menschliche Geschlecht von dem unerträglichen Despotismus der römischen Kirche zu befreyen. Diese Künste brachten die gewünschte Wirkung hervor; und machte er auch im Anfang wenig Fürsten zu Proselyten, so billigte und unterstützte doch die Mehrzahl des deutschen Adels sein Unternehmen.

4) Seit dem Wiederaufleben der Wissenschaften war in Deutschland eine zahlreiche Classe von Gelehrten entstanden, die Humanisten hießen, sich dem Studium der Classiker widmeten, und außerordentlichen Einfluß auf die Stimmung des Publicums hatten. Seit langer Zeit herrschte zwischen ihnen und den Theologen die bitterste Feindschaft,

und beyde Parteyen pflegten einander durch die Schimpfnamen „Barbaren“ und „Ungläubige“ zu bezeichnen. Vorzüglich aber waren die Dominicaner der Gegenstand des Hasses und Spottes der Humanisten, weil sie als Büchercensoren deren Werke öfters unterdrückten oder berichtigten. Deshalb bekannten sich die Humanisten fast ohne Ausnahme zu Bewunderern Luther's, und freuten sich der Verlegenheit, in welche der neue Prediger seine Widersacher manchmal brachte. Da sie die Einzigen waren, die mit Unmuth zu schreiben mußten, so wurden ihre, zu seinen Gunsten sprechenden Werke allgemein gelesen, während die in der abschreckenden Schulsprache verfaßten Schriften der Theologen selten gelesen und noch seltener verstanden wurden. Ueberdem beherrschten jene gänzlich die Presse, und man versichert, daß Luther's Gegner oft Mühe hatten, einen Buchdrucker für ihre Werke zu finden. Die großen Gelehrten, die unter Leo's Schutze lebten, blieben Jahre lang unthätige Zuschauer des Streites und nahmen nicht eher an solchem Antheil, als bis die Erfahrung sie von ihrer Unklugheit belehrt hatte, es aber zu spät war, um den Fortschritten ihres Gegners Einhalt zu thun.“

4.

Disputation zu Leipzig. Luther im Kirchenbanne und in der Reichsacht.

I. Gegen Ende des Jahres 1518 beschloß Papst Leo, einen zweiten päpstlichen Legaten in der Person des Carl von Miltitz, eines sächsischen Edelmanns und Domherrn zu Mainz und Meissen, nach Deutschland zu senden, der dem Churfürsten von Sachsen eine geweihte goldene Rose (welche der Papst jährlich als ein Ehrengeschenk an einen der ersten Fürsten Europa's zu schicken pflegte) überreichen sollte, dessen Hauptauftrag indeß darin bestand, Luthern durch Ueberredung und Verheißungen zu seiner

Pflicht zurückzuführen. Miltitz besprach sich auch wirklich im Anfange des Januar 1519 mit Luthern zu Altenburg, und wußte ihn durch freundliches Zureden dahin zu stimmen, daß er in Zukunft von den bestrittenen Lehrsätzen zu schweigen, und den Handel sich zu Tode bluten zu lassen versprach, wenn nur seinen Gegnern gleiches Stillschweigen aufgelegt würde. Sogar zu einem Briefe an den Papst verstand sich Luther, worin er seine zu große Heftigkeit bekannte und eine feyerliche Erklärung beysetzte, daß es seine Absicht nicht gewesen sey, dem Ansehen der römischen Kirche und des apostolischen Stuhls zu nahe zu treten. Miltitz dagegen versprach, für Erfüllung der gemachten Bedingungen zu sorgen, und schied von Luthern mit großer Zufriedenheit. Darauf begab er sich nach Leipzig, um Tetzeln, welcher aus Furcht vor dem Volke das dortige Paulaner-Kloster nicht verlassen zu können erklärte, wegen seines Benehmens zur Rechenschaft zu ziehen. Er that dieß mit solcher Härte, und bedrohte ihn, als den Anstifter des ganzen Unheils, so ernstlich mit dem Borne des römischen Stuhles, daß Tegel bald darauf vor Gram starb. Nunmehr glaubte Miltitz durch seine Weltflugsheit eine bereits so äußerst bedenklich gewordene Sache gütlich beygelegt zu haben. Allein dem war nicht so.

II. Unter denjenigen Männern, welche gleich anfangs Luthern in Schriften entgegengetreten waren, befand sich auch Johann Maier, von seinem Geburtsorte im Allgäu genannt Eck, Professor der Theologie und Prokanzler an der Universität Ingolstadt. Er hatte in einer Schrift mit dem Titel „Obelisk“ auf die Aehnlichkeit aufmerksam gemacht, welche zwischen Luthers Thesen und den hussitischen Irrlehren statt finde; und Luther hatte sich in der Schrift „Asterisk“ gegen ihn vertheidigt. Während Luthers Aufenthalt zu Augsburg hatte Eck durch seine Vermittlung mit Andreas Bodenstein, von seinem Geburtsorte in Franken, genannt Carlstadt, ebenfalls Professor in Wittenberg und Freunde Luthers, eine Disputa-

tion verabredet; im November 1518 hatte Luther in Carlstadt's Austrag ihn aufgefordert, Zeit und Ort anzugeben, und zuletzt hatte man Leipzig und die Zeit nach Johannis im nächsten Jahre zu diesem gelehrten Zweykampfe bestimmt. Herzog Georg von Sachsen gab die Erlaubniß zur Abhaltung desselben, und ohne daß die päpstlichen Legaten etwas entgegen thaten, wurde die Disputation vom 27. Juny bis zum 16. July 1519 zwischen Carlstadt und Luther einerseits und Eck anderseits gehalten. Der Bischof Adolph von Merseburg hatte noch nach Ecks Ankunft, und als Luther eben auch angelangt war, in Leipzig, das zu seinem Sprengel gehörte, dieselbe durch öffentlichen Anschlag verbieten lassen; allein der Leipziger Magistrat ließ den Anschlag abnehmen, und zog den, der ihn angeheftet hatte, zur Strafe.

Die Disputation hatte statt in dem großen Saale auf der Pleißenburg, und der Herzog Georg selbst war während ihrer ganzen Dauer Vor- und Nachmittags mit seinem Hofstaate gegenwärtig. Nachdem Carlstadt und Eck mehrere Tage über die Freyheit des Willens gestritten hatten, und der erstere mit der, das gesunde Gefühl verletzenden Ansicht Luthers, welcher diese Freyheit läugnete, von Eck, der hier Kirchenlehre und Vernunft gleich stark für sich hatte, sehr in die Enge getrieben worden war, begann am 4. July der Hauptact, indem Luther seine Behauptungen, daß nicht der römische Bischof, sondern Christus allein das Haupt der Kirche sey, und daß jenem der Primat in derselben nicht aus göttlichem, sondern nur aus menschlichem Rechte zukomme, mit großer Lebhaftigkeit verfocht. Den Spruch bey Matthäus (16. 18.): „Du bist Petrus, und auf diesen Felsen will ich meine Kirche bauen &c.“ erklärte er so, daß Christus zwar mit der ersten Hälfte desselben den Apostel gemeint, bey der zweyten aber auf sich selbst gedeutet, und sich den Felsen, auf den die Kirche gegründet werden solle, genannt habe. Als nun Eck unter anderm entgegnete, was er schon in

seinen Obelisk geäußert hatte, daß diese Meinungen Luthers im völligen Einklange mit den von der Kirche verdammtten Lehren Willels und Häßens seyen, rügte Luther diese Entgegnung als eine arge, ihm angethane Beleidigung auf das heftigste, und wies ihren Inhalt mit der größten Entschiedenheit von sich, mit den Worten: „Huß und die Böhmen seyen ihm von jeher als Feinde und Störer der kirchlichen Eintracht verhaßt gewesen.“ Aber als nun Eck weiter nachwies, daß von der Kirchenversammlung zu Constanz durch die gegen Huß und die Böhmen gerichteten Verurtheilungen ausdrücklich die nämlichen Sätze, die Luther jetzt von neuem behauptete, mit dem Fluche belegt worden seyen; da entfuhr Luthern die Aeußerung; unter den Artikeln Hußens und der Böhmen befänden sich viele ächt christliche und evangelische, die daher mit Unrecht verdammt worden wären. Eck hielt ihn an dieser Aeußerung und an der daraus fließenden Folgerung, daß Luther die Autorität der Kirchenversammlung von Constanz verwerfe, fest, worüber sich der Streit immer mehr erhitzte, und Luther Ecks frühere Entgegnung, gegen welche er sich anfangs förmlich verwahrt hatte, im Wesentlichen allerdings nicht mehr in Abrede stellte. Herzog Georg wurde davon so betroffen, daß er, den Kopf schüttelnd und beyde Arme in die Seiten stemmend, laut ausrief: „Das walt die Sucht!“ Dennoch gestattete er, daß noch mehrere Tage hindurch gestritten, und der Kampf nach allen Richtungen hin verfolgt ward. Die Fortsetzung desselben zwischen Eck und Luther betraf die Lehre vom Fegfeuer, vom Ablass, von der Reue, Buße und Lossprechung. Eck behauptete, daß den Sünder die vom Priester erhaltene Lossprechung nicht gänzlich von den zeitlichen Strafen überhebe, und die göttliche Gerechtigkeit auch nach der Sündenvergebung noch Genugthuung von den Menschen verlange; und hierauf gründe sich die Pflicht der Kirche, den Sündern Bußstrafen aufzulegen, aber auch das Recht, ihnen Milderung derselben oder

Ablass zu gewähren. Luther hingegen verfocht die Meinung, der Priester, der an Gottes Statt die Sünde verzeihe, ertheile zugleich die Losprechung von der Schuld und von der Strafe. Als gelegentlich von den guten Werken die Rede war, und Eck zu ihrer Vertheidigung die bekannte Stelle aus dem Briefe des Apostels Jacobus Luthern entgegenhielt, verwarf dieser ohne Bedenken das canonische Ansehen des ganzen Briefes. — Zuletzt begann Carlstadt noch einmal die Disputation über den freien Willen, und stellte nun Luthers Ansicht in der schroffsten Fassung heraus: „daß der Gerechte sogar in seinen guten Werken sündige.“ Dieß war das Ende der Disputation, wobey sich alle Zuhörer auf Ecks Seite wendeten, um so mehr, als, während Carlstadt mehrmal zu den Büchern seine Zuflucht nahm, um Stellen daraus vorzulesen, Eck durch die Schnelligkeit, womit er alle Beweisstellen aus Schrift, Vätern und Concilien aus dem Gedächtnisse hersagte, auch in dieser Beziehung seine Ueberlegenheit kundgab. Die Leipziger erwiesen ihm auch, wie Luther in einem Briefe klagt, große Ehrenbezeugungen, ritten mit ihm aus, luden ihn zu Gastmählern und beschenkten ihn mit Ehrenkleidern, während er und Carlstadt auf eine kränkende Weise vernachlässigt wurden, und nichts als den bey solchen Gelegenheiten üblichen Ehrenwein erhielten. In höchst aufgeregter Stimmung verließ Luther daher Leipzig, und erklärte, er werde, da die Disputation übel abgelaufen sey, demnächst Erörterungen seiner Sätze an's Licht stellen. Dieselben erschienen auch im August desselben Jahres, enthielten aber nur die Wiederholung dessen, was schon mehrmals von ihm schriftlich und mündlich vorgelesen worden war. Den Herzog Georg aber hatte die Disputation so im katholischen Glauben gestärkt, daß er von dem an ein eifriger Beschützer der Kirche gegen ihre Feinde blieb.

III. So klar diese Disputation den schroffen Gegensatz der Vorstellungen Luthers gegen die Lehre der Kirche bezeugte, so trat jener Gegensatz doch noch stärker hervor in

einer von ihm im Juny 1520 im Druck erschienenen und dem jungen Kaiser Carl V. dedicirten Schrift mit dem Titel: „An kaiserliche Majestät und den christlichen Adel deutscher Nation, von des christlichen Standes Besserung.“ Diese Schrift enthielt nichts Geringeres, als Aufforderungen zum gänzlichen Umsturz der katholischen Kirchenverfassung. „Es gebe,“ sagte Luther darin, „eigentlich keinen besondern Stand von Priestern oder Geistlichen, sondern alle Christen seyen, vermittelt der Taufe, des Evangeliums und des Glaubens, wahrhaft geistlichen Standes, und es sey unter ihnen kein Unterschied, denn der des Amtes halber. Daß der Papst oder Bischof salbe, Platten mache, ordinire, weihe, anders denn Laien kleide, möge einen Gleisner und Delgözen machen, nimmermehr einen Christen oder geistlichen Menschen. Des Bischofs Weihe sey nichts anders, als wenn er an Statt und Person der ganzen Versammlung Einen aus dem Haufen nehme, die alle gleiche Gewalt haben, und ihm befehle, dieselbe Gewalt für die andern auszurichten: gleich als wenn zehn Brüder, Königs Kinder, gleiche Erben, Einen erwählten, das Erbe für sie zu regieren; sie wären je alle Könige, und gleicher Gewalt, und doch werde Einem zu regieren befohlen: oder ob ein Häuflein frommer Christen in einer Wüste Einen erwählten und ihm auftrügen, zu taufen, Messe zu halten, zu absolviren und zu predigen. Was aus der Taufe gekrochen ist, das möge sich rühmen, daß es schon Priester, Bischof und Papst geweiht sey, ob nun wohl nicht einem jeglichen zieme, solches Amt zu üben. Denn wenn wir gleich alle Priester sind, müßte sich doch Niemand selbst hervorthun, noch sich unterwinden, ohne unser Bewilligen und Erwählen das zu thun, das wir alle gleiche Gewalt haben; denn was gemein ist, mag Niemand ohne der Gemeinde Willen und Befehl an sich nehmen.“ Darauf vindicirte Luther der weltlichen Obrigkeit das Recht, sündige Geistliche, Bischöfe und Päpste zu strafen und abzusetzen, und forderte, man

solle ferner keine Abgabe nach Rom mehr zahlen, dem Papste seine weltliche Macht nehmen oder kürzen, und ihm keine Oberlehensherrlichkeit über das Königreich Neapel mehr lassen („er hat eben so viel Recht daran, als ich, will dennoch Lehensherr darüber seyn; es ist ein Raub und Gewalt wie fast alle andere seine Güter sind; darum sollte ihm der Kaiser solches Lehens nicht gestatten, und wo es geschehen wäre, nicht mehr verwilligen“), und eben so keine Herrschaft, die, er sich über Bologna, Ravenna, Romagna, Ancona und andere Landschaften Italiens mit Gewalt angemacht habe, sondern ihm die Bibel und das Gebethbuch dafür anzeigen, damit er weltliche Herren Land und Leute regieren lasse, er aber predige und bethe. Ferner begehrte er, daß sich die Geistlichen wieder sollen verhehelichen dürfen, keine Bettelklöster mehr angelegt, Seelenmessen und Vigilien, so wie die geistlichen Strafen, besonders das Interdict, abgethan, alle Festtage auf die Sonntage verlegt, alle Fasten und Wallfahrten abgeschafft, und alle geistlichen Stiftungen zu bestimmten Gebethen und Messen aufgehoben werden; „ich rede aber hie,“ setzte er in Bezug auf den letztern Punct bey, „mit nichten von den alten Gestiften und Domen, welche ohne Zweifel darauf sind gestiftet, daß, dieweil nicht ein jeglich Kind vom Adel Erbbesitzer und Regierer seyn soll, nach deutscher Nation Sitten in denselben Gestiften möchten versorgt werden, und allda Gott frey dienen, studieren und gelehrte Leut werden und machen.“ Auch unterliege es keinem Zweifel, daß der Papst der Antichrist und derjenige sey, von welchem Paulus im ersten Briefe an die Thessalonicher geweissaget habe, als von einem, der sich über Gott erheben, in Gottes Kirche setzen, und sich als ein Gott stellen werde; päpstliche Gewalt sey nichts anderes, als Sünde und Bosheit lehret und mehren, und Seelen zur Verdammniß führen. Er verlangt dann, daß man die Sache der Böhmen von neuem vornehme, daß an ihren beyden Lehrern zu Constanß verübte Unrecht für ein solches erkläre,

und das Volk wegen des Gebrauchs der beyden Gestalten im Sacramente nicht ferner für Keger und Abtrünnige halte. Auch das Universitätswesen soll von Grund aus verbessert, die Philosophie des Aristoteles abgethan, besonders aber das geistliche Recht von dem ersten Buchstab bis zum letzten ausgetilgt werden. Gegen Ende stellt er dar, wie der Papst unter dem Scheine, das römische Reich an die Deutschen zu bringen, dieselben getäuscht, und dieses Reich eigentlich sich selber zugeeignet habe. „Also sind wir Deutschen hübsch deutsch gelehrt; da wir vermeinet, Herren zu werden, sind wir der allerlistigsten Tyrannen Knechte geworden, haben den Namen, Titel und Wappen des Kaiserthums, aber den Schatz, Gewalt, Recht und Freyheit desselben hat der Papst; so frist derselbe den Kern, so spielen wir mit den ledigen Schalen. So helfe uns Gott, der solch Reich durch listige Tyrannen uns hat zugeworfen und zu regieren befohlen, daß wir auch dem Namen, Titel und Wappen Folge thun, und unsere Freyheit erretten, die Römer einmal lassen sehen, was wir durch sie von Gott empfangen haben. Rühmen sie sich, sie haben uns ein Kaiserthum zugewendet, wohlan, so sey es also, laß ja seyn; so geb' der Papst her Rom und alles, was er hat vom Kaiserthum, lasse unser Land frey von seinem unerträglichen Schagen und Schinden, gebe wieder unsre Freyheit, Gewalt, Gut, Ehre, Leib und Seele, und lasse ein Kaiserthum seyn, wie einem Kaiserthum gebühret, auf daß seinen Worten und Fürgeben genug geschehe.“ — War Luther in dieser Schrift als Feind der katholischen Kirchenverfassung aufgetreten, so zeigte er sich in einer andern, die er bald nachher unter dem Titel: „Von der babylonischen Gefangenschaft der Kirche,“ herausgab, auch als Feind der katholischen Kirchenlehre von den Sacramenten. Auf solche Weise hatte sich Luther mit diesen Schriften bereits entschieden und öffentlich von der römischen Kirche losgesagt, noch ehe er von dem Papste als von ihr ausgeschlossen erklärt wurde.

IV. Unmittelbar nach der Disputation zu Leipzig hatte sich Eck an den Churfürsten Friedrich von Sachsen gewendet, um ihn zur Abwendung der der Kirche durch Luther drohenden Gefahr zu vermögen; und als er seine Bemühung erfolglos sah, begab er sich im Januar 1520 selbst nach Rom, wo er es durch sein Andringen dahin brachte, daß der Papst unterm 11. Juny eine, in mehrern Consistorial-Sitzungen berathene Bulle ausfertigen ließ, worin er 41 Propositionen für falsch, Aergerniß gebend, oder häretisch erklärte, solche in den Werken nachwies, die Luther in der letzten Zeit geschrieben, diesem sechzig Tage bewilligte, um seine Irrthümer zu widerrufen, und für den Fall, daß er nach Verlauf dieser Zeit noch halsstarrig blieb, den Kirchenbann über ihn aussprach; zugleich sollte er von jetzt an das Predigen und Lehren unterlassen, und seine Bücher und Schriften verbrennen, oder zum Verbrennen ausliefern. Die Bulle selbst war in milden, väterlichbetrübten Ausdrücken abgefaßt, und sie wurde durch zwey Beamte seines Hofes, Caraccioli und Alexander, an den Erzbischof Albrecht von Mainz gesandt, mit dem Auftrage, für ihre Vollstreckung zu sorgen.

Luther nahm anfangs die Miene an, als ob er die Bulle für erdichtet und unterschoben halte; und nachdem über ihre Richtigkeit kein Zweifel mehr Raum finden konnte, ließ er am 17. November 1520 eine Appellation vom Papste Leo „als von einem frevlen, gewaltvermessenen, ungerechten Richter, zum andern als von einem verstockten, irrigen, in aller Schrift verdamnten Reher und Abtrünnigen, zum dritten als von einem Feinde, Widersacher und Unterdrücker der ganzen heiligen Schrift, zum vierten als von einem Verächter, Lasterer und Schmäher der heiligen christlichen Kirche und eines freyen Concils,“ an ein solches freyes, allgemeines Concil in gerichtlicher Form aufsetzen und ausgehen. Dieser Apellation folgte bald eine in einem noch viel heftigern Tone abgefaßte Schrift: „Wider die Bulle des Antichrists.“ Und um nun durch

eine That Alles, was ihn etwa noch an die römische Kirche knüpfte, unwiderruflich zu zerreißen, schlug er am 10. December 1520 früh am schwarzen Brette an, er werde um 9 Uhr vormittags die päpstliche Bulle mit den Decreten verbrennen. Von Magistern und Studenten begleitet, erschien er zur bestimmten Zeit vor dem Elstertthore, wo ein Magister einen Scheiterhaufen errichtete, theils aus Holz, theils aus Eßs und anderer Segner Schriften und den canonischen Rechtsbüchern. Dann wurde dieser Stoß angezündet, und Luther warf nun die Bulle in die Flammen mit den Worten: „Weil du den Heiligen des Herrn betrübet hast, so betrübe und verzehre dich das ewige Feuer!“ Am folgenden Tage sprach er in seiner Vorlesung unter andern zu seinen Zuhörern: „daß ich die Bulle sammt den Decretalen verbrannt habe, ist nur ein Kinderspiel; hoch vonnöthen ist es, daß der Papst selbst mit allen seinen Lehren und Gräueln verbrannt werde. Wo ihr nicht von ganzem Herzen des Papstes bestialischem Regimente widersprechet, könnet ihr nicht selig werden!“ Auch ließ er darüber eine Rechtfertigungsschrift bekannt machen, die so beginnt: „Ich Martinus Luther genannt, Doctor der heiligen Schrift, Augustiner zu Wittenberg, füge männiglich zu wissen, daß durch meinen Willen, Rath und That auf Montag nach St. Nicolai im 1520sten Jahre verbrennet sind die Bücher des Papstes von Rom und etlicher seiner Jünger.“ *)

*) Auch mehrere Universitäten, und darunter besonders Ingolstadt, Löwen und Paris, verdamnten um diese Zeit Luthers Lehren. Dafür ward die Universität Ingolstadt von ihm ohne weiters eine „elende, schändliche Universität,“ und ihre Professoren aus allen Facultäten „Blinde, Buben, Säue, Esel, Lasterer und Feinde Gottes“ genannt. Die Universität Löwen wurde mit dem Titel einer „Köspelschule,“ und die Professoren der theologischen Facultät mit jenen „grober Esel, verfluchter Rangen, ärgster Buben, gotteslästerischer sauler Bänche, blutdürstiger Mordbrenner und Brudermörder, großer

V. Somit war der Krieg erklärt, und beyde Theile bewarben sich um die Freundschaft des neuen Kaisers. Eurfürst Friedrich, dem derselbe die größten Verbindlichkeiten hatte, bot seinen ganzen Einfluß zu Gunsten Luthers auf; Erasmus von Rotterdam, das Haupt der Humanisten, mußte des Kaisers Rätthe ausforschen und vorbereiten, und Ulrich von Hutten trug Sorge, durch Satyren und Schmähschriften die Gährung zu erhalten und zu befördern. **) Dagegen sendete Leo Aleandern

und grober epicureischer Säue, Kecher und Göger, eitel verdammter Heiden" belegt, und ihr Lehre „eitel Lügen, Keßerey, Gotteslästerung und Abgötterey, ein Stankpfluß, eine verfluchte höllische Grundsuppe und eine Schmeißerey" genannt. Und die Universität Paris, welcher er früherhin als „der Fackel und Mutter aller Wissenschaften" seine Schriften zum Urtheile unterworfen hatte, war ihm jetzt „eine verdammte Tempels-Synagoge, ein von der Scheitel bis auf die Fersen schneeweißer Afsatz, der rechten irdenchristlichen Hauptkeßerey, eine Mutter aller Irthümer in der Christenheit, und das rechte Hinterthor der Hölle."

**) Erasmus kehrte später, als er sah, wohin Luthers Unternehmungen führte, zur katholischen Kirche zurück, und hing ihr bis an seinen Tod (1536) um desto fester an, je schwankender er sich vorher benommen hatte. Hutten aber, der, durch seine humanistischen Studien gänzlich von der Religion abgebracht, an seiner Staats- und Kirchendrigkeit und an sich selbst zum Verbrecher ward, und als ein elendes Opfer seiner unbezähmten Leidenschaften in dem blühendsten Alter dahin sank (1523), verharrte in der Trennung von der Kirche. Außer diesen gehörten besonders Johann Reuchlin, Professor der hebräischen und griechischen Sprache zuerst zu Ingolstadt und dann zu Tübingen, und Willibald Pirckheimer, Rathsherr zu Nürnberg, zu den Freunden Luthers und seiner Lehre; doch beyde starben (der erstere 1522, der letztere 1530) im Schooße der katholischen Kirche. — Hutten's Schmähgeist wurde unterstützt durch den Maler Lucas Cranach, welcher Figuren herausgab, die die weltliche Herrschaft des Papstes gegen die Niedrigkeit und das Leiden des Herrn in Gegensatz stellten, und vieles beytrugen, die Menge gegen die katholische Kirche aufzureizen. Solchen und andern Stimmführern des Zeitgei-

als Nuncius an den kaiserlichen Hof. Vergebens wurden Drohungen, Beleidigungen und Gewalt angewendet, um ihn von der Erfüllung seiner Pflicht zurückzuschrecken. Er folgte Carln auf den Reichstag zu Worms; und um es zu verhindern, daß nicht hier mit Luthern abermals unterhandelt werde, wurde auf seine Vorstellung von Papst Leo unterm 3. Januar 1524 eine zweyte Bulle gegen Luthern erlassen, in welcher der Fluch, der in der ersten nur bedingungsweise ausgesprochen war, nunmehr in den stärksten Ausdrücken ganz unbedingt über ihn und alle seine Schirmer und Anhänger verhängt ward. Am 13. Februar ward diese Bulle in der Reichsversammlung feyerlich bekannt gemacht, und Aleander stellte bey dieser Gelegenheit in einer ausführlichen Rede den Fürsten vor, daß sie sich irrten, wenn sie glaubten, es handle sich bey diesem Streite nur um Gerichtsbarkeit und Privilegien, las dann die anstößigsten Stellen aus Luthers Schriften vor, und bewies, daß sie sogar den Entscheidungen des Conciliums von Constanz, für welches doch die Deutschen eine besondere Verehrung hegten, zuwider seyen. Allein die Reichsstände gaben dem Kaiser zu erkennen, daß es gefährlich seyn würde, Luthern, dessen Meinungen sich bereits in ganz Deutschland ausgebreitet hätten, ungehört zu verdammen, und sie trugen daher darauf an, daß er unter sickeim Geleite nach Worms berufen und durch verständige Personen verhört werden möge, ohne daß jedoch dieses Verhör zu einer Disputation werden solle. Der Kaiser konnte nicht umhin, in das Verlangen der Reichsstände zu will-

fiß wagte, fast Niemand sich entgegenzustellen, und die Sache der Kirche zu vertheidigen. „Selbst diejenigen,“ — klagte noch späterhin Eck — „welche die besten Pfründen und Canonicate vom römischen Hofe haben, waren bisher stummer als die Fische, und sind es noch.“ Eck selbst aber verwendete auch die übrigen Jahre seines Lebens zur Aufrechthaltung der katholischen Religion in Deutschland, und starb den 10. Februar 1543 im 57. Jahre seines Alters.

gen, und so wurde denn am 6. März der kaiserliche Geleitsbrief unterzeichnet; auch ließen der Churfürst Friedrich von Sachsen nebst seinem Bruder Johann, ferner der Herzog Georg von Sachsen und der Landgraf Philipp von Hessen besondere Geleitsbriefe ausfertigen, und mit diesen Briefen wurde ein kaiserlicher Herold nach Wittenberg geschickt, um Luthern herbeizuholen.

VI. Luthers Reise nach Worms glich einem Triumphzuge; alles war begierig, den Mann zu sehen, der es gewagt hatte, sich gegen den Papst zu erheben. In Erfurt wurde er von der Universität, dem Rathe und der Bürgerschaft mit einem feyerlichen Aufzuge eingeholt, und auch an andern Orten widerfahren ihm öffentliche Ehrenerweisungen. Wenn er dann in solcher Gemüthserhebung Predigten hielt, wurden die Zuhörer von der Gewalt, womit er seine Lehrsätze vortrug, mächtig ergriffen. Seine Ankunft in Worms geschah am 16. April. Eine ungeheure Volksmenge erwartete und begleitete ihn, so daß der Wagen, auf dem er saß, nur mit Mühe zur Herberge durchdrang, und bis in die Nacht hinein wurde sein Zimmer von Fürsten, Grafen und Rittern nicht leer.

Am folgenden Tage, den 17. April, ward Luther von dem Reichs-Erbmarschall Ulrich von Pappenheim in Person zur Reichsversammlung geladen und nach dem Rathhause geführt. Als er vor den versammelten Fürsten stand, legte ihm der churtrierische Official zuerst die Frage vor: ob er die auf einer Bank vor ihm befindlichen Bücher für die seinigen erkenne? Nachdem auf Antrag des ihm beygegebenen Rechtsbeystandes Schurf von Württemberg die Titel dieser Bücher verlesen waren, antwortete Luther mit Ja. Hierauf ward er weiter gefragt: ob er den Inhalt derselben widerrufen oder vertheidigen wolle? Er aber bath um Bedenkzeit, um eine so wichtige Frage, die den Glauben, die Seligkeit und das Wort Gottes betreffe, gehörig zu erwägen. Diese Bitte ward ihm gewährt, jedoch mit der Bemerkung, daß ja in der kaiserlichen Vor-

labung stehe, weshalb er vorgefordert worden, und er also Zeit genug gehabt habe, über seine Antwort nachzudenken.

Als Luther am 18. April wieder in die Reichsversammlung geführt, und die Tags vorher aufgestellte Frage wiederholt worden war, antwortete er, zuerst in deutscher, und dann auf Verlangen des Kaisers, der des Hochdeutschen nicht so mächtig war, um ihn völlig zu verstehen, in lateinischer Sprache: „Was er in seinen Büchern vom Volksunterrichte geschrieben habe, gefalle selbst seinen Feinden; was er wider das Papstthum und die päpstlichen Dogmen geschrieben, könne er, weil er Recht hätte, nicht widerrufen; was er seinen Widerlegern geantwortet, sey zwar heftiger und härter geschrieben, als man von einem Christen, und noch mehr von einem Mönche erwarten sollte, er könne aber doch nichts davon widerrufen, damit er nicht die Wuth seiner Feinde gutzuheißen scheine; übrigens sey er kein Gott, sondern ein dem Irrthum untergebener Mensch, und wolle gern widerrufen, ja selbst am ersten seine Bücher ins Feuer werfen, wenn man ihn aus den Propheten und den Schriften der Apostel einer Abweichung überweisen würde.“ Man war aber hiemit nicht zufrieden, sondern verlangte von ihm eine kategorische Antwort, ob er nicht alles das, was er wider die gemeine Lehre der Kirche und wider die alte Religion in seinen Büchern behauptet habe, widerrufen wolle. Hierauf erklärte er und sagte: „Wenn ich nicht durch offenbare Zeugnisse der heiligen Schrift und durch klare und helle Gründe eines Irrthums überwiesen werde, so kann und will ich nicht widerrufen. Ich glaube weder dem Papste noch den Concilien allein, da sie schon geirrt und sich widersprochen haben. Hier stehe ich, ich kann nicht anders: Gott helfe mir! Amen.“ Und mit diesen Worten schied er aus der Versammlung.

VII. Carl beobachtete Luthern während der ganzen Conferenz aufmerksam; in Luthers Zügen und der Heftigkeit seiner Geberden lag etwas, das sehr gegen ihn ein-

nahm; und der junge Kaiser flüsterte seinen Vertrauten zu: ihn werde dieser Mann nie vom Glauben seiner Väter abwendig machen. — Am 19. April aber ließ der Kaiser die Fürsten zu sich rufen, um ihre Meinung zu erfahren; und nachdem sie sich Bedenkzeit ausgebethen, ließ er einen von seiner eignen Hand gefertigten Aufsatz öffentlich vorlesen, des Inhalts: „Die Fürsten wüßten selbst, daß er von den christlichen deutschen Kaisern, von den katholischen Königen von Spanien, von den Erzherzogen von Oesterreich und den Herzogen von Burgund abstamme, die sämmtlich bis auf den letzten Augenblick der römischen Kirche getreu geblieben, und allezeit muthige Verfechter des katholischen Glaubens, der heiligen Concilien und der christlichen Gebräuche gewesen; diese hätten ihm die katholische Lehre und Kirchenverfassung gleichsam erblich hinterlassen, nach welcher er bis daher gelebt, und darnach er auch zu sterben gedenke. Da es nun an dem Tage liege, daß ein einziger Mönch solche Dinge vortrage, die mit der Denkart aller Christen stritten, jener sowohl, welche bis tausend Jahre vorhin gelebt, als die noch wirklich lebten, und woraus folgen würde, die ganze Christenheit habe sich bis daher geirrt: so sey er fest entschlossen, alle seine Reiche, Länder, Freunde, Leib und Blut, und selbst das Leben daran zu setzen, damit dieses gottlose Vorhaben nicht weiter um sich greife und ihm und der deutschen Nation zur Schande gereiche, deren besonderer Vorzug es bisher gewesen, daß ihr Kaiser ein Beschützer des katholischen Glaubens genannt worden sey. Nachdem er nun am gestrigen Tage Luthers halbstarrige Antwort vernommen, eröffne er den Ständen, wie es ihn reue, daß er so lange angestanden, gegen diesen Menschen und dessen falsche Lehre ernstlich zu verfahren, und daß er ihn weiter in nichts hören wolle, was er auch immer vorbringen möge. Er gebiete demnach, daß derselbe sogleich wieder heimgeführt werde, und sich in Acht nehme, öffentlich zu predigen oder seine Lehren unter dem Volke zu verbreiten,

und Lärm und Berrüttung anzurichten. Er wiederhole es, daß er wider ihn als einen offenbaren Keger verfahren wolle, und er fordere die Reichsstände auf, in dieser Sache zu beschließen, was ächten Christen gebühre, und was sie zu thun versprochen hätten.“ Die Versammelten stimmten der kaiserlichen Erklärung bey, und schon sollte Luther am nächsten Tage entlassen werden, als in der Nacht auf dem Markte eine Schrift angeheftet ward, die da sagte, es hätten sich 400 Edelleute verschworen, Luthern zu rächen, wofern ihm etwas Widriges begegnen sollte. Der Kaiser achtete wenig auf diese Drohung, gestattete aber auf Verlangen des Erzbischofs von Mainz, welcher von dem ohnehin gegen ihn schwierigen Adel am meisten zu fürchten hatte, daß mit Luthern noch eine Unterredung gehalten, und darin versucht werden sollte, ihn durch gute Worte auf andere Gedanken zu bringen. Die dazu verordneten Fürsten waren: die Churfürsten von Trier und Brandenburg, der Herzog Georg von Sachsen, nebst den Bischöfen von Augsburg und Brandenburg, unter denen sich der erstere am geschäftigsten zeigte. Diese alle redeten nun Luthern auf alle mögliche Weise zu, sich nicht gegen die allgemeine Lehre der Kirche zu empören, aber umsonst. Der Churfürst von Trier glaubte noch durch eine Privatunterredung mit Luthern eher zum Zwecke zu kommen, und zog zu derselben noch zwey Gelehrte bey, aber mit dem nämlichen Erfolge. Da forderte ihn endlich der Churfürst auf, selbst ein Mittel an die Hand zu geben, wodurch alles wieder in Ordnung gebracht werden könnte; aber er erhielt von Luthern die Worte Gamaliels (in der Apostelgeschichte) zur Antwort: „Ist dieses Werk ein Menschenwerk, so wird es aus sich zergehen; ist es aber von Gott, so werdet ihr es nicht zerstören können!“

VIII. Da nun Luther durchaus nicht von seiner Widersegligkeit abzubringen war, so erhielt er, nebst freyem Geleite auf drey Wochen, Befehl abzureisen, jedoch sich

unterwegs alles Predigens zu enthalten; und einen Monat später, den 26. May 1520, nachdem bereits mehrere Luthern günstige Fürsten, und darunter voran der Churfürst Friedrich von Sachsen, sich entfernt hatten, ward ein, auf den 8. May zurückdatirtes Edict erlassen, welches Luthern, als ein von der Kirche abgesondertes Glied und verstockten Keger, in des Reiches Acht und Aberacht erklärte, seine Werke zu verbrennen befahl, und Schriften über Glaubenssachen ohne vorhergegangene Erlaubniß der geistlichen Obern zu publiciren verbot. — Luthers Abreise von Worms war, unter großem Zusammenlaufe des Volkes, am 26. April erfolgt. Ungeachtet des Verbotes predigte er auf der Reise an verschiedenen Orten, und wurde überall mit Ehren empfangen. Am dritten Tage gab er den Reichsboten zu Friedberg den Geleitsbrief zurück, und ging unter dem Schutze einer berittenen Abtheilung seiner Freunde nach Eisenach. Hier entließ er den größten Theil von ihnen, und als er bey Altenstein in den Thüringer Wald trat, befahl er den Uebrigen, vorauszu gehen und Quartier zu machen. Nach einigen Minuten ritten zwey Edelleute, Vertraute des Churfürsten Friedrich, verlarvt an den Wagen heran, rissen ihn mit scheinbarer Gewalt heraus, und brachten ihn, als Ritter verkleidet, auf ein einsames Bergschloß, die Wartburg genannt. Der Ort seines Aufenthalts war vor Freunden und Feinden sorgsam verborgen; doch fuhr er fort, jene durch seine Schriften aufzumuntern, und diese sahen sich oft durch ihren unermüdlichen und zugleich unsichtbaren Gegner angegriffen. *)

*) E. Michael Ignaz Schmidt „Geschichte der Deutschen“ (Ulm, 1783), Thl. V. Seite 79 ff. — Karl Adolph Meuzel „neuere Geschichte der Deutschen von der Reformation bis zur Bundes-Acte“ (Breslau, 1826), Bd. I. Seite 41 ff.

5.

Erster und zweyter Krieg mit Frankreich.

I. Von dem Reichstage zu Worms war Kaiser Carl nach den Niederlanden gegangen, und besuchte darauf auch Spanien wieder, wo er fast acht Jahre blieb. Seine Sorge mußte beynahe die Enden Eurapa's umfassen. Doch war sein Blick vor allen Dingen auf den König Franz I. von Frankreich gerichtet, der als ein feindlich gesinnter Nachbar und Nebenbuhler auf jeden Vortheil achtete, welchen er ihm etwa abgewinnen möchte. Wir dürfen nicht nach besondern Ursachen der Eifersucht zwischen beyden suchen; in ihrem Gemüthe, so wie in dem gegenseitigen Verhältnisse der beyden Herrscher, lagen der Gründe genug. Franz war ehrgeizig und stolz; Carls Seele war nicht weniger erfüllt von diesen Regungen, welche in ihm nur eine großartige Gestalt angenommen hatten. Beyde waren schon Nebenbuhler bey der Kaiserwahl gewesen, und Franz der ältere, der sich durch ritterlichen Ruhm und persönliche Eigenschaften über dem Gegner hielt, fühlte sich durch dessen Vorzug gekränkt. Das Herzogthum Mailand ferner, welches Franz erobert hatte, ein Lehen des deutschen Reiches, lag für Carl als eine Aufforderung da, es der französischen Macht durch die Waffen wieder zu entreißen; dagegen war Carls drohende Uebermacht in Europa eine so nahe Ursache der Besorgniß für alle übrigen Herrscher, daß Franz, welcher nächst ihm das mächtigste Reich besaß, sich vor allen andern zum Kampfe gegen ihn berufen glaubte. Er hatte sein Augenmerk auf Italien gerichtet, wo ihm schon Ein Unternehmen gelungen war; hier sollte Carls Macht gebrochen werden. Er suchte demnach alte Ansprüche auf Neapel hervor, um an diesem Lande sein Glück zu versuchen. Carl dagegen stärkte sich durch ein Bündniß mit Heinrich VIII. von England, dessen Eitelkeit Franz unvorsichtig verletzt hatte; und der Krieg, der schon im

Jahre 1521 begann, wurde nun durch Engländer und Niederländer von den Niederlanden aus, an den Pyrenäen von Spanien aus, mit der größten Anstrengung der Kräfte aber in Italien geführt. Carl hatte den Nachtheil gegen sich, der immer aus sehr zerstreuten Besizungen fließt, daß seine Macht sich zu sehr theilen mußte; Franz konnte dagegen von seinem Mittelpuncte aus, der die Kräfte in einem geschlossenen Kern vereinigte, nach jener Seite hin plötzlich den Stoß richten, nach welcher er eben wollte. Allein darin bestand Carls große Ueberlegenheit und spiegelte sich seine wahre Herrschergröße, daß er eine Schaar der trefflichsten Männer um sich versammelt hatte, und daß er sie mit scharfem Auge durchschaute, wen er als Feldherin gegen den Feind stellen, wen als Gesandten die verwickelten Knoten der Staatskunst lösen, wen im Rathe als den Besonnenen und Weisen das Wort reden lassen konnte. Durch die geistigen Kräfte wird die Welt regiert; und Carl verstand die Kunst, sie seinem Dienste zu gewinnen.

II. Ein tapferer französischer Heerführer, der Herzog Carl von Bourbon, war vom Könige Franz sehr gekränkt, und ging zu Carl über. Dieser nahm ihn mit offenen Armen auf, und er führte nun mit dem Vicekönige von Neapel, Lannoy, und dem Marchese von Pescara, dem ersten Kriegsfürsten seiner Zeit, die kaiserlichen Heere in Italien; Franz dagegen verlor im Jahr 1524, bey dem Rückzuge seiner Truppen, seinen tapfersten Krieger, den Ritter Bayard, welcher an der Sesia durch seinen Heldenmuth zwar das rückziehende Heer rettete, aber selbst tödtlich verwundet, starb. Der Vortheil des Kriegs schien schon ganz für den Kaiser entschieden; Mailand war wieder erobert, die Franzosen aus Italien vertrieben. Allein nun wollte Carl Frankreich selbst angreifen, und ließ sein Heer in die Provence einfallen und Marseills belagern; und darüber hätte er beynabe sein Uebergewicht wieder verloren. Die Stadt konnte nicht erobert werden, und

das Land umher war von dem Feinde selbst verwüstet, so daß Pescara sich zum Rückzuge gezwungen sah. Nur seine Meisterschaft als Kriegsführer rettete das Heer auf dem beschwerlichen Wege; denn der König Franz folgte ihm auf der Ferse, eroberte Mailand und griff die Stadt Pavia an. Die kaiserlichen Feldherren waren in großer Verlegenheit: vor ihnen der viel stärkere Feind, welcher eine der Hauptstädte bedrängte; in ihrem Rücken das Gebiet des Papstes, der mit Franz ein Bündniß geschlossen hatte; in ihrem Heere selbst Mangel aller Art und die Erschlaffung, die ein langer Rückzug erzeugt. Allein ihr eigener Muth und Scharfblick, und das Glück machten dieses alles wieder gut. Der Befehlshaber, welcher Pavia verteidigte, Don Antonio de Leyva, wankte nicht, sondern hielt eine harte Winterbelagerung bis zum Februar 1525 standhaft aus. Unterdeß war dem kaiserlichen Heere eine Verstärkung aus Deutschland von 15,000 Langknechten unter dem tapfern Georg von Freundsberg (oder Frundsberg) gekommen, und den 28. Februar griffen sie den König bey Pavia an. Pescara's scharfes Auge hatte den rechten Angriffspunct von einer Seite außersehen, woher der König keinen Feind erwartete. Durch einen großen mit Mauern umgebenen Waldgarten glaubte er seinen Rücken gedeckt; aber Pescara hatte durch dessen Mauern in der Nacht vorher einen Weg bahnen lassen, und brach nun stürmisch hervor. Zu gleicher Zeit machte Leyva einen Ausfall aus der Festung, und Lannoy und Bourbon kamen von einer andern Seite. Da kam bald Unordnung in das französische Heer: die Schweizer in demselben flohen, gegen ihre Gewohnheit, bald vom Schlachtfelde; tapfer fochten die deutschen Miltzstruppen in Franzens Heere, allein noch tapferer Georg Freundsberg mit den Seinen; und ihnen dankten die Feldherren vorzüglich den Sieg; die Deutschen hieben ihre Landsleute aus Erbitterung, weil sie den Franzosen dienten, beynähe bis auf den letzten Mann nieder. Dem Könige Franz ward das

Pferd erschossen, und zu Fuß vertheidigte er sich noch gegen einen Haufen Spanier, die ihn umringt hatten und nicht erkannten. Zu seinem Glücke kam ein französischer Edelmann, Pomperant, der unter Bourbon diente, dazu, erkannte den König, und forderte ihn auf, sich dem Herzoge zu ergeben. Aber mit Unwillen befahl der König, den Lannoy herbeyzurufen. Der Kampf hielt inne, bis dieser kam, und ihm übergab der König seinen Degen. Lannoy nahm ihn knieend an, und überreichte ihm sogleich den seinigen: „Es sey ungeziemend,“ sagte er, „daß ein so großer König vor einem Unterthan des Kaisers waffenlos dastehe.“ Vierzehn Tage nach dieser Schlacht war kein Feind mehr in Italien. Carl war fast unzufrieden über das große Glück, welches ihm nun nichts mehr zu thun übrig lasse. „Weil ihr mir nun den König von Frankreich gefangen habt,“ — sagt er in einem Brief an Lannoy, — „so sehe ich, daß ich nun nichts mehr, als gegen die Ungläubigen thun kann. Ich habe allezeit den Willen dazu gehabt, und jetzt um so mehr. Helft doch die Sachen gut einrichten, daß ich, ehe ich viel älter werde, noch Thaten verrichten könne, die zu Gottes Ehre und mir nicht zum Tadel gereichen.“ — Der König Franz wurde nach Madrid gebracht und streng verwahrt. Ueber die Art, wie er behandelt werden, und wie der Kaiser dieses Geschenk des Glückes benutzen müsse, war unter seinen Råthen eine entgegengesetzte Meinung. Die eine Partey, wozu Lannoy gehörte, rieth, den König großmüthig zu behandeln, um dadurch den Samen der Feindschaft vielleicht auf immer zu vernichten; die andere, mit dem Kanzler Mercurius Gattinara an der Spitze, wollte aus der Gelegenheit so viel Vortheil als möglich ziehen. Der Kaiser wählte den Mittelweg zwischen beyden, und verlor dadurch die Früchte des ganzen Glückswechsels. Der Vortheil, welchen ihm der Kanzler vorhielt, gefiel ihm wohl; er forderte von dem Könige als Preis der Loslassung das Herzogthum Burgund zurück, welches

Frankreich seiner Großmutter Maria unrechtmäßig ent-
rissen hatte, und welches er ganz besonders werth hielt.
Allein den König auch so lange gefangen zu halten, bis
die Bedingung wirklich erfüllt sey, wie der Kanzler
ebenfalls rieth, schien ihm zu hart und unkaiserlich. Er
verließ sich auf des Königs Wort; aber dieses, so ritter-
lich es Franz zu geben schien, war nicht redlich gemeint.
Ehe er den Antrag unterzeichnete, ließ er einige vertraute
Menschen aus Madrid heimlich zu sich kommen, und
stellte in ihrer Gegenwart eine Erklärung aus, daß er das
nicht zu halten brauche, was er dem Kaiser zusagen müsse,
weil er ein Gefangener sey. Mit solcher scheinbaren Ge-
wissensberuhigung ging er dann zum Altar, und schwur
auf die heiligen Evangelien, daß er die eingegangenen Be-
dingungen halten wolle. Zugleich gab er sein königliches
Ehremwort, daß er, wenn er das Versprochene nicht halten
könne, in sechs Monaten in die Gefangenschaft zurückkehren
werde; bis dahin sollten seine beyden ältern Söhne als
Geiseln in Madrid bleiben. Franz wurde 1526 entlassen,
nachdem er über ein Jahr in der Gefangenschaft gewesen
war, und — hielt seinen Vertrag nicht. Er entschuldigte
sich damit, daß seine Stände durchaus nicht in die Ab-
tretung von Burgund willigen wollten, und bot dann eine
große Summe Geldes für die Befreyung seiner beyden
Söhne an. Aber Carl ließ ihm antworten: „Er verlege
Treue und Glauben, die er ihm öffentlich und im beson-
dern gegeben, und handle nicht, wie es einem Manne von
edler Geburt und einem Fürsten gezieme. Wolle er es
längnen, so erkläre er hiemit, daß er die Wahrheit davon
durch die Waffen erhärten und im Zweykampfe beweisen
wolle.“ Franz nahm die Herausforderung zwar mit Wor-
ten an; wußte aber der That selbst unter mancherley
Vorwänden auszuweichen; und so mußten die Völker
wieder mit ihrem Blute ausfechten, was der Herrscher
Leidenschaft, Ehrgeiz und Born aufgeregte hatte. Der Krieg
zwischen Carl und Franz brach also von neuem aus.

III. Vorher indeß war in Italien eine unerhörte That geschehen. Das kaiserliche Heer in Mailand stand jetzt unter dem Oberbefehl des Herzogs von Bourbon, nachdem der treffliche Pescara gestorben war. Das Land war ausgezehrt, die Befehlshaber ohne Geld, die Truppen murrten und forderten ihren Sold, alle Mittel der Beruhigung waren vergeblich. Da brach das Heer plötzlich im Januar 1527, ohne irgend einen Befehl des Kaisers, gegen Rom auf, man weiß nicht, ob nach dem Willen des Herzogs, welcher vielleicht große Plane des Ehrgeizes gefaßt hatte, oder aus einem raschen Entschlusse der Menge, die in der Hauptstadt der katholischen Welt eine reiche Beute zu finden hoffte.*) Genug, Bourbon gab dem allgemeinen Drange nach, und kam nach einem sehr beschwerlichen Zuge vor Rom an. Es war ein Haufe aus allen Völkern Europa's gemischt, und darunter Viele, die bereits der neuen Lehre angingen. Am 6. May erging der Befehl zum allgemeinen Sturme der Welthauptstadt. Bourbon war einer der ersten auf der Mauer, und sein Beyspiel feuerte die Stürmenden an; aber kaum hatte er einige Augenblicke da oben mit dem Schwerte gefochten, als ein Schuß ihn niederwarf. Die Seinigen indeß drangen in die Stadt, und eine Plünderung und Verheerung, ärger als die zur Zeit der Vandalen, wüthete nun mehrere Tage in den Mauern derselben; und als die erste Wuth ein wenig abgekühlt war, trieb der böshafte Wuthwille mit allem Heiligen sein tolles Spiel. Die päpstliche Sacristey ward zum Pferdestalle entweiht, und statt der Streu holte man die Acten aus der päpstlichen Cancley und riß sie in Stücke. „Vivat Doctor Luther!“ schrieen

*) Freundsberg war noch auf dem Marsche, an den Grenzen von Romagna, vom Schlagflusse befallen worden; und nachdem er sich nach seinem Geburts- und Herrschafts-Orte Mindelheim hatte bringen lassen, war er acht Tage nach seiner Ankunft daselbst, am 20. August 1528 gestorben.

dessen Anhänger; „Doctor Luther soll Papst seyn! ihm schenken wir das Papstthum!“ — Der Papst hatte sich mit seinen Getreuen in die Engelsburg geflüchtet; hier wurde er von Philibert von Chalon, Prinzen von Dranien, der nach Bourbons Tode das Commando übernommen hatte, einige Monate belagert, bis die Noth ihn zwang, eine Summe von 400.000 Ducaten für die Armee zu versprechen, welche er aber erst nach einem halben Jahre entrichten konnte. Die ganze Christenheit erstaunte über diese Begebenheit, die allgemeine Stimme erhob sich wider den Kaiser. Diesem Urtheile zu begegnen, schrieb er Briefe an alle Potentaten, in welchen er betheuerte, daß der ganze Zug nach Rom, und Alles, was an dem Papste Uebels verübt worden, ohne sein Wissen und wider seinen Willen geschehen sey. Wirklich war er so wenig Herr über die Truppen in Italien, daß er diese selbst dann noch nicht zurückziehen konnte, als der Papst alle Forderungen befriediget hatte. Erst nach zehn Monaten zogen sie sich, auf sein Geheiß, nach Neapel.

IV. Durch die Ausschweifungen in Rom war das kaiserliche Heer so geschwächt worden, daß, als Franz von Frankreich noch in demselben Jahre 1528 einen neuen Einfall in Italien machte, dessen Truppen ohne Widerstand bis nach Neapel drangen, und diese Stadt belagerten. Nur der plötzliche Uebertritt des berühmten genuesischen Seehelden, Andreas Doria, der mit einer Flotte von der Seeseite Neapel belagerte, auf die Seite des Kaisers, und zugleich Krankheiten im französischen Heere, wendeten das Glück wieder zu Carls Gunsten, und die beyderseitige Ermüdung führte den Frieden von Cambray (5. August 1529) herbey. Franz zahlte zwey Millionen Kronen für die Befreyung seiner Söhne in Spanien, leistete Verzicht auf Mailand, Genua, Neapel und alle Länder jenseits der Alpen, heirathete Carls Schwester Eleonora, und dagegen drang Carl nicht sogleich jetzt auf die Abtretung des Herzogthums Burgund, sondern behielt sich seine Rechte vor.

Nun war der Zeitpunkt gekommen, daß der Kaiser sich auch in seinen italischen Ländern mit Würde zeigen konnte. Er landete am 12. August 1529 in Genua, und zog von dort mit kaiserlicher Pracht nach Bologna. Hierher hatte er mit dem Papste eine Zusammenkunft verabredet, und sie wurde mit großer Feyerlichkeit gehalten. Am 24. Februar 1530, dem dreysigsten Geburtstage Carls, ward dieser unter vielen Feyerlichkeiten vom Papste zum Kaiser und zum Könige der Lombardey gekrönt. (Es war die letzte Kaiserkrönung, die bis auf Napoleon's Zeiten von einem Papste verrichtet worden.) Carl erschien den Italienern, die ihn nur von der furchtbaren Seite kannten, als ein milder und edler Herr, die Furcht wandelte sich in begeisterte Verehrung um; und nachdem er auch nicht einmal Mailand für sich behalten, sondern es großmüthig dem Herzoge Franz Sforza als Reichslehen zurückgegeben hatte, zog er, reich beladen mit Geschenken aus allen Städten, zu dem großen Augsburger Reichstage nach Deutschland, wo seine Erscheinung von einem Theile mit Sehnsucht, von dem andern mit Bittern erwartet wurde.

6.

Luthers weitere Unternehmungen. Bauernauf-
ruhr. Wiedertäufer. Fortgang der Reformation.

I. Während hier Luther, im ersten Jahre nach dem Reichstage zu Worms, auf der Wartburg verborgen gelebt und sich mit einer neuen, seinen Grundsätzen zusagenden Uebersetzung der heiligen Schrift, als desjenigen Buches, „das jedem zur freyen Forschung überlassen sey und allein in Glaubenssachen zu entscheiden habe,“ dann mit Herausgabe einiger kleiner Schriften wider das Messopfer, die Weicht, und die mit diesen Heilsanstalten so enge verbundene Ehelosigkeit der Geistlichen u. beschäftigt hatte,

ward der Anfang gemacht, die Grundsätze der neuen Kirchenreform ins Leben einzuführen. Luthers Ordensgenossen, die Augustiner in Wittenberg, erklärten alle Gelübde und Ordensregeln für ungültig; und Carlstadt, der im Januar 1522 aus dem Priesterstande zur Freude Luthers in den Ehestand getreten war (Bartholomäus Bernhardi, Stadtpfarrer zu Remberg, verheirathete sich bereits 1521 mit Luthers Genehmigung), läugnete öffentlich die Gegenwart Christi im heiligsten Altarsacramente, verbot die Messen für die Abgestorbenen, und warf mit seinen stürmischen Gehälfen die Bilder und Kirchengeräthe aus den Kirchen hinaus. Als Luther über diesen Vorgang Nachricht erhielt, antwortete er: „Es komme alles darauf an, ob diese Leute einen göttlichen Beruf beweisen können; denn ohne ein besonderes Merkmal seiner Vollmacht, wie zum Beyspiele Wunder, habe Gott niemals jemanden an die Menschen gesandt.“ Da indessen die Unruhen nicht nachließen, kam Luther selbst aus seinem Verbannungsorte (8. März 1522) nach Wittenberg zurück, und predigte acht Tage lang, bis er es dahin brachte, daß die Flamme des Aufruhrs gedämpft wurde, und Carlstadt mit seinen Anhängern die Stadt verlassen mußte. (Carlstadt begab sich nun nach Orlamünde, wo er sich als Prediger wählten ließ, und sein Reformations-Unwesen fortsetzte. Allein auch dahin kam Luther, wurde aber von den Bürgern schändlich zurückgewiesen. Vom Churfürsten nunmehr aus Sachsen verwiesen, ging Carlstadt nach der Schweiz, wo er als Prediger in Basel starb, 1543.)

II. Indes ergriff Luther sehr bald dieselben Maßregeln, welche er an Carlstadt getadelt hatte. Er schrieb wider die Mönchsgelübde, und erklärte: „es sey eben so viel, ob man zu Gott spreche: ich gelobe dir, daß ich dich mein ganzes Leben hindurch lästern will; oder ob man sage: ich gelobe lebenslängliche Armuth oder Keuschheit, in der Hoffnung, dadurch selig oder gerecht zu werden; darum sollten solche Gelübde nicht allein zerrissen, sondern auch

ernstlich gestraft, und alle Klöster zerstört werden.“ Von dem Neuerungsgeiste ergriffen, und der bisherigen Einschränkung überdrüssig, verließen nun die Mönche haufenweise ihre Klöster, nahmen Weiber, und schloßen sich aufs eifrigste an Luther an. — Dieser suchte nun auch zu Wittenberg die Aufhebung der Messe, die ihm besonders wegen der Idee des stets erneuerten Opfers verhaßt war, mit aller Kraft zu erzwingen. Dem widerstrebenden Capitel machte er den sonderbaren Vorwurf: „sie gedächten durch Beybehaltung der Messe nur Rotten und Secten anzurichten.“ Seine Anhänger aber behaupteten: „ein Messpfaff verdiene nicht weniger Tod und Strafe, als sonst irgend ein öffentlicher Schänder und Lästler, der auf der Gasse Gott oder seinen Heiligen fluche.“ So wurde endlich die Abänderung des Gottesdienstes gegen Ausgang des Jahres 1524 durchgesetzt. — Im nämlichen Jahre bestritt Erasmus von Rotterdam in einer eigenen Schrift die Lehre Luthers von der Unfreyheit des Willens, welche nach dessen eigenem Geständnisse die Grundlage seines ganzen Systems war. In seiner Gegenschrift behauptete nun Luther geradezu: „Alle Dinge geschehen durch den unveränderlichen und unausweichlichen Willen Gottes, der den ganzen freyen Willen des Menschen zertrümmert. Gott thut in uns das Böse, wie das Gute. Er allein verläßt und verstockt aus seinem Willen die Menschen, gleich als habe er Lust an ihrem ewigen Verderben. Gott will zwar den Tod des Sünders nicht nach seinem geoffenbarten Willen, wohl aber nach seinem verborgenen Willen. Der Glaube muß dafür halten, daß Gott nicht nur gerecht, sondern auch gütig sey, wenn er gleich alle Menschen ohne Ausnahme verdammt. Gleichwie Gott ohne Verdienst selig macht, so verdammt er auch ohne Schuld.“ Diese Sätze, die uns heutzutage aus dem Munde eines Religions-Reformators als ganz unmöglich erscheinen würden, gaben damals gar keinen Anstoß, und erschütterten Luthers Autorität nicht im ge-

ringsten. Vielmehr fand seine Lehre auch außerhalb Sachsen günstige Aufnahme, besonders in den Städten, von denen Magdeburg, Frankfurt und Nürnberg mit dem Beispiele des veränderten Gottesdienstes vorangingen.

III. Fast zu gleicher Zeit ging auch in Erfüllung, was schon das Wormser-Edict ausgesprochen hatte, daß Luthers Lehre den Gehorsam und alles Regiment aufhebe, und daß das Volk dadurch zu Widerseßlichkeiten gegen geistliche und weltliche Obrigkeiten verleitet werde. Es brach nämlich im Jahre 1524 in Schwaben ein Bauern-Aufruhr aus, der sich schnell durch Franken und am Rheine bis nach Lothringen verbreitete. Unter Berufung auf die christliche Freyheit und das Wort Gottes strömten zahllose Haufen zusammen, fielen die Schlösser und Klöster an, verbrannten und zerstörten sie, und verübten die empörendsten Grausamkeiten gegen Adel und Geistlichkeit. Doch bald sammelte sich auch ein Heer des schwäbischen Bundes unter dem Hauptmann Georg Truchseß von Waldburg, und trieb, unterstützt von mehreren Fürsten, die schlecht bewaffneten, zum Kriege nicht geübten Haufen der Bauern auseinander, an welchen die von ihnen verübten Grausamkeiten nun mit gleicher Härte vergolten wurden. *)

*) Unmittelbaren Antheil an dem Bauernaufruhr hatte Luther nicht. Daß er aber durch diejenigen seiner Schriften, in denen er die Fürsten und Obrigkeiten herabsetzte, wider seinen Willen Veranlassung dazu möge gegeben haben, läßt sich kaum läugnen. So schrieb er im Anfange des Jahres 1522 an alle Christen: „Sie möchten sich von Anfuhr und Empörung hüten. Es habe das Ansehen, daß es zum Anfuhr kommen werde, und daß Pfaffen, Mönche und Bischöfe erschlagen oder versagt werden würden, wo sie nicht eine ernstliche Besserung selbst vorsehten. Denn der gemeine Mann sey zu hoch bedrängt und beschwert, daß er solches nimmer ertragen könne oder wolle, und dazu redliche Ursache habe, mit Flegeln und Kolben darenin zu schlagen.“ Und in seinem Buche von der

IV. Ehe noch dieser Aufruhr gestillt war, hatte sich ein anderer in Thüringen gebildet. Ein Weltgeistlicher, Thomas Münzer, der früher Luther's Zuhörer gewesen war, rühmte sich, daß er die christliche Freyheit noch besser kenne, als sein Lehrer. „Gott habe die ganze Erde zum Erbtheile der Gläubigen gemacht, und alles Regiment müsse nur nach der Bibel geführt werden; der Fürsten,

weltlichen Obrigkeit, welches kurz vor dem Anfange des Bauernaufruhrs erschien, sagte er: „Der Zorn Gottes bricht über euch (Fürsten) herein; denn es steht geschrieben: Gott hat die Mächtigen vom Throne gestoßen. Meine gute Herren! das geht jetzt euch an, wenn ihr's merken wollet. Es ist gar ein seltsames Ding um einen klugen Fürsten, und noch viel seltsamer um einen frommen Fürsten. Sie sind gemeiniglich die größten Narren oder die ärgsten Buben auf Erden. Sie sind Gottes Stockmeister und Henker. Er ist ein großer Herr, unser Gott; darum muß er auch solche edle, hochgeborne, reiche Henker und Büttel haben. Es geht nach dem Spruche Isaias: Ich will ihnen Kinder zu Fürsten geben, und Mautlassen sollen ihre Herren seyn. Das sind unsere christlichen Fürsten, die den Glauben vertheidigen und den Türken fressen, seine Gefellen! Sie werden mit ihrer Feinheit etwas ausrichten, nämlich, daß sie für diese armselige und verblendete Fürsten bethen wollen. Aber Niemand soll ihnen wider die Türken mit Geld oder persönlich beystehen. Denn der Türk ist zehnmal klüger als unsere Fürsten. Was könnten solche Narren und Gotteslästerer wider die Türken wohl ausrichten? Seht da, wie sich der Kaiser, dieser armselige sterbliche Wurm, der seines Lebens keinen Augenblick sicher ist, unverschämt prahlt, daß er der wahre und höchste Beschützer des christlichen Glaubens sey! Ich klage das aus dem innersten Grunde meines Herzens allen Christen, damit sie, wie ich, mit so unsinnigen und wüthenden Narren Mitleiden haben. Gott wolle uns von solchen Fürsten befreien, und in Gnade andere Regenten geben! Amen.“ — Nachdem nun der Aufruhr ausgebrochen war und sich in aller Schrecklichkeit zeigte, da forderte Luther in einer Schrift „wider die räuberischen und mörderischen Bauern“ die Fürsten auf, die Auführer ohne Barmherzigkeit zu vertilgen; es sey nicht bloß der Obrigkeit, sondern aller Menschen Pflicht, sie wie tolle Hunde todtzuschlagen; ja, man könne nicht seliger sterben, als wenn man dardrüber das Leben verliere.

der Obrigkeiten, des Adels, der Geistlichen bedürfe es nicht, und der Unterschied zwischen Armen und Reichen sey ein unchristlicher; denn im Reiche Gottes müßten alle Menschen gleich seyn.“ Zugleich verwarf er die Kindertaufe, da die Schrift, die nach Luther allein in Glaubenssachen zu entscheiden habe, kein Wort davon enthalte, und befahl, daß alle nochmal getauft werden sollten (daher der Name Wiedertäufer). Aus Sachsen verwiesen, war Münzer nach Mühlhausen in Thüringen gezogen, wo er den Pöbel gewann, die Obrigkeit absetzen, sich aber zum Prediger und Herrn der Stadt machen ließ. Seine Lehre von der Gleichheit aller Menschen und die Gütergemeinschaft, die er einführte, nachdem er die Reichen aus der Stadt getrieben hatte, mehrten seinen Anhang, und verbreiteten ihn bald auch in das umliegende Land. Da vereinigten sich, auf Luthers Bitten, die Churfürsten von Sachsen, der Landgraf von Hessen und der Herzog von Braunschweig gegen die Auführer, die sich, unter Münzer's Anführung über 8000 Mann stark, bey Frankenhäusen gelagert hatten (15. May 1525). Der Churfürst wollte gern Blut schonen, und schickte einen Herold, der ihnen Verzeihung versprechen sollte, wenn sie ihre Verführer auslieferten. Allein Münzer benützte den Augenblick, als gerade ein Regenbogen am Himmel erschien, und rief: „Seht da, ein Zeichen von Gott zum Unterpand des Sieges! er wird Legionen Engel zu unserer Hülfe herabsenden!“ und in blinder Wuth hieben die Verblendeten den Herold nieder, und stürzten zum Angriff gegen die Fürstlichen. In wenig Augenblicken war jedoch ihr Ungestüm gebrochen, ihre Reihen auseinander gesprengt, und Münzer war einer der ersten, der die Flucht ergriff. In der Angst versteckte er sich in einem Hause zu Frankenhäusen, in dem Wette eines Knechtes, auf dem Boden; er wurde aber entdeckt, und mit dreyhundert andern hingerichtet. So waren diese in der That gefährlichen Unruhen gedämpft; aber es war leider viel Blut geflossen. Man rechnete, daß mehr als

100.000 Bauern in Schwaben und Thüringen ihr Leben verloren hatten.

V. Mitten unter diesen Unruhen dachte Luther, ob schon durch die freywilligen Gelübde des Ordens und des Priesterstandes, also durch doppelte Bande zum jungfräulichen Leben verpflichtet, an das Heirathen. Zwar, so lange der Churfürst Friedrich lebte, wollte Luther seinen Vorsatz nicht ausführen, weil er wußte, daß derselbe die verheiratheten Geistlichen verabscheute, da er selbst ohne Ehe lebte. Doch als dieser am 5. May 1525 (im katholischen Glauben) starb, und sein Bruder Johann der Standhafte, der sich ganz zu den neuen Grundsätzen bekannte, die Regierung übernahm, bekam auch Luther in dieser Sache mehr Freyheit. Indessen war doch sein Wunsch, daß noch mehrere Geistliche mit ihrem Beispiele vorausgehen möchten. Er schrieb daher, noch kurz vor Friedrichs Tode, an einen Geistlichen zu Leuchtenberg, und munterte ihn zum Heirathen auf; und bald darauf wagte er es sogar, den Erzbischof von Mainz schriftlich aufzufordern: „die geistliche Larve wegzwerfen, zu heirathen, und seine Dürse in ein weltliches Fürstenthum umzuwandeln.“ Doch ohne die Antwort hierauf abzuwarten, heirathete Luther am 13. Juny 1525, und zwar eine Klosterfrau, Katharina von Bore, welche am Charfreitage des Jahres 1523 mit acht andern Nonnen sich aus dem Kloster Nimptsch hatte entführen lassen, zum Aergernisse vieler. *) Sein Augustinerkleid hatte Luther bereits zu Ende des Jahres 1524 abgelegt.

VI. Mittlerweile ward der Fortgang der lutherischen Lehre — von ihren Anhängern gewöhnlich „das Evan-

*) „Ist mein Ehestand Gottes Werk,“ schrieb Luther bald darauf an einen Freund, „was ist Wunder, daß sich die Welt daran ärgert? Ärgert sie sich doch auch daran, daß ihr Gott und Schöpfer unser Fleisch und Blut an sich genommen, und es zu ihrer Seligkeit zu einer Erlösung und Speise gegeben hat.“

gelium“ genannt, so wie sie selbst „die Evangelischen,“ — mit jedem Tage stärker. In den Churfürstlichen Landen gewann sie durch die Thätigkeit Luthers und seines Gehülfen, Philipp Melancthon oder Schwarzgerd (geb. 16. Febr. 1497 zu Bretten in der Rheinpfalz), seit 1518 Professors der Philologie zu Wittenberg, und durch die Unterstützung des neuen Churfürsten Johann eine solche Gestalt und Festigkeit, daß an eine Aenderung nicht weiter zu denken war. Zu gleicher Zeit bekam sie eine Hauptstütze an dem Landgrafen Philipp von Hessen, der sie 1526 in seinem Lande einführte, und zwar ohne große Unruhen und Schwierigkeiten, da die weltlich-gesinnten Geistlichen selbst die Hand dazu boten, und die neue Religion der Sinnlichkeit bey weitem mehr zusagte, als die alte *); die katholisch verbleibenden Geis-

*) Besonders war es die Lehre von der Wirksamkeit des Glaubens allein ohne die guten Werke, welche die verderbte menschliche Natur so sehr anzog. Luther hatte diese Lehre zum Hauptpuncte seiner Reformation gemacht: „Ich Doctor Martin Luther, unsers Herrn Jesu Christi unwürdiger Evangelist, sage, daß dieser Artikel, allein der Glaube ohne Werk macht gerecht vor Gott, standhaftig und unzerrüttet bleiben soll lassen der römische, türkische, tartarische, persische Kaiser, der Papst und alle Cardinäle, die Bischöfe, Priester, Mönche, Nonnen, Könige, Fürsten, Herren, falsche Brüder und Schwärmer, die ganze Welt mit allen ihren Tenseln; und über das sollen sie das höllische Fener über ihren Kopf haben, und keinen Dank dazu. Das ist mein Doctor Luthers Eingebung vom heiligen Geist und wahrhaftiges und heiliges Evangelium.“ An Melancthon schrieb er sogar folgendermaßen: „Sündige tapfer, aber noch tapferer glaube, und freue dich in Christo, welcher der Besieger der Sünde, des Todes und der Welt ist. Nur muß sündigen, so lange wir hier sind. Es ist genug, daß wir durch den Reichthum der Herrlichkeit Gottes das Lamm erkennen, welches die Sünden der Welt hinwegnimmt. Von diesem wird uns die Sünde nicht hinweggreifen, sollten wir auch tausendmal an Einem Tage Unzucht treiben oder mordeten.“ — Welchen übeln Einfluß eine solche Lehre, gegen Luthers Absicht, auf die Sittlichkeit des Volkes haben mußte,

lichen aber wurden fortgejagt, die Mönche und Nonnen aus ihren Klöstern vertrieben, und die Einkünfte derselben eingezogen. Eben dieses geschah in einem Theile der lüne-

läßt sich leicht erkennen. Darum konnte schon im J. 1526 Herzog Georg von Sachsen an Luthern schreiben: „Aus deinen und deiner Jünger Lehren werden alle alten verworfenen Kegereien wieder erneuert, und aller chrstlicher Gottesdienst zerstört. Wann sind mehr Sacrilegia geschehen, als seit deinem hergebrachten Evangelium? Wann sind mehr Empörungen gegen die Obrigkeit geschehen, als aus deinem Evangelium? wann mehr Verraubungen armer geistlicher Häuser? wann mehr Diebereyen und Räubereyen? Wann sind mehr verlaufene Nonnen und Mönche in Wittenberg gewesen, als jetzt? . . . Dieß hat dein Evangelium gebracht, das du, wie du sagst, unter der Banf hervorgezogen. Du giebst ihm wahrlich einen rechten Namen, daß du es unter der Banf hervorgezogen. Es sollte wohl gut seyn, es läge noch darunter; denn bringst du noch ein solches hervor, so werden wir keinen Banern behalten. Hätte Christus gewollt solches Evangelium, so hätte er nicht so oft gesagt: Der Friede sey mit euch! Peter und Paul hätten nicht gesagt: man soll der Obrigkeit unterthan seyn. Darum machen eben die Früchte uns einen großen Gräuel und Abscheu gegen deine Lehre und Evangelien. Mein Luther, behalte du dein Evangelium, das du unter der Banf hervorgezogen; wir wollen bey dem Evangelio Christi bleiben.“ — Eben so schreibt auch Erasmus von Rotterdam in einem Briefe an die Brüder in Niederdeutschland: „Diejenigen, die ich vor- mals als Leute kannte voll Reinheit der Sitten, voll Sauf- muth und edler Herzens-einfalt, sind nun nicht mehr zu kennen, sobald sie zu den Evangelischen übertreten. Seitdem fangen sie an, von Welbspersonen zu sprechen, ihre Augen ausgelassen herumzuwerfen, das Gebeth zu versäumen, sich ganz den Wünschen ihres Eigennuzes preiszugeben, ungeduldige, rach- süchtige und eitle Menschen zu werden; kurz, aus den Men- schen ist eine Rattenbrut geworden. Was ich sage, davon bin ich gewiß.“ Ja, Luther selbst sagte öffentlich in einer Predigt: „Die Welt verschlimmert sich täglich, und wird immer schlechter; die Menschen sind heut zu Tage weit mehr zur Rachsucht aufgereizt, weit geiziger, unempfindlicher, unbeschei- dener, widerspenstiger, kurz, weit schlechter, als zur Zeit des Papstthums!“ Und ein andermal schrieb er: „Es wäre nicht Wunder, daß Gott beydes, Thüre und Fenster, in der Hölle

burgischen Lande, in Mecklenburg und Pommern. Das meiste Aufsehen aber machte der Hochmeister des deutschen Ordens, Albrecht von Brandenburg, der sich nicht nur öffentlich zur lutherischen Lehre bekannte, sondern auch, durch Luther hiezu aufgemuntert, das bisherige Ordensland Preußen, von dem er nur zeitlicher Vorstand war, für sich als erbliches Herzogthum erklärte (April 1525). Die Aechtserklärung des Kaisers und die Protestation der ihres Rechts gewaltthätig beraubten Ordensglieder war vergeblich. Der neue Herzog besiegelte seinen Austritt aus dem Orden und der Kirche, seinem Keuschheitsgelübde entgegen, durch seine Vermählung mit der Tochter des Königs Friedrich von Dänemark (1526).

7.

Der Abendmahlsstreit. Der Torgauerbund.

I. Um diese Zeit erhob sich zwischen Luther und dem schweizerischen Religions-Reformator Zwingli ein heftiger Streit, der den neuen Grundsatz von der freyen Schriftforschung und von der Evidenz der Bibel, welche darum allein in Glaubenssachen zu entscheiden habe, in seiner vollen Richtigkeit zeigte. Ulrich Zwingli, welcher als Leutpriester oder Pfarrer zu Zürich am 1. Jänner 1519 gegen den Gebrauch der für die Sonn- und Festtage vor-

ansthäte, und ließe unter uns eitel Teufel schreyen und schlacken, oder ließe vom Himmel regnen Schwefel und höllisch Feuer, und versenkte uns allesamt in Abgrund der Höllen, wie Sodoma und Gomorrha. Denn hätte Sodoma und Gomorrha so viel gehabt, so viel gehört oder gesehen, sie ständen freylich noch heutiges Tages. Denn sie sind das zehnte Theil nicht so böse gewesen, als jetzt Deutschland ist. Denn sie haben Gottes Wort und Predigamt nicht gehabt; so haben wirs umsonst, und stellen uns, als die da wollten, daß beyde, Gott, sein Wort, alle Sucht und Ehre untergingen. Und zwar sahen die Rottengeister mit Gottes Wort antergedrücken redlich an; so greifts der Adel und die Reichen auch weidlich an, Sucht und Ehre zu stürzen; auf daß wir Leute werden, wie wir verbleuet haben."

geschriebenen Episteln und Evangelien gepredigt (von diesem Tage datiren die Zürcher ihre Reformation) und im Jänner 1523 dem Senate zu Zürich seine neuen, in manchem von den lutherischen abweichenden Lehrsätze vorgelegt hatte, die auch nach abgehaltener Disputation von diesem als völlig unkeherisch erklärt wurden, hatte bald nachher die von Luthern noch anerkannte, von Carlstadt aber bereits geläugnete, wesentliche Gegenwart Christi im Altarsacramente angegriffen, indem er behauptete, daß die Worte Jesu: „Dies ist mein Leib!“ keinen andern Sinn hätten, als: „Dies bedeutet meinen Leib!“^{*)} Darüber entspann sich nun zwischen Luther und Melanchthon einerseits

*) Hierüber schrieb Luther in seinem Briefe an die Straßburger: „Das bekenne ich, wo Carlstadt oder jemand anders vor fünf Jahren mich hätten mögen berichten, daß im Sacrament nichts anders wäre denn Brod und Wein, der hätte mir einen großen Dienst gethan. Ich hab wohl so harte Ansechtung erlitten und mich gerungen und gewunden, daß ich gerne heraus gewesen wäre, weil ich wohl sah, daß ich damit dem Papstthum hätte den größten Puff können geben. Aber ich bin gefangen, kann nicht heraus, der Text ist zu gewaltig da, und will sich nicht lassen aus dem Sinn reißen.“ Dagegen verwarf Luther die Verwandlung des Brodes und Weines in den Leib und das Blut Christi, und behauptete, „den Papisten zum Trost,“ daß neben diesem Leibe und Blute Christi auch die Substanz von Brod und Wein noch vorhanden sey. Und zur Rechtfertigung dieser Behauptung stellte er die Lehre von einer leiblichen Allgegenwart des verkörperten Leibes Christi auf. Wie sehr übrigens Luther auf der Lehre von der wesentlichen Gegenwart Christi im Altarsacramente hielt, davon zeugt unter andern folgende Stelle aus seinem Sendbrief wider etliche Rottengeister, vom Jahre 1532: „Dieser Artikel ist nicht eine Lehr, außer der Schrift von Menschen erdichtet, sondern klärllich im Evangelio durch helle und ungezweifelte Worte Christi gestiftet und gegründet, und von Anfang der christlichen Kirchen bis auf diese Stund einträchtiglich geglaubt und gehalten, wie das anweisen der lieben Väter Bächer und Schriftten, beyder griechischer und lateinischer Sprach; dazu der täglich Brauch, und das Werk mit der Erfahrung bis auf diese Stund: welches Zeugniß der ganzen heiligen christlichen Kir-

und Zwingli und seinem Jünger Johann Decolompasius oder Hausschein anderseits ein heftiger Streit, der um so heftiger wurde, je mehr Luther sehen mußte, daß

den, wenn wir sonst nichts mehr hätten, soll uns allein genugsam seyn, bey diesem Artikel zu bleiben, und darüber keinen Motten-Geist zu hören, noch zu leiden. Denn es fährlich ist und erschrecklich, etwas zu hören oder zu glauben wider das einträchtig Zeugniß, Glauben und Lehr der ganzen heiligen christlichen Kirchen, so von Anfang her nun über fünfzehn hundert Jahr in aller Welt einträchtiglich gehalten hat. Wanns ein neuer Artikel wäre, und nicht von Anfang der heiligen christlichen Kirchen, oder wäre nicht bey allen Kirchen, noch bey der ganzen Christenheit in aller Welt so einträchtiglich gehalten: wäre es nicht so fährlich und schrecklich, davon zu zweifeln, oder zu disputiren, ob es recht seye. Nun es aber von Anfang her, und so weit die ganze Christenheit ist, einträchtiglich gehalten ist; wer nun daran zweifelt, der thut eben so viel, als glaubt er keine christliche Kirche, und verdammt damit nicht allein die ganze heilige christliche Kirche als eine verdamnte Kegerinn, sondern auch Christum selbst mit allen Aposteln und Propheten, die diesen Artikel, da wir sprechen: Ich glaube eine heilige christliche Kirche! gegründet haben und gewaltig bezeugt. Nämlich Christus Matth. 28.: Siehe ich bin bey euch bis an der Welt Ende; und St. Paulus 2. Tim. 2.: die Kirch Gottes ist ein Saul und Grundveste der Wahrheit.“ Und in seiner Schrift wider die 32 Artikel der Theologisten zu Löwen sagt er: „Von den Zwinglianern und allen Sacramentkern, so da verneinen, daß Christus Leib und Blut im hochwürdigen Sacrament mit leiblichem Munde empfangen werde, hatten wir ernstlich, daß sie Keger und abgeschnittene Gliedmas von der Gemein Gottes seyen;“ — und in seiner Warnungsschrift an die Frankfurter: „In Summa, daß ich von diesem Stück komme, ist mir's erschrecklich zu hören, daß in einerley Kirchen oder bey einerley Altar sollten beyde Theile einerley Sacrament holen, und ein Theil sollte glauben, er empfahe eitel Brod und Wein, der andere Theil aber glauben er empfahe den wahren Leib Jesu Christi. Und oft zweifle ich, daß ein Prediger oder Seelsorger so verstockt und boshaft seyn könnte, und hiezu stillschweigen. Ist aber etwa Einer, der muß ein Herz haben, das da härter ist, denn kein Stein, Stahl oder Demant; der muß freylich ein Apostel des Borns seyn, denn Türken und Juden sind besser.“ Diese Gesellen müssen

nicht nur einzelne Männer, sondern ganze Kirchengemeinden dem neuen Reformator sich zuwendeten. Der Landgraf Philipp von Hessen veranstaltete im Jahre 1529, um beyde Parteyen zu versöhnen, zwischen ihnen zu Marburg ein Religionsgespräch, aber die gewünschte Ausöhnung und Vereinigung kam nicht zu Stande; der gegenseitige Haß wurde vielmehr immer ärger, und jede Partey verdamme die andere als „Angehörige des Satans.“ In dessen verbreitete sich die Lehre der Zwinglianer oder „Reformirten,“ wie man sie zu nennen pflegt, immer weiter. Besonders geschah dieses, nach dem Tode Zwingli's (er war in der auf seine Ermunterung von den Büchern gegen die katholischen Cantone gelieferten Schlacht bey Cappel 11. October 1531 erschlagen worden), durch die Bemühungen Johann Chauvin's oder Calvin's aus Noyon in der Picardie, seit 1536 Predigers zu Genf, der durch einige Veränderung der zwinglischen Abendmahlslehre, dann durch seine Lehre von der Gnadenwahl oder dem absoluten Rathschlusse Gottes, gemäß welchem ohne Rücksicht auf Verdienst oder Schuld einige Menschen zur Seligkeit, und die übrigen zur Verdammniß bestimmt seyen, so wie durch einige andere Lehren dem Zwinglianismus die Gestalt gab, die er im ganzen noch jetzt hat.

II. Unterdessen hatten sich in Deutschland mehrere katholische Fürsten und Bischöfe über die Mittel berathen, wie die von der Kirche Getrennten zu derselben wieder zurückgebracht, oder wenn dieses nicht möglich wäre, die Katholischen vor dem Abfalle bewahrt, und in der freyen Ausübung ihrer Religion erhalten und geschützt werden möchten. Dagegen war von dem Churfürsten Johann

die rechten hohen Erzteufel seyn. Darum wer solche Prediger hat, der sey vor ihnen gewarnt, als vor dem Leibhauften Teufel selbst.“ — Daß die Vereinigung der beyderley Substanzen im Abendmahle nicht unmittelbar nach Aussprechung der Consecrationsworte, sondern erst beim Genuße geschehe, wurde nicht von Luther, sondern später von Melancthon gelehrt.

von Sachsen und dem Landgrafen Philipp von Hessen zu Torgau am 4. May 1526 ein Schutzbündniß geschlossen worden, welchem bald auch die Herzöge von Braunschweig-Lüneburg, der Herzog Heinrich von Mecklenburg, der Fürst Wolfgang von Anhalt, die Grafen Gebhard und Albrecht von Mansfeld, und die freye Reichsstadt Magdeburg beytraten. Die Wirkung dieses Bündnisses zeigte sich auf dem Reichstage, der am 25. Juny 1526 zu Speyer eröffnet wurde. Die verbundenen lutherischen Fürsten widersetzten sich der von den kaiserlichen Commissarien verlangten Vollziehung des auf dem Reichstage zu Worms gegen Luther und seine Lehre erlassenen Edicts mit solcher Entschlossenheit, daß im Reichsabschiede weiter nichts beschlossen wurde, als daß bis zum bevorstehenden „freyen“ allgemeinen Concilium jeder Reichsstand sich in Sachen des Wormser-Edicts so verhalten solle, wie er es vor Gott und dem Kaiser zu verantworten gedenke. Und als dieser Schluß, da aus den willkührlichen Auslegungen desselben viel Unheil erfolgt war, auf einem neuen Reichstag zu Speyer 1529 aufgehoben, und durch Stimmenmehrheit beschlossen wurde: „daß diejenigen Stände, welche das Wormser-Edict bisher befolgt hatten, bey demselben auch bis zum künftigen Concilium beharren, die andern aber, in deren Ländern die neue Lehre eingeführt worden, sich bis zum Concilium aller weitem Neuerungen so viel möglich enthalten, und die Anhänger der katholischen Religion in ihren Ländern auf keine Weise in der Ausübung derselben hindern sollten“: so legten die lutherisch Gesinnten, mit diesem Beschlusse unzufrieden, eine förmliche Verwahrung oder Protestation dagegen ein, und erklärten hinsichtlich der von ihnen verlangten Duldung des katholischen Gottesdienstes sich insbesondere dahin, daß sie nie ihren Unterthanen gestatten könnten, der Messe beizuwohnen, die bey ihnen ein für allemal abgeschafft sey. Die meisten derjenigen Fürsten, welche den Torgauer Bund geschlossen hatten, dann der

Markgraf Albrecht von Brandenburg, und die Städte Straßburg, Nürnberg, Ulm, Costniz, Reutlingen, Windheim, Memmingen, Lindau, Kempten, Heilbronn, Isny, Weissenburg, Nördlingen und St. Gallen hatten diese Protestation unterzeichnet. Von ihr erhielt die gesammte neue Religions-Partey, auch außer Deutschland, in der Folge (um 1451) den Unterscheidungs-Namen: Protestanten.

8.

Reichstag zu Augsburg 1530. Augsburger Confession und Apologie derselben.

I. Noch von Bologna aus hatte Kaiser Carl V. einen allgemeinen Reichstag nach Augsburg ausgeschrieben, dem er selber beywohnen wollte. In dem Ausschreiben (vom 21. Januar 1530) sagte er den Ständen in einer sehr gemäßigten Sprache: „Sie sollten die bisherigen Irrungen ruhen lassen, und ohne Erbitterung und Parteysucht auf dem Reichstage erscheinen; hier sollte eines jeden Meinung und Lehre in Liebe und Güte gehört und geprüft werden, damit sodann alles Mißverständniß abgethan, und alle zur einzigen christlichen Wahrheit und Kirche vereinigt werden könnten.“

Am 13. Juny 1530 Abends hielt Carl seinen Einzug in die Stadt. Es war nicht mehr der unbekannte junge Fürst, wie er vor zehn Jahren zum ersten Male in Deutschland austrat, sondern ein Kaiser, wie seit Carl dem Großen an Macht keiner gewesen. Die Welt war seiner großen Eigenschaften voll. Auch sein Aeußeres hatte an Würde und männlichem Anstand gewonnen, und überwältigte selbst die Gemüther der Gegner. Melancthon, der mit dem Churfürsten von Sachsen nach Augsburg gekommen war, schrieb in einem vertrauten Briefe: „Das Merkwürdigste in dieser Versammlung ist unstreitig der Kaiser selbst. Sein ununterbrochenes Glück wird

zwar auch in euern Gegenden Bewunderung erregt haben; weit bewunderungswürdiger aber ist es, daß er bey so großen Erfolgen, da ihm alles nach Wunsch gelingt, eine so große Mäßigung bewahrt, so daß man weder ein aus den Schranken tretendes Wort, noch eine solche That an ihm bemerkt. Welchen König oder Kaiser wirst du mir aus der Geschichte nennen, den das Glück nicht geändert hat? Bey diesem allein hat es das Gemüth nicht aus der Haltung bringen können. Bey ihm ist keine Spur einer Leidenschaft, eines Hochmuths, einer Grausamkeit. Denn, um von dem übrigen zu schweigen, obgleich unsere Feinde bisher alle Künste angewendet, um ihn in dieser Religionsache gegen uns aufzubringen, hat er doch die Unsrigen noch immer mit Freundlichkeit angehört. Sein häusliches Leben ist voll der herrlichsten Beyspiele von Enthaltensameit, Mäßigkeit und Nüchternheit. Die häusliche Zucht, die sonst bey allen deutschen Fürsten sehr streng war, wird nun bloß in des Kaisers Hause angetroffen. Kein Lasterhafter kann sich in seinen Umgang einschleichen, und zu Freunden hat er nur die größten Männer, die er sich ganz nach ihren Tugenden auswählt. Mich dünkt, so oft ich ihn gesehen, daß ich einen von den berühmtesten Helden und Halbgöttern, die vor Zeiten unter Menschen sollen gewandelt haben, vor mir erblickte. Und wen sollte wohl die Uebereinstimmung der schönsten Tugenden, besonders bey einem so großen Fürsten, nicht erfreuen?“

II. Als nun bey den Reichstagsitzungen die Religionsache zur Sprache kam, bathen die protestantischen Fürsten um Erlaubniß, dem versammelten Kaiser und Reiche öffentlich ihr Glaubensbekenntniß vorlegen zu dürfen, welches kurz und faßlich alle die Sätze enthalte, worin sie von der alten Kirche abweichen. Melancthon hatte dasselbe aus siebzehn Artikeln, welche Luther aufgesetzt, und aus mehreren Schriften, welche die protestantischen Fürsten mitgebracht hatten, in ein Ganzes gefaßt; und es ist

dieses die Augsburgerische Confession, welche als die Grundlage der protestantischen Religionspartey von der Zeit an gegolten hat. Diese Confession, die aus 28 Artikeln bestand, war von dem Churfürsten von Sachsen, dem Markgrafen Georg von Anspach, dem Herzog Ernst von Lüneburg, dem Landgrafen Philipp von Hessen, dem Fürsten Wolfgang von Anhalt, und den Städten Nürnberg und Reutlingen unterschrieben; die Städte Straßburg, Costnitz, Memmingen und Lindau, die den Lehren Zwingli's folgten, übergaben später ein besonderes Bekenntniß. Die Vorlesung der lutherischen Confession geschah am 25. Juny, und dauerte mehrere Stunden. Der Kaiser ließ darauf durch den Pfalzgrafen Friedrich die Antwort ertheilen: er werde diesen hochwichtigen Handel in Bedacht nehmen, und den Fürsten und Städten seine Entschliesung darüber melden lassen. Da die Confession einerseits der Kirche Irthümer Schuld gab, welche diese stets verworfen hatte, und anderseits in auffallender Weise zeigte, wie gering die eigentliche Verschiedenheit in den wesentlichen Lehren des Christenthums war: so ließen die katholischen Stände eine Widerlegung oder Confutation der 28 Artikel abfassen, welche am 3. August ebenfalls öffentlich vorgelesen wurde; und zugleich wurden zwischen ihnen und den Protestanten Unterhandlungen angesetzt, um wo möglich eine friedliche Ausgleichung über die streitigen Punkte zu Stande zu bringen. In denselben führten hauptsächlich Eck und Melancthon das Wort; und bald kamen beyde Theile einander so nahe, daß einige der wichtigsten Artikel schon als ausgeglichen betrachtet wurden. Insbesondere legte Melancthon eine seltene Mäßigung an den Tag. Unbedenklich bewilligte er die Wiederherstellung der Gewalt und Jurisdiction der Bischöfe; ja er hielt diese Gewalt für eben so wohlbegründet als unentbehrlich. „Mit welcher Stirne,“ schrieb er an Camerarius, „wollen wir den Bischöfen ihre Gewalt entreißen? Ich sehe, was für eine Kirche wir haben werden

nach Auflösung der kirchlichen Verfassung. Ich sehe, daß nachher eine weit unerträglichere Tyranney seyn wird, als vorher jemals war.“ Allein den Fürsten und Staatsmännern der protestantischen Parthey, welche sich bereits der Kirchengüter und des Kirchenregiments bemächtigt hatten, war keineswegs mit einer friedlichen Ausgleichung und mit der Rückkehr zur alten Kirchenverfassung gebient. Noch weniger wollten die Abgeordneten der Reichsstädte von Wiederherstellung der bischöflichen Gewalt hören; denn diese waren gerade, um sich dieser Gewalt zu entziehen, der neuen Lehre beygetreten. „Du kannst nicht glauben,“ schrieb Melanchthon an Luther, „wie sehr ich von den Nürnbergern und einigen andern angefeindet werde wegen Herstellung der bischöflichen Gewalt. So sehr streiten unsere Genossen für ihre Herrschaft, nicht für das Evangelium. Diese Leute, die nun der Freyheit gewohnt sind, und das Joch der Bischöfe einmal von sich geworfen haben, lassen sich ungern das alte Joch wieder aufladen. Und sonderlich sind die Reichsstädte der bischöflichen Regierung am heftigsten gram. Nach der Lehre und Religion fragen sie nicht viel; es ist ihnen allein um die Regierung und Freyheit zu thun.“ Wirklich bezeichneten sie ihn als einen feilen Verräther der Wahrheit. Aber auch Luther (der zu Erfurt zurückgeblieben war, weil man nicht wagte, ihn dem Kaiser vor die Augen zu bringen) gab in Briefen sein Mißfallen über die Vereinigungsversuche deutlich zu erkennen *). Ja, er ging so

*) Luther schrieb z. B. an Melanchthon: „Man darf auf keine Einigkeit denken, was die Lehre betrifft. Ich will wahrlich für meine Person nicht ein Haar breit weichen oder Neuerungen vornehmen lassen, und sollte es mich gleich das Leben kosten. Der Kaiser mag thun, was er will und kann. Doch weil die lügenhaften Teufelsköpfe also spielen mit Zusage eines freyen Conciliums, so wollte ich auch mit ihnen spielen, und wollte von ihrem Drohen appelliren eben auf dasselbe Concilium, welches doch niemals werden wird, auf daß ich unterdessen Friede

weit, daß er das Anerbieten, den Mönchen und Nonnen in den noch besetzten Klöstern die Uebung ihres Gottesdienstes zu gestatten, geradezu verwarf: „daß man sollte ihre Regel und Messen und anderes gottloses Be-

hätte.“ An die Fürsten aber schrieb er: „daß, wenn sie sich mit der Lehre der Katholiken vereinigen würden, es so viel wäre, als wenn sie Gott und das Evangelium verläugneten.“ — In Betreff der Concilien hatte Luther schon auf dem Reichstage zu Worms behauptet, daß sie irren könnten, und geirrt hätten; und als er in seiner Ref:Ordnung vom Jahre 1528 befahl, daß die Communion unter beeden Gestalten ausgetheilt werden sollte, sagte er sogar: „Wenn etwa ein Concil uns die beeden Gestalten geböte oder erlaubte, so würden wir dem Concil zum Trost nur Eine nehmen, oder weder die Eine noch die andere, und diejenigen verfluchen, welche kraft dieses Geböts die beeden nähmen.“ — Warum aber Luther so fest auf dem beharrte, was Er lehrte, und für sich eine viel größere Autorität in Anspruch nahm, als je dem Papste zugeschrieben ward; davon giebt er selbst den Grund an in einer Schrift gegen den König Heinrich VIII. von England: „Ich habe meine Lehre von Gottes Gnaden, nicht allein vom Himmel erlangt, sondern auch von einem erhalten, der mehr vermag in seinem kleinen Finger, denn tausend Päpste, Könige, Fürsten und Doctores. Sie sollen sie nur auch lassen ewiglich bleiben, deß will ich ihnen allen Trost bieten in Gottes Namen. . . . Und bey diesen Stücken, wie ich sie gelehrt habe, will ich ewiglich bleiben, und sagen: Wer anders lehrt, als ich hievon gelehrt habe, oder wer mich hierin verdammt, den verdammet Gott, und muß ein Kind der Hölle bleiben; denn ich weiß, daß diese Lehre nicht meine Lehre ist, trotz allen Teufeln und Menschen, die sie umkehren.“ Darum nannte er sich auch „Martinus Luther, von Gottes Gnaden Ecclesiastes in Wittenberg,“ und behauptete, seine Lehre sey „das unverfälschte und reine Evangelium Christi, was Christus selbst am jüngsten Tage bezeugen werde.“ Darum konnte er auch durchaus keinen Widerspruch ertragen, auch nicht von Melancthon, wie dieser selbst öfter klagend gestand. — Dessen ungeachtet sah sich Luther manchmal unwillkürlich gedrungen, der katholischen Kirche und ihren Lehren Zeugniß zu geben. Den ganz katholischen Beweis für die Gegenwart Christi im Altarsacramente haben wir schon oben in einer Anmerkung aufgeführt. Hier wollen wir nur

sen handhaben und schützen, das kann man nicht bewilligen.“ So blieben denn alle Bemühungen des Kaisers und der katholischen Fürsten, eine Wiedervereinigung zu bewirken, fruchtlos. Der Landgraf Philipp von Hessen

einige hieher gehörige Stellen befügen. In seinem Unterrichte von etlichen Artikeln, so ihm von seinen Abgönnern zugemessen, v. J. 1519 schrieb er: „Daß die römische Kirche für allen andern geehret sey, ist kein Zweifel; dann daselbst St. Peter und Paul, 46 Päpst, und viele hundert tausend Martyrer ihr Blut vergossen, die Hölle und Welt überwunden, daß man wohl greifen mag, wie gar einen besondern Augenblick Gott auf diese Kirche habe. Ob es nun leider in Rom also steht, daß wohl besser tünkte; so ist doch die und keine Ursach so groß oder werden mag, daß man sich von derselbigen Kirchen reißen oder scheiden soll. Der Einigkeit sollen wir in Acht nehmen, und bey Leib nicht widerstreben päpstlichen Geboten.“ Im J. 1528, also eils Jahre nach dem Anfange seiner Reformation, schrieb er in seinem Büchlein von der Taufe: „Wir bekennen, daß unter dem Papstthum viel christlichen Guts, ja alles christliche Gut sey, und auch von daselbst hergekommen sey an uns; nämlich wir bekennen, daß im Papstthum die rechte heilige Schrift sey, rechter Tauf, rechtes Sacrament des Altars, rechter Schlüssel zur Vergebung der Sünden, recht Predigtamt, rechter Catechismus, Ich sage, daß unter dem Papst die rechte Christenheit ist, ja der rechte Ausbund der Christenheit und viel frommer großer Heiligen. Ist dann nun unter dem Papst die Christenheit, so muß sie wahrlich Christi Leib und Glied seyn; ist sie sein Leib, so hat sie rechten Geist, Evangelium, Glauben, Tauf, Sacrament, Schlüssel, Predigtamt, Gebeth, heilige Schrift und alles, was die Christenheit haben soll.“ In einer Predigt über das Evangelium in der frühen Christ-Mess, im ersten Theile der Kirchenpostille vom J. 1530, sagte er: „Die christliche Kirch behält alle Wort im Herzen und bewegt dieselben, hält sie gegen einander und gegen die Schrift. Darum, wer Christum finden will, der muß die Kirch am ersten finden. Wie wolte' man wissen, wo Christus wäre, wenn man nicht wüßte, wo seine Gläubige sind? Und wer etwas von Christo wissen will, der muß nicht ihm selbst trauen, noch eine eigene Brucken in den Himmel bauen durch seine eigene Vernunft, sondern zu der Kirchen gehen, dieselbe besuchen und fragen. Nun ist die Kirche nicht Holz und Stein, sondern der

war schon am 6. August, als eben die Unterhandlungen über die Vereinigung begannen, abgereiset, und hatte dadurch seine Abneigung gegen jeden Vergleich an den Tag gelegt. Demnach gab der Kaiser den Protestanten den 22. Sept. 1530 folgenden Abschied: „Er habe ihr Bekenntniß gnädig angehört; solches sey aber mit guten Gründen widerlegt. Um nun Friede und Einigkeit im Reiche zu erhalten, wolle er ihnen noch bis zum 15. April 1531 Bedenkzeit geben, ob sie sich, bis zur Erörterung des nächsten Conciliums, mit der katholischen Kirche wieder vereinigen wollten, oder nicht. Unterdessen sollten sie

Hauf Christgläubiger Leute. Zu denen muß man sich halten, wie die Gläubige leben und lehren, die haben Christum gewislich bey sich. Denn außer der Christlichen Kirchen ist kein Wahrheit, kein Christus, kein Seligkeit!“ Im Jahre 1538 sagte er in einer Predigt über das 16. Capitel Johannis: „Wahr ist: im Papsthum ist Gottes Wort, Apostelamt, und daß wir die heilige Schrift, Tauf, Sacramenten, und Predigtstuhl von ihnen genommen haben; was wüßten wir sonst davon? Darum muß auch der Glaub, Christliche Kirchen und der heilige Geist bey ihnen seyn.“ Und in einer Schrift wider den Hauswurst 1541, also fünf Jahre vor seinem Tode, schent er sich nicht zu bekennen: „Die heilige Kirche kann und mag keine Lügen noch falsche Lehr leiden, sondern muß rittel heilig, wahrhaftig, das ist, allein Gottes Wort lehren. . . Eitel Gottes Wort oder Wahrheit, und keinen Irrthum muß die Kirche lehren. Und wie konnte es auch anders seyn, weil Gottes Mund der Kirche Mund ist. Gott kann ja nicht lügen, also auch die Kirche nicht. Das ist nun alles dahin geredet, daß die Kirche allein muß Gottes Wort lehren, und deß gewis seyn, dadurch sie der Grund und Pfeiler der Wahrheit, und auf den Felsen gebauet, heilig und unsträflich heist: das ist, wie man recht und wohl sagt: die Kirche kann nicht irren; denn Gottes Wort, welches sie lehrt, kann nicht irren.“ — Darum bekannte er auch von sich selbst: „Nachdem ich mich über Alles andere hinweggesetzt, hatte ich noch ein einziges Hinderniß zu überwinden, und es kostete mich unglaublich große Mühe und grausame Seelenangst, bis ich es auch durch die Gnade Christi bezwang; und dieses ist: daß man die Kirche hören müsse (Matth. 18. 17).“

nichts Neues in Religionsfachen drucken lassen, keine weisern Neuerungen vornehmen, und ihre katholischen Unterthanen in ihrem Gottesdienste nicht hindern.“ Dagegen läugneten die Protestanten, daß ihr Bekenntniß mit hinreichenden Gründen aus der Schrift widerlegt worden sey; und als der Kaiser die von Melancthon ausgearbeitete und ihm überreichte Apologie ihrer Confession nicht annahm, so erklärten sie aufs bestimmteste, daß sie sich in Sachen der Religion nichts würden untersagen lassen, und also auch den Abschied, der ihnen die weitere Ausbreitung ihres Glaubens verbiete, nicht annehmen könnten. — Den zwinglischen Städten Straßburg, Constanz, Memmingen und Lindau, welche, wie oben gesagt worden, eine eigene, in der Abendmahls-Lehre von der lutherischen abweichende Confession übergeben hatten, wurde vom Kaiser geboten, von ihren gefährlichen Irrthümern zur Vernunft und alten Religion zurückzukehren, widrigenfalls er seines kaiserlichen Amtes gegen sie gebrauchen würde.*

III. Endlich erfolgte (19. November) die Publication des Reichsabschiedes. Darin wurde jener den Protestanten gegebene Abschied unverändert wiederholt, mit dem Befehl, daß sie die eingezogenen geistlichen Güter zurückgeben, die verehrlichen Priester ihrer Pfründen entsetzen, und die vertriebenen Geistlichen in ihr Amt wieder einsetzen sollten. Sodann wurden die verschiedenen Lehren und Neuerungen der Lutheraner, Zwinglianer und Wiedertäufer im Reiche verboten, und zugleich angeordnet, daß in dem katholischen Glauben und dessen Gebräuchen nichts geändert werden soll. Zur Türkenhülfe wurde die im Jahre 1521 zum Römerzuge genehmigte Mannschaft auf 6 Monate bewilligt. Dagegen hatten die Protestanten der Reichsversammlung schon sieben Tage vorher erklärt, daß sie zur Türkenhülfe nichts geben könnten und daß man ihre Namen am Ende des Reichsabschiedes weglassen sollte; worauf sie sogleich von Augsburg wegriefen. Luther aber nannte jetzt den Kaiser „eine deutsche

Beslie, einen tollen Narren, Teufelsknecht, des Papstes Soldat und kein Monarch, der keineswegs zu leiden, sondern mit dem Papste von männiglich solle erschlagen und erwürgt werden.“ — Die augsbургische Confession und später auch die Apologie derselben wurden von den Lutheranern zu symbolischen Büchern erhoben. „So trat“, sagt Schelling, „an die Stelle der lebendigen Autorität die andere todter, in ausgestorbenen Sprachen geschriebener Bücher, und, da diese ihrer Natur nach nicht bindend seyn konnte, eine viel unwürdigere Slaverey, die Abhängigkeit von Symbolen, die ein bloß menschliches Ansehen für sich hatten.“

9.

Ferdinand römischer König. Schmalkaldischer Bund. Türkenkrieg.

I. Der Kaiser war von dem augsburgischen Reichstage sogleich nach Eöln gereist, wohin er auch die Churfürsten beschieden hatte; und hier that er ihnen den Vorschlag, seinen Bruder Ferdinand, dem er schon die österreichischen Erblande abgetreten hatte, und der auch, seit dem Absterben des ungarischen Königs, durch Erbverträge König in Ungarn war, zum römischen Könige zu erwählen, damit er, bey des Kaisers häufiger Abwesenheit, die gute Ordnung im Reiche erhalte. Der Churfürst Johann von Sachsen aber berief die protestantischen Stände nach Schmalkalden. Hier kam zwar ein förmliches Bündniß unter ihnen noch nicht zu Stande; doch wurden die näheren Vorbereitungen dazu gemacht. Ausserdem ließen die daselbst versammelten Fürsten ein Schreiben an den Kaiser ergehen, wodurch sie der vorhabenden Königswahl sehr erustlich widersprachen. Der Kaiser wußte aber den Churfürsten die Sache so dringend vorzustellen, daß sie seinem Verlangen nachgaben, und den König Ferdinand zum römischen Könige wählten

(5. Jänner 1531). Die Capitulation, welche Ferdinand beschwören mußte, war in der Hauptsache mit jener Carls V. übereinstimmend; nur wurde er auch auf den letzten Reichsabschied besonders verpflichtet. Die Krönung erfolgte am 11. Jänner zu Aachen, nach welcher sich der Kaiser auf kurze Zeit in die Niederlande begab.

II. Dem neuen römischen Könige lag sehr viel an der Erhaltung des Friedens in Deutschland, theils aus innerer Milde und Reinheit des Gemüthes, theils weil sein Königreich Ungarn sehr hart von den Türken bedrängt wurde, und die vorzüglichste Hülfe gegen sie von den deutschen Fürsten kommen mußte. Die Protestanten aber — von denen auf einem neuen Convent zu Schmalkalden am 27. Februar 1531 das längst vorbereitete Bündniß zwischen sechs Fürsten, zwey Grafen und eils Städten abgeschlossen worden — verweigerten ihre Hülfe, wenn man ihnen nicht vorher den Frieden im Reiche gestatten und beschwören würde. Da traten mit des Kaisers Genehmigung die Churfürsten von Mainz und Pfalz (Aug. 1531) mit ihnen in Unterhandlung, und brachten endlich nach fast einem Jahre zu Nürnberg den sogenannten ersten Religionsfrieden (23. July 1532) zu Stande. Vermöge desselben sollte bis zu einem Concilium, oder, wenn dasselbe nicht zu Stande käme, bis zu einer neuen Zusammenkunft der Reichsstände, ein allgemeiner Friede zwischen dem Kaiser und den Ständen seyn; keiner sollte den andern des Glaubens oder einer andern Ursache wegen beleidigen oder bekriegen; alle wider die Protestanten in Kirchensachen schwebenden Kammergerichts-Processe sollten gehemmt, und keine neuen Klagen gegen sie vorgenommen werden; dagegen sollten auch die Protestanten ihres Theils den Frieden treulich halten, und das Ihrige zur Türkenhülfe beytragen. Der Kaiser ratificirte am 2. August den Frieden, und erließ zu dessen genauer Beobachtung am 3. ein besonderes Edict.

Nun ging es rasch mit der Türkenhülfe, und es

kam so bald ein deutsches Heer zusammen, wie seit langem nicht geschehen war. Die Gefahr schien dringend zu werden; denn der Sultan Solym an II. zog mit 300,000 Mann heran, um die österreichischen Länder von vier Seiten anzugreifen, und der Kaiser hatte nur 76,000 dagegen. Aber schon die ersten Versuche zeigten den Türken, mit welchem Feinde sie zu thun haben würden. Ibrahim Bassa, der ihren Vortrab führte, glaubte das kleine Städtlein Günz in Ungarn, welches ihm die Thore zugeschlossen hatte, der Ehre halber züchtigen zu müssen, und gedachte, es im ersten Sturme zu erobern; allein der tapfere Befehlshaber Jurischtsich schlug alle seine Angriffe zurück, und hielt ihn 15 Tage lang auf. Da bedachte Solym an, was erst die große Stadt Wien kosten werde, und daß der Kaiser selbst zu ihrem Schutze im Anzuge sey; und weil er die Deutschen, statt uneinig, jetzt einig unter sich sah, trat er plötzlich den Rückweg an. Alle Welt erstaunte, daß der große Solym an so schnell wieder aufgab, wozu er drey Jahre lang sich gerüstet hatte. Nun ließ der Kaiser die Armee aus einander gehen, begab sich nach Italien, um sich zu Bologna mit dem Papste wegen des Conciliums zu besprechen, und lehrte dann (März 1533) nach Spanien zurück.

10.

Streit wegen Württemberg. Die Wiedertäufer in Münster.

I. Während er dort war und der König Ferdinand alle Sorge auf die Befestigung seiner Herrschaft in Ungarn wenden mußte, breitete sich die protestantische Lehre in Deutschland immer weiter aus, und die Spannung der Gemüther wurde täglich größer. Dazu kam noch ein Streit wegen des Württemberger Landes. Es ist schon früher des Herzogs Ulrich von Württemberg gedacht, welcher in der Zeit nach Kaiser Maximilian I.

Kode, noch ehe Carl V. gewählt war, wegen Ueberwältigung der Stadt Reutlingen durch den schwäbischen Bund aus seinem Lande vertrieben worden. Der Bund trat das Land, auf welchem schwere Schulden lasteten, dem Kaiser Carl ab, und dieser gab es 1530 mit den österreichischen Erblanden seinem Bruder Ferdinand. Aber der abgesetzte Herzog, der als Flüchtling im Reiche herumzog und Freunde zu gewinnen suchte, fand Schutz bey seinem Verwandten, dem Landgrafen Philipp von Hessen. Ulrich hatte den lutherischen Glauben bereits angenommen, und Philipp faßte nun den Gedanken, ihn wiederum, sey es auch mit Gewalt, in sein Land einzusetzen. Er rüstete schnell ein Heer von 20.000 Mann, brach unerwartet in Württemberg ein, schlug den österreichischen Statthalter des Landes bey Lausen (13. May 1534), und gab das schnell eroberte Herzogthum dem Ulrich zurück, der eben so schnell die lutherische Lehre darin einführte. Carl und Ferdinand ließen sich besänftigen; und so kam (29. Juny 1534) der Cadaner Friede zu Stande, in welchem Herzog Ulrich sein Land als österreichisches Ackerlehen wieder bekam, der Nürnberger Religionsfriede bestätigt wurde, und der Churfürst von Sachsen sammt seinen Mitverwandten den römischen König Ferdinand förmlich anerkannte.

II. Während dem ereignete sich eine andere Begebenheit, welche wichtig zu werden schien, nämlich die Unruhen der Wiedertäufer zu Münster. Zwar war diese religiöse Secte seit Münzers Niederlage fast überall mit gleichem Eifer verfolgt worden. Allein ihre Grundsätze von der christlichen Freyheit und Gleichheit und von der Gütergemeinschaft und der Wiedertaufe waren noch nicht ausgerottet, sondern hatten sich besonders in Holland verbreitet. Einer ihrer schwärmerischsten Redner, Johann Boetbold, ein Schneider von Leyden, kam 1533 nach Münster, als dort eben durch einen Prediger, Rottmann, die lutherische Lehre eingeführt wor-

den war, gewann diesen auch für die Wiedertaufer, und vertrieb nun mit Hülfe des Pöbels und eingewanderter Wiedertäufer aus andern Gegenden die vermöglichen Bürger aus der Stadt, errichtete einen neuen Magistrat, und führte die Gemeinschaft der Güter ein. Ein jeder mußte, was er an Gold und Silber und sonst von Werth besaß, in einen öffentlichen Schatz niederlegen; und ebenso wurden alle Bücher in der Stadt, die Bibel ausgenommen, öffentlich verbrannt. Zu der Schwärmerey gesellte sich Ausartung der Leidenschaften. Es wurde als ein Theil der christlichen Freyheit anerkannt, daß ein jeder mehrere Frauen haben dürfe, und Johann von Leyden gab das Beyspiel, indem er drey zugleich heirathete. Endlich rief ihn einer seiner Anhänger, der sich besonderer göttlicher Eingebung rühmte, zum Könige des ganzen Erdbereichs aus, welcher den Stuhl Davids wieder aufrichten werde; und mit dieser neuen Lehre wurden 28 Apostel in alle Welt ausgesendet, um sie dem neuen Könige zu unterwerfen; sie wurden aber, wohin sie kamen, als Aufrührer ergriffen, und meistens hingerichtet. Gegen Münster selbst war indeß das fürstbischöfliche Heer herangezogen, und belagerte die Stadt. Die Noth in derselben wurde von Tag zu Tag größer, und kühlte den Eifer des Volkes immer mehr ab. Der neue König wollte sich durch Schrecken befestigen, und enthauptete sogar eine seiner Gemahlinnen mit eigener Hand, weil sie geäußert hatte, sie könne unmöglich glauben, daß Gott so viel Volkes wolle Hunger sterben lassen, indeß der König im Ueberfluß lebe. Aber zuletzt, da in der That schon viele verhungert waren, führten ein paar Bürger das Heer des Bischofs bey Nacht in die Stadt; nach blutigem Kampfe wurden Johann von Leyden, sein Scharfrichter Knipperdolling und sein Diener Krechting gefangen (24. Juny 1535), in mehreren deutsche Städten zur Schau herumgeführt, dann mit glühenden Zangen gezwieft, und endlich getödtet, nachdem ihnen ein Schwert in's Herz ge-

stossen wurde. Ihre Körper wurden in eisernen Käfigen an dem höchsten Thurme der Stadt aufgehängt.

44.

Carl in Tunis. Dritter Krieg mit Frankreich.

I. Der Kaiser Carl hatte unterdeß einen Zug unternommen, welcher zu seinen ruhmwürdigsten gehört. Auf der Nordküste von Afrika hatte sich einer der kühnsten und außerordentlichsten Menschen seiner Zeit, ein Seeräuber, Haradin Barbarossa, von geringen Aeltern auf der Insel Lesbos geboren, festgesetzt, hatte viele vom Könige Ferdinand dem Katholischen aus Spanien vertriebene und vor Rache gegen die Christen glühende Mauren an sich gezogen, und beunruhigte mit ihnen die europäischen Meere. Seine Grausamkeit und Kühnheit machten ihn zum Schrecken der Küstenbewohner, Algier und Tunis waren in seiner Gewalt, und der türkische Sultan Solymann hatte dem verwegenen Manne seine eigene Seemacht noch zum Gebrauche gegen die Christen anvertraut. Viele tausend christliche Sklaven schmachteten schon in der Gefangenschaft zu Algier und Tunis. — Solchen Frevel glaubte Kaiser Carl, als Schirmvogt der Christenheit gegen die Ungläubigen, nicht dulden zu dürfen; auch hatte der aus Tunis vertriebene König Hascen seinen Schutz angefleht. Er brachte daher ein Heer von 30,000 Mann, wobey auch 8000 Deutsche unter dem Grafen Mar von Eberstein waren, und 500 Schiffe zusammen; Andreas Doria befehligte die Flotte, der Kaiser selbst und der Marchese del Vasto die Landmacht, und im Sommer 1535 stieg man bey Tunis ans Land. Das feste Schloß Goleta, welches den Hafen beschützte, wurde mit Sturm genommen, alles Geschütz erobert, 2000 Türken niedergemacht. Haradin's Heer, welches sich in der Ebene von Tunis gestellt hatte, wurde darauf gleichfalls in die Flucht geschlagen, und die Stadt erobert. Die in dem Schlosse

derselben eingesperrten christlichen Slaven halfen nach besten Kräften mit gegen die Türken, und Carl hatte am Ende die unaussprechliche Freude, 22.000 dieser Unglücklichen, aus allen europäischen Völkerschaften, gerettet zu sehen, die Thränen ihres Dankes zu empfangen, und sie der Freyheit und den Ibrigen, welche sie wohl lange für todt gehalten, wieder zu geben. Er selbst versicherte, daß dieses einer der schönsten Tage seines Lebens sey. Sein Ruhm verbreitete sich in alle Länder; er verdiente ihn durch die Ausdauer und Tapferkeit, welche er selbst bey dem gefährvollen Unternehmen bewiesen hatte; und zugleich hatte er ein Beyspiel gegeben, wie die unmenschlichen Räuber auf den Küsten Afrika's mit Ernst und Kraft gar wohl gebändigt werden können. Den König Hascen setzte Carl wieder in Tunis ein, verbot ihm aber allen Raub von Christensclaven, und hielt, zum Unterpfand, die Festung Goleta besetzt. Haradin war nach Algier entflohen; ihn beschloß der Kaiser im nächsten Frühjahr auch dort aufzusuchen.

II. Hieran verhinderte ihn aber ein neuer Krieg mit dem Könige von Frankreich. Dieser erneuerte seine Ansprüche an Mailand, als der bisherige Herzog, Franz Sforza, (21. Oct. 1535) gestorben war; und um sich den Weg nach Italien zu sichern, besetzte er unerwartet und gewaltsam das Herzogthum Savoyen, an dessen Herzog er gleichfalls Forderungen machte. Carl sah die Nothwendigkeit des Krieges, und beschloß, ihn mit aller Kraft in das südliche Frankreich selbst zu versetzen. Ungerwartet durch den unglücklichen Ausgang des ersten Einfall's unter dem Herzoge von Bourbon, wagte er einen solchen 1536 von neuem, drang bis Marseille vor, und belagerte die Stadt. Allein sie war zu fest, und die Gegend umher von den Franzosen selbst verwüstet; Mangel und Krankheiten nöthigten den Kaiser nach zwey Monaten zum Rückzug, bey welchem viel Geschütz und Gepäck verloren ging. Es kam darauf, durch Vermittlung des Papstes, am 18.

Juny 1538 zu Nizza ein Waffenstillstand auf zehn Jahre zu Stande, und bald darnach hielten die beyden Gegner eine Zusammenkunft zu Niguesmortes, an der Mündung des Rhonesflusses. Die Einladung dazu war vom Könige Franz ausgegangen. Des Kaisers Rätbe fanden es bedenklich, daß er sich auf französischen Grund und Boden begeben sollte; allein ihm selbst gefiel die Sache, des Außerordentlichen wegen, um so mehr. Als er vor dem Hafen ankam, fuhr der König selbst an sein Schiff, ihn zu empfangen, und führte ihn auf das Land. Ein königliches Mahl war hier bereitet, und ein Fest, welchem die Herrscher bis tief in die Nacht beywohnten. Am andern Morgen reichte der Dauphin selbst dem Kaiser Waschwasser und Handtuch, und von beyden Seiten wetteiferte man in Beweisen der Achtung und Freundschaft. Es war keine Verstellung, sie wünschten beyde die Dauer des Friedens, und im folgenden Jahre 1539 gab Franz einen neuen Beweis seiner aufrichtigen Gesinnung. Die Stadt Gent in den Niederlanden hatte sich, einer neuen Auflage wegen, gegen Carl empört, und bot sich dem Könige Franz an, sich in seinen Schutz zu begeben. Allein der König meldete die Sache dem Kaiser, und schlug ihm zugleich vor, um desto schneller in die Niederlande zu kommen, den kürzesten Weg von Spanien durch Frankreich zu nehmen. Er nahm ohne Mißtrauen auch diese Einladung an. Allenthalben wurde er auf das Feyerlichste empfangen; wenn er an eine Stadt kam, wurden ihm die Schlüssel derselben entgegen getragen, und in Fontainebleau, wo der König war, hielt man ihn fünfzehn Tage lang, und in Paris sechs Tage mit den herrlichsten Festen auf. Der Aufruhr in Gent war bald gestillt, und als der Kaiser noch dort war, kamen sehr dringende Aufforderungen an ihn, wieder einmal in Deutschland zu erscheinen, wo die Verwirrung der Dinge immer höher gestiegen war. Er erfüllte den Wunsch, und erschien 1541 auf dem Reichstage zu Regensburg.

Erweiterung und Verlängerung des schmalkaldischen Bundes. Schmalkaldische Artikel. Heiliger Bund. Reichstag zu Regensburg.

I. Im Jahre 1532 war der Churfürst Johann der Standhafte von Sachsen gestorben, und sein Sohn Johann Friedrich ihm in der Regierung gefolgt. Dieser setzte einen Convent der verbündeten protestantischen Fürsten nach Schmalkalden an, auf welchem man sich über die Erweiterung des schmalkaldischen Bundes berathschlugte, und den Beschluß faßte, den Bund, der mit dem 18. Februar 1537 zu Ende ging, vorläufig auf weitere zehn Jahre zu erneuern, und alle, die es verlangen würden, darin aufzunehmen (December 1535). Auf einer neuen Zusammenkunft zu Schmalkalden (September 1536) wurde die Formel des erneuerten und verlängerten Bundes unterzeichnet, und zugleich eine Bundesverfassung errichtet, worin bestimmt war, wie viel jeder zur Unterhaltung von 10.000 Mann zu Fuß und 2000 zu Pferde beitragen sollte. Zu Hauptleuten des Bundes ernannte man den Churfürsten Johann Friedrich von Sachsen und den Landgrafen Philipp von Hessen, und bestellte dreyzehn Kriegsräthe. Das oberste Regiment des Bundes sollte zwischen den beyden Hauptleuten halbjährig abwechseln. — Auch die vier oberländischen Städte Straßburg, Memmingen, Constanz und Lindau waren in den Bund aufgenommen worden; und damit die Verbindung inniger und aufrichtiger wurde, erklärte sich in ihrem Namen der Straßburger Theologe Bucer in der sogenannten Wittenbergischen Concordia 1536 über die Gegenwart des Leibes und Blutes Christi im Abendmahle mit solchen Worten, daß die Bekenner der augsburgischen Confession sich damit zufrieden stellten; und da Luther selbst mit ungewohnter Bescheidenheit erklärte; er bleibe bey den Einsetzungsworten stehen, und überlasse das Wie der göttlichen

Allmacht; so standen auch die Schweizer nicht an, im Jahre 1538 der Concordia beizutreten, jedoch mit Beybehaltung ihrer Lehre, daß Christus im Abendmahle bloß dem Glauben, also bloß geistlich, gegenwärtig und genießbar wäre.

II. Unterdessen hatte Papst Paulus III. eine allgemeine Kirchenversammlung nach Mantua ausgeschrieben, und auch die Protestanten zur Theilnahme an derselben eingeladen. Aber diese wiesen die gemachten Anträge von sich; sie hätten, sagten sie, ein freyes, frommes und christliches Concilium verlangt, d. h., eine Versammlung, auf der nicht nur jedermann seine Meinung frey vortragen könne, sondern auch weder der Papst, noch seine ihm mit Eid und Pflicht ergebenden Anhänger in eigener Sache Richter seyn dürften. — Um aber auch jeden Gedanken an die Möglichkeit einer Wiedervereinigung mit der Kirche zu unterdrücken, verfaßte Luther bei Gelegenheit der päpstlichen Einladung die sogenannten schmalkaldischen Artikel (Febr. 1537), welche von der ganzen Partey angenommen wurden, und symbolisches Ansehen erhielten. In diesen Artikeln war das in der augsburgischen Confession Gemilderte recht scharf dargestellt, und die dort übergangenen Punkte, namentlich der päpstliche Primat, am meisten hervorgehoben. Die Messe hieß hier der größte und schrecklichste Gräuel im Papstthum, die Anrufung der Heiligen eine Abgötterey, der Papst der Satan und Antichrist. Es war erklärt, „daß alles, was der Papst aus seiner falschen, freveln, lästerlichen und angethanen Gewalt gethan und vorgenommen habe, eitel teuflische Geschichte und Geschäft gewesen und noch sey, zur Verderbung der Kirche und zur Zerstörung des ersten Hauptartikels von der Erlösung Christi.“ Selbst Melancthon unterschrieb diese Artikel, und gab seine sonstige Mäßigung nur durch den Beysatz zu erkennen, daß man dem Papste noch ferner nach menschlichem Rechte die Superiorität über die Bischöfe um des Friedens und der

Einigkeit willen einräumen sollte, wenn er „das Evangelium“ zulassen würde.

III. Bey solchen Unternehmungen und Erklärungen der Protestanten hielten es die katholischen Fürsten für Nothwendigkeit, sich ebenfalls enger untereinander zu verbinden, um sich wechselseitig gegen die allensfalligen Angriffe der Protestanten zu schützen. Und so kam am 10. Juny 1538, also fast zwey Jahre nach dem erneuerten schmalkaldischen Bunde, der heilige Bund zu Stande, dessen Mitglieder der Kaiser und sein Bruder Ferdinand, der Churfürst Albrecht von Mainz, der Erzbischof von Salzburg, die beyden Herzoge Wilhelm und Ludwig von Bayern, der Herzog Georg von Sachsen, und die Herzoge Erich und Heinrich von Braunschweig waren. Zu Obersten des Bundes wurden die Herzoge Ludwig von Bayern und Heinrich von Braunschweig ernannt. Doch wurde im folgenden Jahre (19. April 1539) zu Frankfurt ein neuer Friedensvertrag auf 19 Monate geschlossen.

IV. Im nämlichen Jahre 1539 hatte der Landgraf Philipp von Hessen, welcher bereits mit Christina, einer Tochter des Herzogs Georg von Sachsen, verheirathet war, an den Pastor Bucer eine Instruction erlassen, worin er ihm auftrug, mit Luther und Melanchthon darüber zu berathschlagen, ob es ihm nicht bey seinen Gesundheits-Umständen erlaubt werden könnte, noch eine zweyte Frau zu heirathen, ohne daß Gott dadurch beleidiget würde. „Sollten sie ihm im Namen Gottes erlauben, was er begehre, so würde er das Evangelium nur desto lieber vertheidigen, und seinerseits alles thun, was christlich und rechtlich ist, auch wenn sie Güter der Klöster oder etwas anderes von ihm forderten. Sollte er sie aber wider alles Vermuthen unerbittlich finden, so habe er ganz andere Gedanken im Kopfe; er werde sich an den Kaiser wenden, es mag kosten, was es wolle.“ Bucer veranstaltete hierauf zu Wittenberg eine Zusammenkunft mit Luther, Melanchthon, des Landgrafen Prediger Melander, und noch einigen Gelehr-

ten. Das Resultat der Berathschlagung wurde von Melanchthon in deutscher Sprache verfaßt, die Unterschriften waren lateinisch, und so ward es am 10. December 1539 dem Landgrafen zugesandt. Der wesentliche Inhalt war: „Man erlaube dem Landgrafen, nach dem Evangelium, eine andere Frau nebst der seinigen zu nehmen. Er sollte jedoch diese neue Vermählung ja nicht bekannt machen, und daher nur wenige Zeugen dabey haben, die noch dazu durch das Weichsiegel zum Stillschweigen verbunden werden sollten. An den Kaiser sollte er sich nicht wenden; denn dieser habe keine Religion, und sey ein eigennütziger, meineidiger, falscher Mann. Man werde Gott bitten, daß er den Landgrafen an Leib und Seele stärken und erhalten wolle; denn die arme, kleine, elende und verlassene Kirche habe tugendhafte Fürsten nothwendig.“ Auf diesen Bericht ward der Landgraf am 4. März 1540 mit Margaretha von Saal getraut. So sehr man aber diese Heirath verborgen halten wollte, wurde sie doch, durch des Landgrafen eigene Unbehutsamkeit, bald bekannt, wodurch die Reformatoren in eine große Verlegenheit gestürzt wurden, und Melanchthon über der Kümmerniß wegen dieses „macedonischen Geschäftes“ (unter diesem Namen hatte man die Heiraths-Erlaubniß verborgen) sogar in eine tödtliche Krankheit fiel. König Ferdinand äußerte sich über diese Sache gegen Graf Günther von Schwarzenberg: „Es hat nicht viel gefehlt, so hätte mich Luther auf seine Seite gebracht. Seit der Zeit aber, da er dem Landgrafen von Hessen zwey Frauen gestattet, habe ich ihm nichts mehr geglaubt.“

V. Der Lärmen über diese Begebenheit war noch nicht verklungen, als eine andere in ganz Deutschland allgemeinen Unwillen erregte. Als im Jänner 1541 der Bischofssitz Naumburg erlediget wurde, wählte das Domcapitel den Zeitzer Dompropst, Julius von Pflug, zum Bischof. Unter dem Vorwand einer Vogteygerechtigkeit der sächsischen Herzoge über die sächsischen Stifter riß nun

der Churfürst Johann Friedrich das Bisthum Naumburg an sich, vertrieb den gewählten Bischof, und setzte den magdeburgischen Superintendenten Nicolaus Ambsdorf an dessen Stelle. Marthin Luther, obschon er selbst nur Priester war und alle bischöfliche Gewalt verwarf, unternahm es, denselben feyerlich zum Bischofe zu weihen, und als die Stände des Bisthums den Reformator fragen ließen: wie sie ihr Gewissen wegen des Eides verwahren möchten, den sie dem Capitel geschworen, und durch die Annahme des neuen Bischofs zu brechen hätten; belehrte er sie, daß ihre Verpflichtung gegen Gott jener vorginge, womit sie dem Capitel verbunden wären. Schnell wurden nun die sämmtlichen Einwohner des Bisthums zum lutherischen Glauben gebracht. — Gleiches geschah in Sachsen nach dem Tode des Herzogs Georg (24. April 1539). Zwar hatte dieser Fürst in seinem Testamente ausdrücklich verordnet, daß seine Erben in Sachen der Religion keine Aenderung vornehmen sollten, widrigenfalls seine Länder dem Kaiser und Könige Ferdinand in so lange heimfallen sollten, bis sein Bruder Heinrich oder dessen Söhne, oder der nächste Verwandte des Hauses dieser Bedingung Genüge thun würde. Allein Heinrich, der sich bereits öffentlich zur augsburgischen Confession bekannt hatte und in den schmalkaldischen Bund aufgenommen war, kehrte sich so wenig an das Testament, daß er sogleich nach Besitznahme der geerbten Länder Luthern selbst nach Leipzig kommen und dort öffentlich predigen ließ.

VL. Durch diese Vorfälle waren die Gesinnungen der meisten katholischen Stände geändert worden, so daß sie nun anfangen, auf strengere Maßregeln gegen die Protestanten zu dringen. Kaum hatte daher der Kaiser am 5. April 1541 den Reichstag zu Regensburg eröffnet, als sich die Herzoge Wilhelm und Ludwig von Bayern zu ihm begaben, ihm die gefährliche Lage des Reiches vorstellten, die durch seine große Nachgiebigkeit gegen die Protestanten herbeigeführt worden, und ihm rietzen, Gewalt

zu brauchen, da alle bisherigen Vereinigungsversuche ohne Erfolg gewesen wären. Auch der Churfürst von Mainz, der seither immer Friedens-Vermittler gewesen, hatte seine vorige Gesinnung geändert, und verlangte ebenfalls Krieg. Aber der Kaiser erklärte durchaus: „er wolle keinen Krieg in Deutschland führen, da er an Geld ganz erschöpft sey; und wenn er es auch im Ueberflusse besäße, so wolle er es doch nicht unnütz in Deutschland verschwenden; ein solcher Krieg würde auch einer der hartnäckigsten seyn, da Deutsche gegen Deutsche die Waffen ergreifen würden, wobey noch zu besorgen wäre, daß die Protestanten die Türken oder den König von Frankreich zu Hülfe rufen würden.“ Dieser Erklärung getreu ließ Carl das von ihm schon früher nach Hagenau ausgeschriebene und in Worms begonnene Religionsgespräch auch in Regensburg fortsetzen, wobey ein vermittelnder Aufsat — das sogenannte Regensburger Interim — zur Grundlage diente. Doch auch dieser Vereinigungsversuch scheiterte. Desungeachtet gestand der Kaiser auch jetzt noch im Reichstagsabschiede vom 29. July 1541, in welchem die ganze Religionsache neuerdings auf ein allgemeines Concilium verwiesen wurde, und in einer beygefügtten kaiserlichen Declaration den Protestanten bedeutende Vortheile zu, namentlich die fortwährende Suspension der Decrete des Kammergerichtes gegen die Besiznehmer geistlicher Güter, und die Annahme protestantischer Bessiger an demselben.

43.

Carls Zug gegen Algier. Vierter Krieg mit Frankreich.

I. Von dem Regensburger Reichstage wendete sich Carl nach Italien, um von dort den schon früher beschlossenen Zug gegen Algier zu unternehmen. Sein hoher Sinn, der immer noch dem Außerordentlichen stand, hielt die Demüthigung der Seeräuber für ein seiner würdiges

Ziel, und Haradin Barbarossa hatte ihn durch neue Verheerung der spanischen Küsten genugsam zur Rache aufgefordert. Aber dieser neue Zug begann nicht unter glücklichen Vorbedeutungen; die Jahreszeit war für die Schifffahrt auf dem mittelländischen Meere schon zu stürmisch, und der erfahrenste Seemann, Andreas Doria, weisagte nichts Gutes. Am 20. October 1541 erreichte die Flotte die Höhe von Algier, und das Heer stieg ans Land. Aber gleich am ersten Abend, ehe noch Geschütz, Geräth und Vorrath ausgeschifft waren, erhob sich ein furchtbarer Sturm, riß die Schiffe von den Anklern, warf sie an die Küste oder in das hohe Meer, und ein entsetzlicher Platzregen überfiel die Krieger am Lande dergestalt, daß sie die ganze Nacht bis über die Knöchel im Wasser stehen, und, um nicht vom Sturme niedergeworfen zu werden, ihre Lanzen in die Erde stoßen, und sich dagegen stemmen mußten. Da galt es nicht mehr die Eroberung der Stadt Algier, ohne Geschütz und Heergeräth, sondern die eigene Rettung; denn die leichte türkische Reiterey setzte am folgenden Tage dem ermatteten Heere hart zu. Allein in dieser Noth zeigte Kaiser Carl, daß er auch als Krieger in Gefahren groß sey. Drey schwere Tagereisen weit, in Schlamm und Wasser, führte er sein Heer, unter den steten Anfällen der Feinde, längs der Küste bis zum Meerbusen von Metafuz, wo sich ein Theil der zerstreuten Schiffe sammelte. Er stellte sich ganz dem gemeinen Krieger gleich, theilte die härtesten Entbehrungen so wie die äußerste Anstrengung der Kräfte mit ihnen; und so gelang es ihm, den sinkenden Muth zu erhalten und das übrige Heer glücklich wieder einzuschiffen. Er brachte es nach Italien, und ging selbst nach Spanien hinüber.

II. Der französische König hatte unterdessen Carls Abwesenheit in Algier benützt, um sich vor neuem gegen ihn zu rüsten. Alle Freundschaftsversuche mit dem Kaiser hatten ihn das Herzogthum Mailand nicht verschmerzen lassen; nun glaubte er, sey die Zeit gekommen, es wieder

zu erobern, und erneuerte sein Bündniß mit den Türken. Als Carl, noch von dem afrikanischen Zuge erschöpft, still lag, fing Franz den Krieg schon an (1542); aber die Unfähigkeit seiner Feldherren gegen die trefflichen Spanischen, so wie Mangel und Krankheiten bewirkten, daß seine fünf Heere in dem ersten Feldzuge nichts ausrichteten, und in trauriger Verfassung nach Hause kehren mußten. — Im folgenden Jahre (1543) begab sich Carl nach Italien, und von dort über die Alpen hinab an den Niederrhein. Hier hatte Franz einen Bundesgenossen in dem Herzoge Wilhelm von Cleve gefunden, der zugleich kürzlich angefangen hatte, die protestantische Lehre zu begünstigen. Carls Erscheinen in diesen Gegenden war ganz unerwartet. Unter dem Volke war die Sage, er habe auf der Rückkehr von Algier Schiffbruch gelitten, und sey selbst umgekommen; und in diesem Glauben hielten sie die Nachricht von seiner Ankunft für ein Märchen. Die Besatzung der kleinen Stadt Düren gab auf seine Aufforderung zur Uebergabe die Antwort: „Sie fürchte sich nicht vor dem, der längst eine Speise der Fische geworden sey.“ Als nun aber seine Spanier die Mauern erstürmten, Alles niedermachten, und die Stadt in Brand steckten, da verbreiteten sich Furcht und Schrecken im ganzen Lande umher. Es hieß, der Kaiser führe eine Art schwarzbrauner wilder Menschen mit sich, die lange Nägel an den Händen hätten, mit denen sie die steilsten Mauern hinan kletterten, und große Bähne, mit denen sie alles zerrissen. Die Sagen von den Wundern der neu entdeckten Welttheile und ihren wilden Bewohnern gaben solchen Dingen Glauben in einer Zeit, welche des Außerordentlichen so viel erlebte. Auch bestanden Carls Haufen meistens aus alten, von der Sonne und Luft gebräunten Kriegern, welche keine Gefahr scheuten, und bey Erstürmung einer Stadt wohl ihre Dolche und Spieße in die Mauern zu stoßen pflegten, um sich daran emporzuschwingen. Der Schrecken, der vor ihnen herging, unterwarf schnell das Land

und die Städte, und der Herzog selbst mußte knieend um Gnade bitten, die ihm denn auch unter der Bedingung ertheilt wurde, daß er nicht von dem katholischen Glauben weiche und sich in kein Bündniß gegen den Kaiser einlasse. — Gegen Frankreich geschah in diesem Jahre nichts Bedeutendes, für das folgende aber hatte sich Carl stärker gerüstet; und nachdem er im Winter einen neuen Reichstag zu Speyer gehalten und sich hier der Hülfe der deutschen Fürsten versichert hatte, brach er im nächsten Frühjahr (1544) mit einem trefflich gerüsteten Heere in des Feindes Land selbst ein. Zuerst wurde St. Dier erobert; dann ging der Zug gerade auf Paris. Sperney und Chateau Thierry waren schon gefallen, das Heer stand nur zwey Tagsmärsche vor der Hauptstadt, und die Einwohner flüchteten: da that König Franz Friedensvorschläge. Der Kaiser nahm sie an, denn er wollte schnell Ausöhnung mit diesem Feinde, weil die Angelegenheiten Deutschlands immer verwickelter wurden; und am 24. September 1544 kam der Friede zu Crespy zu Stande. Es ist der letzte, den Carl mit dem Könige Franz geschlossen hat. Man änderte in der Hauptsache nichts; Burgund blieb bey Frankreich, Mailand aber dem Kaiser.

14.

Einführung der Reformation im Herzogthum Braunschweig.

I. Unterdessen war auch im Herzogthume Braunschweig die lutherische Lehre eingeführt worden. Der eifrige katholische Herzog Heinrich lag nämlich mit seinen Unterthanen, den Einwohnern der Stadt Braunschweig, die sich wider seinen Willen in den schmalkaldischen Bund begeben hatten, in Zwist; zugleich rüstete er sich zu der ihm vom Kammergerichte übertragenen Vollstreckung der Acht an der Stadt Goslar, obschon der Kaiser dieselbe der Protestanten wegen suspendirt hatte. Da überfielen ihn plötz-

lich die Häupter des schmalkaldischen Bundes (July 1542), nöthigten ihn, die Flucht zu ergreifen, bemächtigten sich seines ganzen Landes, und führten darin mit gewaffneter Hand die Reformation ein. Herzog Heinrich ging nach Bayern, und wendete sich von hier aus an das Kammergericht, welches auch sogleich eine Ladung an die Häupter des schmalkaldischen Bundes erließ. Allein nun thaten diese einen Schritt, der einer gänzlichen Lossagung vom Reiche sehr ähnlich sah: sie recusirten nämlich die Gerichtsbarkeit des Reichskammergerichtes überhaupt, wie sie es bereits 1538 in Religionsachen gethan hatten. (Im Jahre 1548 überließen sie das eroberte Land dem Kaiser zur Sequestration; weil sich aber der vertriebene Herzog dazu nicht verstehen wollte, so trieb ihn der Landgraf Philipp so in die Enge, daß er sich als Gefangener ergeben mußte, worauf er nach Ziegenhain in Verwahrung gebracht wurde.)

II. Solche Thaten durfte wohl kein Kaiser, der mehr als ein Schattenbild seyn wollte, dulden; und dennoch arbeitete er fortwährend mit unermüdlicher Geduld an der Herstellung des Friedens und der Eintracht. Nicht nur machte er den Protestanten das Zugeständniß, daß auch die Mitglieder des Kammergerichtes künftig ohne Rücksicht auf ihre Religion gewählt werden sollten; sondern, als Papst Paulus III. eben (19. März) ein allgemeines Concilium nach Trient ausgeschrieben hatte, gab er sich auf dem Reichstage zu Worms 1545 alle erdenkliche Mühe, sie für dasselbe zu gewinnen; aber vergeblich. Es war auch nichts anderes zu erwarten bey der unter den Protestanten herrschenden Gesinnung, wie sie sich eben damals unter anderm in Luthers furchtbarer Schmähschrift: „Wider das Papstthum zu Rom vom Teufel gestiftet,“ aussprach, welche die sächsischen Gesandten auf diesem Reichstage sogar unter den katholischen Ständen austheilen ließen. *)

*) Die ganze Schrift ist wörtlich abgedruckt in Maximilian

Eröffnung des Conciliums von Trient. Luther's Tod. Weigerung der Protestanten, auf dem Concilium zu erscheinen.

I. Die Gutdenkenden richteten indes ihre Blicke auf das Concilium zu Trient, als auf ein wirksames Mittel,

Precht's „Seitenstück zur Weisheit Dr. Martin Luthers“ (ste Auflage 1818, Sulzbach, bey Seidel). Hier nur ein paar Stellen aus dem Schlusse derselben. „Es ist mir dieß Büchlein zu groß unterhanden worden, und wir man sagt, das Alter ist vergessen und wäscht, ist mir vielleicht auch also geschehen. Wiewohl des Papstthums teuflischer Greul an sich selbst ein unendlich unaussprechlicher Wust ist, so habe ich doch, hoffe ich, wer ihm will sagen lassen, für mich selbst bin ich's gewiß, das erste Stück, so ich droben für mich genommen, obs wahr sey, daß der Papst über die Christenheit das Haupt, über Kaiser, König und alle Welt Herr sey, so klärlieh und gewaltiglich ausgeführt, daß, Gott hab Lob, kein gut Gewissen anders glauben kann, denn daß der Papst nicht sey noch seyn kann das Haupt der christlichen Kirchen, noch Statthalter Gottes oder Christi, sondern sey das Haupt der verfluchten Kirchen aller verzweifeltsten Vnden auf dem Erdbreich, ein Statthalter des Teufels, ein Feind Gottes, ein Widersacher Christi, und ein Verflörer der Kirche Christi, ein Lehrer aller Lügen, Gotteslästerung und Abgöttereyen, ein Erzkirchendieb und Kirchenräuber, ein Schlüssel aller Güter beyde der Kirchen und der weltlichen Herren, ein Mörder der Könige und Heger zu allerley Blutvergießen, ein Widerchrist, ein Mensch der Sünden und ein Kind des Verderbens, ein rechter Wehrrwolf. Wer das nicht glauben will, der fahre immer hin mit seinem Gott dem Papst. Ich als ein berufener Lehrer und Prediger in der Kirche Christi, und der ich die Wahrheit zu sagen schuldig bin, hab hiemit das Meine gethan. Wer stinken will, der stinke; wer verloren seyn will, der sey verloren; sein Blut sey an seinem Kopf!“ . . . „Die höre nun, Papstfessel mit den langen Eselsohren und dem verdammten Lügenmaul; die Deutschen haben das römische Reich nicht von deinen Gnaden, sondern von Carolo Magno und von den Kaisern zu Constantinopel; du hast nicht ein Haar breit davon gegeben; aber unermesslich viel hast du davon gestohlen mit Lügen, Trügen, Gottesläste-

der immer wachsenden Gefahr der Religion zu steuern, und die Kirchenzucht durch nothwendige Verbesserungen in ihrer ursprünglichen Würde wieder herzustellen. Am 13. December 1545 wurde dasselbe feyerlich eröffnet. Singend den Hymnus: „Komm Schöpfer Geist!“ zogen vier Ordensgeneräle, dann die Canoniker, Aebte, Doctoren, hierauf die Bischöfe und Legaten, endlich die Gesandten des römischen Königs Ferdinand, die Edelleute, die niedere Geistlichkeit und das Volk paarweise in Procession nach der Domkirche, wo der erste päpstliche Legat, Cardinal del Monte, die heilige Messe las. Nach Beendigung derselben und der Predigt befragte er die anwesenden Väter: „Ist es Euch, zum Lobe und zur Verherrlichung der heiligen und untheilbaren Dreyfaltigkeit, des Vaters und des Sohnes und des heiligen Geistes, zum Wachsthum und zur Erhöhung des Glaubens und der heiligen Religion, zur Austilgung der Irrlehren, zum Frieden und zur Einigung der Kirche, zur Verbesserung des christlichen Clerus und Volkes, zur Unterdrückung und Zernichtung der Feinde des christlichen Namens, gefällig, zu beschließen und zu erklären, daß das heilige und allgemeine Concilium von Trient anfangen und angefangen habe?“ Sie antworteten: „Es ist gefällig.“ Hierauf ward die nächste Sitzung auf den 7. Jänner 1546 festgesetzt, und die erste mit dem Aedeum beschlossen. Die nämliche Feyerlichkeit hatte in allen folgenden Sessionen statt. Es pflegten aber jeder Session Conferenzen und General-Congregationen voranzugehen, deren erstere die Decrete vorbereiten, letztere sie

rung und Abgöttereyen, wie du mit den Bischöfen auch zuerst durch Fügen, und darnach mit Pallien, Eiden, Schänkingen, als ein Teufel gehandelt hast. Aber nie muß ich lassen; wills Gott, im andern Büchlein will ichs bessern. Sterbe ich denn, so gebe Gott, daß es ein anderer tausendmal ärger mache. Denn die teuflische Päpsterey ist das letzte Unglück auf Erden, und das nächste; so alle Teufel thun könnten mit all ihrer Macht. Gott helf uns, Amen.“

abfassen, die Sessionen aber dieselben feyerlich publiciren sollten.

II. Obgleich aber nun die Synode eröffnet war, so gab es doch manche Schwierigkeiten zu überwinden; und diese Schwierigkeiten hatten ihren Grund theils in der Renitenz gegen jedes heilsame Verbesserungswerk, theils auch in dem Bestreben, den ruhigen und freyen Entwicklungsgang des Conciliums zu stören. Selbst Kaiser Carl, dem nichts so sehr als die Zusammenberufung einer allgemeinen Synode am Herzen lag, zeigte gleich am Beginne derselben seine Nachgiebigkeit gegen die Protestanten, indem er vor allem darauf antrug, daß das Concilium sich mehr mit Herstellung der Kirchenzucht und der christlichen Sitten, als mit Untersuchung der Glaubenssätze beschäftigen sollte. Dagegen verlangten die römischen Legaten, man sollte zuerst, nach der Gewohnheit der ältern Kirchensammlungen, die Glaubenslehren ins Reine bringen, und dann erst zur Reformation übergehen. Da ward in der dritten Session (4. Febr. 1546) entschieden, mit den Glaubens- und mit den Disciplinar-Gegenständen zugleich voranzuschreiten. Wirklich war dieses der beste Weg, und dem Bedürfnisse der Zeit am meisten angemessen: auch rettete er des Conciliums freyen und ungestörten Gang. In der nämlichen Sitzung wurde das (nicänische) Glaubenssymbolum, als „jener Grundanfang, in welchem alle, die sich zum Glauben Christi bekennen, nothwendig übereinstimmen, und als die feste und einzige Grundlage, welche die Pforten der Hölle nie überwältigen werden,“ öffentlich abgelesen.

III. Während dieser Vorbereitungen zur Untersuchung und Verdammung der herrschenden Irrlehren wurde Martin Luther in seiner Waterstadt vom Tode dahingerafft. Er hatte gegen Ende Januars eine Reise nach Eisleben gemacht, um zwischen den Grafen von Mansfeld eine Streitigkeit gütlich auszugleichen. Sogleich bey seiner Ankunft daselbst, am 28. Januar, überfiel ihn eine gefähr-

liche Schwäche. Doch erholte er sich wieder und arbeitete mehrere Tage in seinem Geschäfte. Am 17. Februar klagte er über Schmerzen auf der Brust. Man reichte ihm alle mögliche Stärkungen. Aber er ward immer schwächer, und starb, ohne zur Kirche zurückzukehren, am Morgen des 18. Februars 1546 zwischen 2 und 3 Uhr. Sein Leichnam wurde in feyerlichem Zuge nach Wittenberg geführt, und in der Gruft der Schloßkirche beygesetzt. Als Kaiser Carl im folgenden Jahre auf seinem Feldzuge gegen die schmalkaldischen Verbündeten in diese Kirche kam, und einer aus seinem Gefolge rieth, den Leichnam Luthers ausgraben und verbrennen zu lassen, antwortete er: „Ich führe Krieg mit den Lebenden, und nicht mit den Todten; laffet ihn ruhen, er wird seinen Richter schon gefunden haben!“

„Unstreitig“ — sagt Döllinger hinsichtlich des Characters des Reformators — „gehört Luther zu den ausgezeichnetsten Männern aller Jahrhunderte; und wenn dieser hochbegabte Mensch den Geist der Liebe und der Demuth gehabt hätte, so wäre er vielleicht ein wahrer Reformator in der Kirche geworden, wie Bernhard, Carl von Borromäo, Vincenz von Paulus und andere vor und nach ihm. Insofern kann man sagen, daß er eine Sendung gehabt, aber auch, daß er sie gänzlich verfehlt habe. Er mußte sie verfehlen, sobald er die legitime Autorität der Kirche verwarf, jene Schranke, die gerade ihm, dem hochfahrenden und von der heftigsten Leidenschaftlichkeit bewegten Manne, vor Allen unentbehrlich war. Unverkennbar war in ihm viel Großes und Treffliches: hoher Muth, Standhaftigkeit und Unerbrotlichkeit, eine staunenerregende Thätigkeit und Arbeitsamkeit, eine seltene Uneigennützigkeit, eine tiefe Kenntniß des menschlichen Herzens, volksmäßige, hinreißende Beredsamkeit und treffender Wig. Aber diese guten Eigenschaften wurden verdunkelt und zum Bösen verkehrt durch Hoffahrt, unbiegsamen Starrsinn, zügellose Heftigkeit. Sich selbst und seine

Thaten pries er mit schamloser Eitelkeit; gegen Alle, die ihm widersprachen, Päpste, Kaiser, Fürsten, Bischöfe, erlaubte er sich die ärgsten Schmähungen; diejenigen, die in irgend einem Punkte von ihm abwichen, verfolgte er mit unversöhnlichem Hasse, und wußte selbst den Arm der weltlichen Obrigkeit wider sie zu waffnen. Diese Fehler wurden oft selbst von seinen treuesten Anhängern und Verehrern bitter beklagt. Am häufigsten aber hat man jene unsittliche Inconsequenz gerügt, nach welcher er die unbedingte Willkühr der Lehre und Bibeldeutung, die er für sich in Anspruch nahm, jedem Andern absprach.*

Eben diese Willkühr verleitete Luthern in seinen Behauptungen öfters zu Widersprüchen mit sich selbst, und sie ist daher auch eine der Hauptursachen, warum sich sogar am Ende seines Lebens nicht genau bestimmen läßt, was er eigentlich habe lehren wollen. Nach sorgfältiger Vergleichung dürften etwa folgende Sätze als Lehre Luthers oder als das von ihm verkündigte „reine und allein schriftmäßige Evangelium“ angegeben werden; „Durch die Erbsünde hat der Mensch den freyen Willen zum Guten ganz und gar verloren; was er aus sich thut, ist nothwendig Sünde. — Gerechtfertigt wird der Mensch einzig durch den Glauben an die Verdienste Christi, und die Rechtfertigung besteht lediglich in der Zurechnung dieser Verdienste, so daß Gott an dem Glaubenden nicht mehr seine Sünden, sondern nur die Verdienste Christi ansieht. Der Gerechtfertigte selbst bleibt indeß derselbe Sünder, der er vorher war, und auch seine besten Werke sind, insoweit er sie wirkt, Todsünden. — Die Taufe ist nur eine symbolische Zusicherung, daß Gott in dem glaubenden Täuflinge um der Verdienste Christi willen seine Sünden nicht mehr ansehen werde. Sündigt der Mensch nach der Taufe wieder, so soll er bloß im Schrecken des Gewissens vor Gott sich an die einmal durch den Glauben empfangene Rechtfertigung erinnern; und darin besteht die Buße. Die Absolution ist dann die Wiederholung der Zusicherung die-

set Rechtfertigung. — Der rechtfertigende Glaube ist ein freyes Geschenk Gottes, welches er giebt, wem er will. Der Mensch kann zur Erlangung desselben nichts beytragen. Ist der Mensch einmal gerechtfertigt, was er unfehlbar wissen kann: so wirkt Gott selbst alles Gute in ihm, und die Mitwirkung des Menschen ist nur scheinbar. Deshalb kann auch der Mensch dem Loose nicht entgehen, zu dem er vorausbestimmt (prädestinirt) ist. — Nach allem diesem sind die guten Werke, also auch der Eölibat, die Ordensgelübde und dgl., völlig verdienstlos, und erzeugen nur pharisäische Gerechtigkeit. Es kann daher weder von einer Genugthuung bey der Buße, noch von Ablass, noch von einem Reinigungsorte nach diesem Leben die Rede seyn. Das Anrufen der Heiligen und die Messe sind eine Unbill gegen Christus. — Von den Sacramenten sind nur Taufe, Abendmahl und Buße in der Schrift begründet; die übrigen sind fromme Gebräuche. — Im Abendmahl ist Christus nur für den gegenwärtig, der glaubt, und zwar mit und neben der Substanz des Brodes und Weines. — Die einzige Quelle und Regel des Glaubens ist die hl. Schrift. Die Vernunft ist für die Erkenntniß der Wahrheit eben so unfähig, als der Wille für die Vollbringung des Guten. Im Gerechtfertigten bewirkt aber der hl. Geist, daß er die nothwendigen Glaubenswahrheiten in der Bibel finde und richtig verstehe. — Die Kirche ist die Gemeinschaft der Gläubigen; diese haben das Recht, sich ihre Prediger zu wählen und zu ordiniren. Die ganze Hierarchie der Katholiken beruht auf Anmassung; der Papst aber ist der Antichrist, weil er sich eine Autorität neben und über der hl. Schrift beylegt.“ — Mit dieser Lehre und ihren Folgerungen hatte sich Luther nicht bloß von der katholischen Kirche, sondern auch von allen seit den ältesten Zeiten des Christenthums entstandenen besondern christlichen Religionsparteyen getrennt; und es war zu erwarten, daß dieselbe, da sie lediglich auf seinen Aussprüchen beruhte, noch große Veränderungen erleiden, und am

Ende zum gänzlichen Unglauben an das Christenthum oder zu dem sogenannten Rationalismus führen würde.

IV. Gleich am Anfange des Conciliums zu Trient wurden auch die Protestanten unter Zusicherung eines sichern Geleites zu demselben eingeladen. Diese fühlten aber keine Neigung, zu erscheinen, und weigerten sich, Antheil daran zu nehmen. Melanchthon machte in einer Schrift vom Jahre 1546 die Gründe dieser Weigerung bekannt. Sie hießen: 1) Gott müsse man mehr gehorchen, als den Menschen; die Protestanten bleiben daher bey der in den Grundartikeln klaren heiligen Schrift. 2) Der Papst könne kein Concilium zusammen berufen, und noch weniger Richter seyn in seiner eigenen Sache. 3) Man könne die päpstlichen Decrete, die widernatürlichen Schriftauslegungen alter Scribenten und die Theologie des Thomas von Aquin, nach welcher zu Trient entschieden werde, nicht als Richtschnur annehmen. 4) Der Protestantismus sey schon durch das Urtheil vieler tausend Christen gerechtfertigt; die Protestanten brauchen daher keinen Richter mehr. 5) Es sey das Trienter Concilium kein allgemeines, weil die Laien davon ausgeschlossen seyen. 6) Auch sey der Ort mehr italienisch, als deutsch, folglich gefährlich. 7) Ebenso sey das ertheilte sichere Geleit verdächtig, indem der Papst leicht den Grundsatz geltend machen könnte, daß man Kegern kein Wort halten dürfe. Endlich 8) lasse sich nichts Gutes von den dortigen Bischöfen erwarten, die von der göttlichen Lehre so wenig wissen, als die Maulesel, worauf sie reiten.“

V. Da die Protestanten auf diese Weise sich mit der geistlichen Gewalt in keine Art von Unterhandlung einlassen wollten, so blieb nichts anderes übrig, als daß Carl als Staatsoberhaupt mit ihnen unterhandelte. Er veranstaltete daher eine Unterredung zu Regensburg 1546, wohin er mehrere wegen ihrer Kenntnisse, ihres sittlichen Characters und ihrer Willigkeit geachtete Gelehrte beyder Parteyen berief. Aber die Versammlung löste sich ohne

alles Ergebniß wieder auf. Auch der in der nämlichen Stadt im Juny 1546 gehaltene Reichstag, bey dem der Kaiser selbst erschien, brachte nicht mehr Wirkung hervor. In seine Gegenwart auf demselben und seine wiederholten Einladungen wurden so wenig beachtet, daß von den Gliedern des schmalkaldischen Bundes niemand sich einfand. Und nun erst wurde Carl fest überzeugt, daß es ihnen mit allen Versöhnungsversuchen kein Ernst wäre, und daß ihm zur Wiederherstellung der Ordnung nichts übrig blieb, als die Entscheidung durch die Waffen.

16.

Der schmalkaldische Krieg.

I. Carl hatte sich der Treue der katholischen Fürsten und Städte des Reiches versichert, und sogar einige protestantische Mächte, insbesondere den jungen Herzog Moriz von Sachsen und den Markgrafen Albrecht von Brandenburg, gewonnen; indem er erklärte, daß er ihrer Religion nichts anhaben, sondern nur die Ruhestörer im Reiche bestrafen wollte. Auch versprach ihm der Papst eine Hülfe von 12,000 Mann italienischen Fußvolks und 500 leichten Reitern, nebst beträchtlichen Geldsummen. Bestürzt durch die Kriegsrüstungen des Kaisers ließen die Häupter des schmalkaldischen Bundes ihn um die Bedeutung derselben fragen. Allein die Antwort, daß er keine andere Absicht habe, als die Ruhe und Ordnung im Reiche herzustellen, befriedigte sie nicht. Sie schrieben dem Kaiser ganz trozig: „daß man klar einsehe, er sey zu diesem Kriege nur durch die gottlose Zusammenrottung von Trient verleitet worden, um die deutsche Freyheit und die evangelische Lehre zu vernichten.“ Sie bewaffneten sich zugleich in solcher Eilefertigkeit, daß sie bald ein weit stärkeres Heer, als der Kaiser, auf den Weinen hatten. Dieß erhob ihren Muth so sehr, daß sie schon von einem lutherischen Kaiser und von der Verbannung des katholischen

Glaubens aus dem ganzen Reiche sprachen; der Churfürst von Sachsen nannte den Kaiser nur immer Carl von Gent (dieses war sein Geburtsort), und rieth auch den Verbündeten, ihm in ihren Ausschreiben nicht mehr den Namen eines Kaisers beizulegen. Carl antwortete bloß durch eine über den Churfürsten von Sachsen und den Landgrafen von Hessen verhängte Achtserklärung (20. July 1546): »Beyde hätten, so viel ihnen nur möglich gewesen, alle seine für das Wohl des Reichs unternommene Mühe und Arbeit gehindert, wären nicht allein für sich seinen Befehlen nicht nachgekommen, sondern hätten auch andere Stände aufzuwiegeln gesucht, und unerlaubte Verschwörungen mit ihnen eingegangen. Sie hätten einen Reichsfürsten angefallen, ihn aus seinem Lande verjagt, und sich dessen bemächtigt; sie hätten sich einiger Bisthümer und sowohl geistlicher als weltlicher Provinzen bemächtigt; sie hätten viele Personen ihrer Güter und jährlichen Einkünfte beraubt und anderer Fürsten Unterthanen in ihren Schutz genommen; sie hätten noch vor kurzem einige Reichsstände zu bewegen gesucht, nicht auf den Reichstag zu kommen, damit sie dadurch alle Geschäfte hindern, und ihn, den Kaiser, verächtlich machen möchten. Alles dieses thäten sie um so ungescheuter, weil sie alle Gerichte verwürfen und keine Obrigkeit mehr anerkannten; durch ihre Schuld sey das Kammergericht aufgehoben, schweigen die Gesetze, und werde seit langer Zeit kein Recht mehr gesprochen. Was aber noch das schlimmste sey, so thäten sie dieses alles unter dem süßen und scheinbaren Namen der Religion, der Freyheit und des Friedens, da sie doch nichts weniger als die Beylegung der Religionsstreitigkeiten oder den Frieden des deutschen Reichs und dessen Freyheit wünschten. Sie gäben vielmehr offenbar zu erkennen, daß sie gesonnen seyen, ihm Krone und Scepter und alle Gewalt zu nehmen und an sich zu bringen, und in dieser allgemeinen Verwirrung die Religion, die Gerechtigkeit, den Frieden und die Freyheit zu unter-

drücken, ihr Ansehen und Vermögen zu vermehren, und jedermann unter ihre Tyranney zu zwingen: welches auch ihre mit Drohungen angefüllten Worte, ihre Schmähschriften und schändlichen Gemälde bewiesen, die sie hin und wieder unter das Volk ausgestreut. Obgleich er sie nun vermöge der Gewalt, womit er bekleidet ist, schon längst nach Verdienst hätte bestrafen können, so habe er doch aus Liebe zum Frieden, und um die Unruhen zu vermindern, vieles nachgesehen, und ihnen öfters mehr eingeräumt, als sich geziemet, und hierin mehr als einmal sein Gewissen verletzt und Andern geschadet. Da aber dadurch nichts ausgerichtet, auch ihre Empörung so bekannt sey, daß sie selbst diese nicht läugnen könnten, sie auch selbst Gewalt brauchten, und sich keinem Gerichte unterwerfen wollten: so erkläre er sie als Meineidige, Rebellen, Auführer, des Hochverraths Schuldige und Störer der gemeinen Ruhe in die Acht, und habe beschlossen, sie nun zu strafen, damit sie ihn nicht hindern könnten, Ordnung und Ruhe wieder herzustellen, und dasjenige zu thun, was seines Amtes sey.“

II. Die schmalkaldischen Verbündeten, 70 bis 80,000 Mann stark, rückten indessen so geschwind vor, daß sie sich schon am Anfange des Augusts an der Donau befanden, wodurch sich Carl, mit seinen 8700 Mann genöthigt sah, sich von Regensburg nach Landshut zu ziehen, um nicht von den Truppen, die er aus Italien erwartete, abgeschnitten, oder gar von der Uebermacht seiner Gegner aufgegriffen zu werden. Hier erhielt er von diesen ein Schreiben, wodurch ihm förmlich der Gehorsam aufgesagt und der Krieg erklärt ward. Statt einer Antwort gab er dem Boten die über den Churfürsten und den Landgrafen verhängte Achteerklärung mit zurück. Schon früher hatte Carl an die schmalkaldischen Städte Straßburg, Nürnberg, Augsburg und Ulm geschrieben, daß er keinen andern Endzweck habe, als seine Würde, Frieden und Gerechtigkeit auf festem Fuße zu erhalten: sie möchten also den Fürsten

keinen Beystand leisten, von denen sie in der Folge, nachdem die Reichsgerichte bereits unterdrückt seyen, auch unter das Joch würden gebracht werden. Desungeachtet waren die Truppen der oberländischen Städte, besonders die von Augsburg und Ulm, nebst jenen des Herzogs von Württemberg, die ersten im Felde. Ein Theil davon rückte sogar unter der Anführung des Sebastian Schertlin (von Württemberg im Augsburger Gebiete) nach Tyrol, um den aus Italien anrückenden kaiserlichen sowohl als päpstlichen Truppen den Paß zu sperren. Wirklich glückte es ihnen, die Ehrenberger Clausse zu nehmen; und Schertlin hatte sogar Lust, bis nach Trient vorzudringen, um die dort versammelten Väter zu verjagen. Allein auf Befehl der zu Ulm versammelten Bundesräthe mußte er den Rückweg an die Donau nehmen, so daß wenigstens der Weg von Tyrol aus durch Bayern den kaiserlichen Truppen offen blieb.

III. Nun zog der Kaiser alle spanischen und italienischen Hülfsvölker, und die in Deutschland geworben waren, an sich, und als er sich stark genug hielt, rückte er nach Regensburg zurück, und von da die Donau hinauf nach Ingolstadt. Hier fing er an, ein stark verschanztes Lager zu errichten; denn im offenen Felde zu schlagen, wagte er noch nicht, bis der Graf von Büren, der mit einem bedeutenden Heereshaufen aus den Niederlanden kam, zu ihm gestoßen wäre. Die Bundesverwandten waren ihm nach Ingolstadt gefolgt; und da entschlossen sie sich endlich, sein Lager, welches noch nicht ganz vollendet war, zu beschießen, ob der Kaiser etwa zu einer Schlacht herausgelockt werden möge. Am letzten des Augustmonats 1546, mit Anbruch des Tages, rückten sie heran; sie bildeten die Gestalt eines halben Mondes; und besetzten die Anhöhen mit Geschütz. Ein kühner Sturm, im entscheidenden Augenblick rasch ausgeführt, hätte leicht den Verbündeten einen vollständigen Sieg gewinnen können. Allein Unentschlossenheit und Uneinigkeit der Anführer vereitelten

auch dieses Mal die rasche Entscheidung. Der Kaiser, der mit großer Kaltblütigkeit den Seinigen Muth einredete und selbst keine Gefahr scheute, gewann Zeit, die Verschanzungen zu vollenden; und nun konnte er ruhig zusehen, wie die Verbündeten sich an seinem Lager müde schossen.

Fünf Tage beschossen die Fürsten das kaiserliche Lager, ohne etwas Bedeutendes auszurichten; und als sie hörten, der Oberste von Buren sey mit der Hülfe aus den Niederlanden bereits über den Rhein gegangen, brachen sie plötzlich mit ihrem Lager auf, ihm entgegen. Der Kaiser traute seinen Augen kaum, als er das große Heer so unverrichteter Sache wegziehen sah, und ritt selbst mit dem Herzoge von Alba aus dem Lager, um den Abzug zu beobachten.

Die Vereinigung des Grafen von Buren mit dem Kaiser konnten die Verbündeten dennoch nicht hindern; und dieser, nun ansehnlich verstärkt — seine Reiterey belief sich auf 9000, und sein Fußvolk auf 39.000 Mann, — fing jetzt an, vorzurücken, einen Ort nach dem andern an der Donau wegzunehmen, und sich zum Herrn des Flusses zu machen.

Der Winter kam indessen heran, es fehlte an Lebensmitteln; in dem Heere der Verbündeten zeigte sich Mißmuth und Baghaftigkeit, weil die Heerführer kein Vertrauen einzulösen wußten. Die schwäbischen Bundesgenossen waren am verdrossensten, weil die ganze Last des Krieges auf ihnen ruhte, und die Heere nun schon sechs Wochen unthätig gegen einander lagen. Was sie aber am meisten bange machte, war, daß sie sahen, Carl würde den bereits hereingebrochenen Winter eher unter den Zelten zubringen, als sie aus den Augen lassen. Da ihnen nun auch das Geld auszugehen anfang, und noch dazu die Nachricht aus Sachsen eintraf, daß König Ferdinand und Herzog Moritz in des Churfürsten Länder eingefallen seyen, gingen sie gar auseinander (23. Nov.), nachdem sie zuvor beschloffen hatten, unter dem Commando des Obersten

von Heydeck ein Winterlager von 8000 Mann zu Fuß und 1000 zu Pferde in den Oberlanden an einem geeigneten Orte herzustellen. Hieraus ward aber eben so wenig etwas, als aus dem vor ihrem Abmarsche durch Adam von Trott vom Kaiser verlangten Frieden, den dieser auf keine andere Bedingung ihnen zugestehen wollte, als wenn sich der Churfürst und der Landgraf ihm mit Hab und Gut auf Gnade und Ungnade ergeben würden.

IV. Seinem Bruder Ferdinand, als Könige von Böhmen, hatte Carl aufgetragen, gemeinschaftlich mit dem Herzoge Moriz die Aicht gegen den Churfürsten zu vollziehen; und Moriz hatte beschlossen, die churfürstlichen Länder allein mit seinen Truppen zu besetzen. Bald war das Churfürstenthum, bis auf Wittenberg, Eisenach und Gotha, in des Herzogs Händen. Jetzt kehrte der Churfürst mit seinen Truppen voll bitterm Unwillens aus dem Feldlager zurück (es war im December 1546), und es gelang ihm, nicht nur sein Land schnell wieder zu erobern, sondern auch von des Herzogs Lande einen großen Theil einzunehmen, nachdem er den Markgrafen Albrecht von Brandenburg, der seinem Freunde Moriz vom Kaiser zu Hülfe geschickt war, in Rochlitz überfallen und gefangen genommen hatte.

Carl war unterdeß beschäftigt, die schmalkaldischen Städte in Süddeutschland zu unterwerfen. Es war kein leichtes Unternehmen; denn diese Städte waren nach der damaligen Weise sehr fest und konnten lange widerstehen, und indeß konnten sich die Fürsten in Norddeutschland zum neuen Feldzuge rüsten. Allein es war, als wenn Muth und Besonnenheit auf einmal von allen gewichen wäre; wohin der Kaiser kam, unterwarfen sich ihm die Städte. Bopfingen, Nördlingen, Dünkelsbühl und Rothenburg öffneten ihm ohne Schwertstreich die Thore. Das mächtige Ulm sandte Boten, welche knieend, auf freyem Felde, in spanischer Sprache um Gnade flehten, und zahlte 100.000 Goldgulden; Frankfurt zahlte 80.000, Memmingen 50.000, Augsburg 150.000, die kleinern Städte nach Verhältniß.

Außer den Städten hatten auch zwey Fürsten in Oberdeutschland an dem Kriege Theil genommen: der Herzog Ulrich von Württemberg und der Churfürst Friedrich von der Pfalz. Der letztere, der zwey Jahre vorher zum Protestantismus übergetreten, war kein Glied des schmalkaldischen Bundes, und hatte nur, nach einem Erbvertrage mit dem württembergischen Herzoge, diesem 300 Reiter und 600 Fußknechte zu Hülfe gesendet; auch war er des Kaisers Jugendfreund, indem sie zusammen als Knaben in Brüssel erzogen worden waren. Er erhielt daher leicht Verzeihung. Der Herzog Ulrich dagegen mußte sammt seinen Räten knieend Abbitte thun, seine besten Festungen nebst allem Geschütz übergeben, und 300,000 Goldgulden bezahlen, nachdem er dem Kaiser in allen Dingen Gehorsam gelobt hatte.

V. So war der schmalkaldische Bund in Oberdeutschland bald vernichtet, und der Kaiser faßte den raschen Entschluß, die Sachen auch in Norddeutschland ohne Aufenthalt zu Ende zu führen. In Eger warteten seiner König Ferdinand und der Herzog Moriz, fast als Vertriebene aus ihren Ländern; er traf am 5. April 1547 bey ihnen ein, und sie feyerten dort zusammen das Osterfest. Dann brachen sie sofort wieder auf, und schon am 22. April stand Carl in der Gegend von Meißen an der Elbe. Der Churfürst von Sachsen hatte es lange nicht glauben können, daß Carl selbst gegen ihn im Anzuge sey. Nun da er ihn vor sich sah, brach er eilends die Brücke bei Meißen ab, und führte sein Heer an dem rechten Elbufer hinab, um seine Hauptstadt Wittenberg zu erreichen. Hier konnte er alle Mittel zu einer Gegenwehr finden. Dem Kaiser dagegen lag alles daran, daß der Feind unterwegs schon angegriffen würde, damit der Krieg ein schnelles Ende gewänne. Eilend zog er daher an dem andern Elbufer den Churfürstlichen fast zur Seite, und suchte nach einer Furch, um über den Fluß zu kommen. Der Churfürst hatte aber bey dem Städtchen Mühlberg Halt gemacht. Noch spät

am Abend ritt der Kaiser selbst mit seinem Bruder und dem Herzog Moriz am Ufer hin, und nirgends wollte sich ein bequemer Uebergang zeigen; denn die Elbe war hier 300 Schritte breit, und das entgegengesetzte Ufer war höher als das diesseitige. Da führte der Herzog von Alba einen jungen Bauer aus einem nahen Dorfe herbey, welcher ihnen eine Furth im Flusse zu zeigen versprach; die Sachsen hatten ihm zwey Pferde mitfortgeführt, aus Rache wollte er ihrem Feinde diesen Dienst erzeigen. Moriz versprach ihm hundert Kronen und zwey andere Pferde. Unter dem Schutze eines dicken Nebels suchten nun am andern Morgen (24. April 1547) einige tausend spanische Hackenschützen durch die Furth an's andere Ufer zu gelangen. Ein Haufen von ihnen schwamm, nach abgeworfenem Harnisch, den Säbel mit den Zähnen haltend, hinüber, eroberte einige Rähne, und brachte sie zum Kaiser; sie wurden mit Schützen bemannt, und diese feuerten nun auf die Sachsen am andern Ufer, während die Reiter durch die Furth setzten, und jeder einen Fußknecht hinter sich mit hinüber nahm. Darnach folgte auch der Kaiser, dessen Pferd der wegweisende Bauer am Zügel führte, der König Ferdinand, der Herzog Moriz und des Kaisers Feldherr, der Herzog von Alba. Der Churfürst wohnte eben dem Gottesdienste in Mühlberg bey, als man ihm die Nachricht brachte, der Feind sey über den Fluß gegangen, und schon ganz nahe. Da gab er den Befehl, daß das Fußvolk nur streben sollte, Wittenberg zu erreichen, die Reiter aber, den Feind durch kleine Gefechte aufzuhalten; das Geschütz war schon nach Wittenberg vorausgeschickt. Die Kaiserlichen eilten den Sachsen eben so schnell nach, und ereilten sie auf der Lothauer Haide, drey Meilen unterhalb Mühlberg; und obgleich auch ihr Geschütz und selbst der größte Theil des Fußvolks noch zurück war, so gab der Kaiser, auf Alba's Rath, dennoch Befehl zum Angriff. Die spanischen und neapolitanischen Reiter drangen gewaltig ein, Herzog Moriz selbst focht

unter den Vordersten; die sächsischen Reiter kamen in Verwirrung und stürzten sich auf ihr eigenes Fußvolk, welches in Eile am Saume eines Waldes in Schlachtordnung gestellt war. Der Churfürst befehligte von einem Wagen herab, weil sein schwerer Körper ihn am Reiten verhinderte; der Kaiser dagegen, dem man an diesem Tage die (schon seit mehreren Jahren eingetretene) Kränklichkeit seines Körpers nicht ansah, ritt auf einem andalusischen Rosse, in der rechten Hand die Lanze haltend, in weithin schimmerndem Helme und Panzer, und das Kriegsfeuer aus den Augen strahlend. Mit dem Kriegsgeschrey „Hispania! Hispania!“ durchbrachen die Kaiserlichen auch das sächsische Fußvolk. Es floh nach allen Seiten; Verwirrung und Schrecken überall! Durch die ganze Haide hin wurden die Fliehenden erschlagen, und bedeckten eine lange Strecke von Rosßdorf bis gen Falkenburg und Weiersdorf hin. Einer der Söhne des Churfürsten wurde von den Verfolgern ereilt; er vertheidigte sich tapfer, erschoss, durch zwey harte Hiebe vom Pferde sinkend, noch im Fallen einen Feind, und ward glücklich durch herbeysprengende sächsische Reiter gerettet. Sein Vater aber entkam nicht. Er hatte ein schweres friesisches Pferd bestiegen, wurde aber von den leichten Reitern eingeholt und, indem er um sich schlug, von einem Ungar in die linke Wange gehauen. Das Blut rann über sein Gesicht; er wollte sich dennoch nicht ergeben. Da drängte sich ein Ritter des Herzogs Moritz durch die Ungarn, und rief ihn auf deutsch an, seines Lebens zu schonen. Diesem, „weil er ein Deutscher sey,“ gab er sich gefangen, und zog als Wahrzeichen dessen zwey Ringe vom Finger, die er ihm reichte. Der Ritter brachte ihn zum Herzog von Alba, und dieser, auf sein wiederholtes Verlangen, zu dem Kaiser, der mitten in der Haide zu Pferde hielt. Der Churfürst stieg mit Hülfe des Herzogs vom Pferde, und wollte vor dem Kaiser auf seine Kniee sinken, indem er den Blechhandschuh auszog, um zugleich, nach deutscher Sitte, die Rechte zu

reichen. Aber der Kaiser litt beydes nicht, und wandte sich finster zur Seite. Da fing der Churfürst an: „Großmächtigster, allergnädigster Kaiser!“ „So? bin ich nun euer gnädigster Kaiser?“ fiel dieser ein; „so habt ihr mich lange nicht geheissen.“ Der Churfürst fuhr fort: „Ich bin Eurer kaiserlichen Majestät Gefangener, und bitte um fürstlich Gewahrsam.“ „Wohl, ihr sollt gehalten werden, wie ihr es verdient,“ schloß der Kaiser. Dann wurde der Churfürst durch Alba mit dem Herzog Ernst von Braunschweig-Lüneburg, der gleichfalls gefangen war, in's Lager geführt. So endigte dieser für den Kaiser so glückliche Tag, von dem er selbst in Cäsar's Weise, jedoch mit einiger Veränderung, schrieb: „Ich kam, ich sah, und — Gott siegte!“

VI. Nach einer Ruhe von zwey Tagen zog er nach Torgau, welches sich sofort ergab, und von da nach Wittenberg, der Hauptstadt des Landes. Vor dessen Thoren ließ er dem Churfürsten „wegen seiner vielfältigen landkündigen offenbaren landfriedbrüchigen Thaten und auch Verachtung und Verletzung seiner kaiserlichen Majestät Hoheit“ das Todesurtheil ankündigen (10. May). Eben spielte dieser mit dem Herzoge Ernst von Braunschweig Schach, als solches geschah. Da antwortete er ganz ruhig: „Ich kann nicht glauben, daß der Kaiser dermassen mit mir handeln werde. Ist es aber gänzlich also beschlossen, so begehre ich, man soll es mir fest zu wissen thun, damit ich, was meine Gemahlinn und meine Kinder angeht, bestellen möge.“ Bey der ersten Nachricht hievon begab sich der Churfürst Joachim von Brandenburg sogleich in das kaiserliche Lager, und bemühte sich auf's eifrigste, das Unglück durch einen Vergleich abzuwenden. Es gelang ihm auch, aber unter harten Bedingungen für Johann Friedrich, einen solchen zu Stande zu bringen. Vermöge dieser sogenannten Wittenberger Capitulation (19. May 1547) mußte derselbe für sich, seine Kinder und Nachkommen auf die Churwürde und sein

Land Verzicht leisten, seine beyden Festungen Wittenberg und Gotha dem Kaiser übergeben, den Markgrafen Albrecht ohne Lösegeld frey lassen, allen Rechten auf Magdeburg, Halberstadt und Halle entsagen, sich dem vom Kaiser aufzustellenden Kammergerichte unterwerfen, und versprechen, für die Zukunft kein Bündniß einzugehen, in welchem nicht der Kaiser, dessen Bruder, und die ihnen anhängenden Fürsten und Stände mit ihren sämmtlichen Staaten ausgenommen wären; endlich für seine Person so lange in der Gefangenschaft zu bleiben, als es dem Kaiser beliebte. Noch sollte der Churfürst versprechen, alles anzunehmen, was das Concilium von Trient oder die kaiserliche Machtvollkommenheit in Sachen der Religion anordnen möchte; allein dazu war er auf keine Weise zu bewegen, und der Kaiser drang ebenfalls nicht weiter darauf. Dagegen übergab Carl Churwürde und Land (mit einziger Ausnahme des schlesischen Herzogthums Sagan, welches Ferdinand erhielt) auf den Herzog Moritz; doch sollte dieser den Kindern des Churfürsten ein jährliches Einkommen von 50.000 Meißner Gulden überlassen, und zu diesem Besuche die Aemter Eisenach, Gotha, Weimar und Jena einräumen. Die feyerliche Belehnung Moritzens erfolgte erst im nächsten Jahre (21. Februar 1548) zu Augsburg.

VII. An dem Tage, da Kaiser Carl in Wittenberg einritt, wurde sein alter Nebenbuhler, König Franz von Frankreich, in die Gruft getragen. Das Glück schien ihm alle Hindernisse seiner großen Entwürfe auf einmal aus dem Wege räumen zu wollen. Er zog nun von Wittenberg nach Halle, um mit dem zweyten Haupte des schmalkaldischen Bundes, dem Landgrafen von Hessen, zu unterhandeln, und dieser sah keine Rettung mehr für sich, als in der Gnade des nun übermächtigen Kaisers, die er durch seinen Schwiegersohn Moritz und den Markgrafen von Brandenburg eifrigst nachsuchte; beyde verwendeten sich auf das thätigste für ihn, und Carl äußerte endlich durch seinen Kanzler Granvella: „Wenn der Landgraf selbst zu

ihm käme und sich ihm auf Gnade oder Ungnade ergäbe und wenn er die Bedingungen unterschriebe, die er ihm vorlegen würde, so wolle er ihm sein Land nicht nehmen, und ihn auch nicht am Leben oder mit Gefängniß bestrafen.“ So wenigstens verstanden es die Vermittler, und verbürgten sich daher dem Landgrafen mit dem Ehrenworte, sich selber seinen Söhnen in gefängliche Haft zu stellen, wenn Carl ihn nicht wieder frey ließe. Am 18. Juny kam Philipp auf dieses ihr Ehrenwort in Halle an, und am folgenden Tage wurde er dem Kaiser vorgeführt. Dieser saß auf einem Throne, und um ihn standen viele deutsche, spanische und italienische Große, unter andern auch der Herzog Heinrich von Braunschweig, der Gefangene des Landgrafen, den er jetzt hatte frey geben müssen. Mit niedergeschlagenem Blicke kniete der Landgraf am Fuße des Thrones nieder, und sein Kanzler Güntherode, hinter ihm knieend, las die in sehr demüthigen Ausdrücken verfaßte Abbitte an den Kaiser ab. Nachher las des Kaisers Kanzler, Seld, die Antwort: „Obwohl der Landgraf, wie er selbst bekennt, die schwerste Strafe verdient habe, so wolle dennoch der Kaiser, aus angeborener Milde, und in Betracht der für ihn eingelegten Fürbitten, Gnade für Recht ergehen lassen, ihn von der Acht erledigen, und ihm das Leben, welches er verwirkt habe, schenken.“ Nach der Ablesung dieser Antwort wollte sich der Landgraf, als ein freyer Fürst, wieder erheben; und als der Kaiser ihm keinen Wink dazu gab, auch ihm den deutschen Handschlag der Versöhnung versagte, stand er von selber auf und trat ab. Zu Abend aß er mit dem Churfürsten Moriz und dem von Brandenburg bey dem Herzog Alba. Nach der Mahlzeit wollte er sich entfernen, da erklärte ihm der Herzog, daß er sein Gefangener sey. Bestürzung ergriff ihn, so wie die beyden Vermittler, die sich für seine Freyheit verbürgt hatten. Sie wendeten sich an den Kaiser selbst, und stellten ihm ihr Fürstenthum vor, welches sie zum Pfande gesetzt hatten; aber der Kaiser läugnete, den

Landgrafen von „aller“ Gefangenschaft frey gesagt zu haben, wenn er ihn gleich nicht mit „ewiger“ Gefangenschaft bestrafen wolle. Und in der That mochten seine Rätthe vielleicht mehr versprochen haben, als er selbst im Sinne trug, oder bey der Unkunde des Kanzlers Granvella in der deutschen, und der beyden Churfürsten in der spanischen und französischen Sprache war vielleicht ein Mißverständniß vorgefallen. Dem Kaiser lag aber viel daran, die Anführer des schmalkaldischen Bundes so lange als Gefangene zu halten, bis er die Religions-Vereinigung zu Stande gebracht hätte, deren heftigste Gegner die beyden Fürsten waren. Der abgesetzte Churfürst und der Landgraf mußten daher dem kaiserlichen Hoflager als Gefangene folgen, wohin es sich wendete. Ueberdies wurden die heftigsten Festungen, bis auf Cassel und Biegenhayn, geschleift, alles Geschütz abgeführt, und die Stände mußten 150,000 Goldgulden als Strafe bezahlen.

VIII. So hatte Carl, ohne die Hülfe eines katholischen Reichsstandes, bloß mit dem Beystande protestantischer Fürsten, das ganze protestantische Deutschland zum Gehorsam zurückgeführt. Er war aber keineswegs gesonnen, seinen Sieg zur Erweiterung seiner Herrschaft zu benützen; auch nicht mit Gewalt, sondern durch einen Vergleich wollte er die Protestanten in die katholische Kirche zurückführen, so zwar, daß er sogar zu Wittenberg sein Mißfallen darüber äußerte, als man aus Furcht vor ihm den öffentlichen Gottesdienst einige Tage eingestellt hatte. Alles, was er jetzt zu Gunsten der Katholiken that, war, daß er den widerrechtlich verdrängten Bischof von Raumburg, Julius von Pflug, in sein Bisthum einsetzte, und gegen den Erzbischof Hermann von Cöln, welcher seit 1543 seinem Lande die Reformation nach einem von Bucer und Melancthon verfaßten Entwurf, ungeachtet des Widerstrebens seines Domcapitels und der Stadt Cöln, aufzuzwingen unternahm, das päpstliche Absetzungsdecret vollzog.

17.

Reichstag zu Augsburg 1547. Das kaiserliche Interim. Fortsetzung des Conciliums von Trient.

I. Am 1. September 1547 eröffnete der Kaiser einen Reichstag zu Augsburg, in der Absicht, die Vereinigung, welche auf den letzten Reichstagen zu Worms und Regensburg nicht gelungen war, hier zu Stande zu bringen. Er hatte stets auf das allgemeine Concilium seine vorzüglichste Hoffnung gesetzt; allein bey den Verhandlungen über die Theilnahme an demselben zeigte sich sogleich, wie wenig von dieser Seite zu erwarten sey. Die protestantischen Churfürsten wollten es nur anerkennen, wenn es eine freye christliche Versammlung sey; das hieß bey ihnen: wenn der Papst nicht den Vorfig führen, die Bischöfe von dem ihm geleisteten Eide entbunden, den lutherischen Theologen auch eine entscheidende Stimme eingeräumt, und die bereits abgefaßten Schlüsse wieder aufgehoben würden. Das Concilium selbst befand sich damals nicht mehr zu Trient, sondern war, der einbrechenden Pest wegen, durch einen in der achten Sitzung am 11. März 1547 gefaßten Beschluß nach Bologna, also auf das päpstliche Gebiet, versetzt worden. Unter solchen Umständen begnügte sich der Kaiser, auf einen einstweiligen Vergleich, der Religion wegen, anzutragen, bis eine dauernde Vereinigung durch das Concilium zu Stande käme. Die von ihm dazu ausgewählten Männer, Julius von Pflug, Bischof von Raumburg, Michael Helding, Weihbischof von Mainz, und Johann Agricola, Hofprediger des Churfürsten von Brandenburg, entwarfen eine Formel, welche ganz die katholische Lehre, doch zum Theil mit den gelindesten Bezeichnungen enthielt; nur war den Protestanten bis zur Entscheidung des Conciliums der Gebrauch des Kelchs im Abendmahle, und den verheiratheten Geist-

lichen die Beybehaltung ihrer Weiber gestattet, auch der fortwährende Besiz der eingezogenen Kirchengüter stillschweigend zugestanden. Diese Formel — das sogenannte Augsburger Interim — ließ der Kaiser am 15. May 1548 publiciren, und in den Reichsabschied einrücken; zugleich ließ er den Bischöfen auf dem Reichstage eine Vorschrift für die Reformation der Kirchenzucht vorlegen, welche auch von ihnen angenommen und auf mehreren Provincial-Synoden eingeführt wurde. Während diese beyden Formeln den Katholiken schon deshalb mißfielen, weil sie Entscheidungen eines Nicht-Geistlichen in Religions- und Kirchensachen waren, wurde das Interim von den meisten protestantischen Ständen, selbst von dem gefangenen Johann Friedrich, verworfen, und nur die Churfürsten von Brandenburg und von der Pfalz suchten es in ihren Ländern einzuführen. Aber schon der bloße Versuch der Einführung erregte allenthalben die größte Erbitterung; zahlreiche Schmähschriften, Schandgemälde, aufrührische Reden entflammten die Wuth des lutherischen Volkes „wider die neue Aufrichtung des Papstthums.“ Wie der Papst, so galt nun auch der Kaiser den Protestanten als Antichrist. Vor allen zeichnete sich die Stadt Magdeburg, die sich seit dem schmalkaldischen Kriege noch nicht unterworfen hatte, durch wüthenden Haß gegen das Interim und dessen Urheber aus; daher wurde die bereits 1547 gegen sie ausgesprochene Acht erneuert, und der Churfürst Moritz auf einem andern Reichstage zu Augsburg (1550) zum Vollstrecker derselben ernannt.

Dieser Fürst nahm das Interim für seine Lande nicht geradezu an, sondern ließ sich erst von seinen Theologen, unter denen Melancthon der vornehmste war, Gutachten darüber ausstellen, wieviel von demselben ohne Verletzung des Gewissens angenommen werden könne. Sie erklärten, daß man die darin enthaltenen *Adiaphora*, d. h. solche an sich gleichgültige oder Mittel-

dinge, wie die gottesdienstlichen Gebräuche und Ceremonien wären, sich gefallen lassen, und einführen könne. Es wurde daher für die chursächsischen Lande (22. December 1548) eine neue Kirchenordnung — auch das Leipziger Interim genannt — publicirt, worin die meisten den äußern Cultus betreffenden Vorschriften des Augsburger Interims enthalten waren. Das wichtigste war die Annahme der früher verworfenen Sacramente der Firmung und der letzten Oelung. Doch wurde der Betsatz gemacht, daß die protestantischen Bischöfe, deren Jurisdiction wieder anerkannt werden sollte, ihre Bestimmung zu diesen und den übrigen Lehrbestimmungen geben müßten.

II. Im Jahre 1549 hatte der Papst Paul III. dem Cardinal del Monte befohlen, die zu Bologna befindlichen Väter zu entlassen, und zu erklären, daß er die Unterbrechung des Conciliums wünsche. Er starb bald darauf, und nun folgte ihm 1550 eben der Cardinal del Monte, unter dem Namen Julius III. Sowohl die Aufforderungen des Kaisers, als sein eigener im Conclave geleisteter Schwur bestimmten ihn, die Kirchenversammlung wieder aufzunehmen. Er ernannte den Cardinal Crescentio zu seinem Legaten und Präsidenten des Concils, das am 1. May 1551 wieder zu Trient mit der eilften Sitzung eröffnet wurde. Diese Wiedereröffnung erweckte in Carln neue Hoffnung, daß auf diesem Wege eine Ausöhnung der Protestanten mit der Kirche erreicht werden möchte; denn daß das Interim das Mittel dazu nicht sey, davon hatte ihn der Erfolg belehrt. Schon auf dem neuen Reichstage zu Augsburg im Jahr 1550 hatte er daher an die Protestanten das wiederholte Begehren gestellt, auf dem erneuerten Concilium zu erscheinen. Wirklich kamen von ihrer Seite Botschafter dahin, namentlich vom Churfürsten von Brandenburg, vom Churfürsten von Sachsen, vom Herzoge von Würtemberg, und von mehreren Reichstädten.

Allein schon ihre vorläufigen Forderungen — sie verlangten unter anderm die wiederholte Untersuchung der, bereits entschiedenen Lehren, und zwar bloß nach der heiligen Schrift, mit Ausschließung der Tradition und der Entscheidungen der frühern allgemeinen Concilien, also die Umstoßung des ganzen katholischen Lehrbegriffs — konnten unmöglich genehmigt werden, und so war an eine Einigung nicht zu denken. Auch nahmen unterdessen die deutschen Angelegenheiten eine ganz andere, völlig unerwartete Wendung.

18.

Krieg des Churfürsten Moriz von Sachsen gegen den Kaiser. Passauer-Vertrag.

I. Seit der Auflösung des schmalkaldischen Bundes war die kaiserliche Macht in Deutschland wieder zu einigem Ansehen gelangt, und stark genug geworden, um den Unabhängigkeits Sinn mehrerer deutscher Fürsten zu beunruhigen. Der Churfürst Moriz, der dem Kaiser seine Erhebung verdankte, beschloß, diese Macht wieder zu brechen, und indem er der protestantischen Parthey in seiner Person wieder ein Oberhaupt gab, seine eigene Macht zu erweitern. Den Vorwand zu einem Angriffe auf seinen Wohlthäter bot ihm vorzüglich die dauernde Gefangenschaft seines Schwiegervaters, des Landgrafen Philipp von Hessen, dar. Unfehlbar hatte er es selbst dahin eingeleitet, daß ihm die Achtsvollziehung gegen Magdeburg aufgetragen, und auch ansehnliche Geldsummen vom Kaiser dazu bewilliget wurden; denn dadurch bekam er die Veranlassung und die Mittel, ohne Aufsehen ein mächtiges Kriegsheer zu sammeln. Mit der Belagerung der Stadt zauderte er vom October 1550 bis zum November 1551. Unterdessen schloß er, in Vereinigung mit dem Landgrafen Wilhelm von Hessen, ältestem Sohne des gefangenen Landgrafen, und mit Markgraf Johann Albrecht von Brandenburg = Culmbach, am 5.

October ein geheimes Bündniß mit dem Könige Heinrich II. von Frankreich, Franzens Sohne. In demselben trat er, der eben jetzt als Retter der deutschen Freyheit auftreten wollte, die alten deutschen Reichsstädte, wo die deutsche Sprache nicht geredet ward, Metz, Loul und Verdun, als wenn sie sein Eigenthum wären, an Frankreich ab, und gab die Zusicherung, daß bey der nächsten Kaiserwahl der französische König vor allen andern gewählt werden sollte. Zugleich nahm er den vom Kaiser in die Acht erklärten württembergischen Obersten, Hans von Heydeck, in seine Dienste. Solche Zeichen blieben indeß nicht unbemerkt, und viele warnten den Kaiser, der sich, um dem Concilium näher zu seyn, nach Innsbruck begeben hatte. Carl aber hielt in seinem Vertrauen gegen den Mann, den er erprobt zu haben glaubte, unerschütterlich fest, und erwiderte nur: „Da er weder Moriz noch dem Markgrafen Albrecht seines Wissens irgend eine Ursache dazu gegeben, sondern vielmehr beyde mit trefflichen großen Gnaden und Gutthaten bedacht, so könne er sich einer solchen Undankbarkeit gar nicht versehen. Moriz habe auch durch seine Schriften und Gesandte, die er täglich an dem kaiserlichen Hofe gehabt, nicht den geringsten Widerwillen oder eingeß Mißtrauen an den Tag gelegt. Auch Markgraf Albrecht habe um eben die Zeit wegen einiger seiner Angelegenheiten den Kaiser viel eifriger und stattlicher, als hievor jemals von ihm geschehen, durch Schriften und Gesandte ersucht, habe auch von ihm in denselben ganz gnädigen richtigen, guten Bescheid zu seinem vollständigen Genügen und Gefallen erhalten. Er könne darum nichts anders vermuthen, als daß dem Ruhme gemäß, den die deutsche Nation in Ansehung der Aufrichtigkeit und Treue von jeher gehabt, Wort und Werk mit einander übereinstimmten.“

II. Vier Wochen nach Morizens Vertrag mit dem Könige von Frankreich schloß Heydeck im Namen Mori-

gens mit Magdeburg eine Capitulation, gemäß welcher die Stadt sich zwar auf Gnade und Ungnade ergeben und eine Geldstrafe erlegen, jedoch alle bisher gehabten Privilegien und Freyheiten behalten sollte (6. Nov. 1551). Moriz, der die Stadt zu seinem Waffenplatz machen wollte, nahm von ihr Besitz, und die Bürgerschaft mußte sich verpflichten, ihn so lange als ihren Herrn zu erkennen, bis sie vom Kaiser und von ihm an einen andern gewiesen würde. Zugleich fuhr er fort durch Schreiben und Gesandte, durch Vernachrichtung seiner Reise nach Innsbruck, und durch andere Mittel den Kaiser zu täuschen, bis er im März 1552 mit seinen Völkern rasch in Franken einfiel und hessische Hülfe, so wie die des Markgrafen Albrecht, an sich zog. Beyde erließen eine öffentliche Erklärung gegen den Kaiser, worin sie ihren Aufstand zu rechtfertigen suchten. Moriz insbesondere beschwerte sich über das, was bisher in Religions-sachen vorgegangen, über die noch immer fortdauernde Gefangenschaft des Landgrafen, hauptsächlich aber über verschiedene Eingriffe des Kaisers in die Freyheit von Deutschland, indem derselbe nur Willens sey, die deutschen Stände in eine unerträgliche, viehische, erbliche Knechtschaft zu bringen; daher die Nachkommen, wenn man nicht diesen einreißenden Strom aufhielte, eine gerechte Ursache haben würden, die Feigheit und Nachlässigkeit gegenwärtiger Zeiten zu verabschonen, in welchen die Freyheit des Vaterlandes, als das edelste Kleinod desselben, verloren gegangen wäre.“ Carl antwortete: „Die ihm gemachten Vorwürfe seyen dermassen beschaffen, daß sie keiner besondern Ablehnung bedürften, sondern zum Theil vorhin erlediget, oder sonst so kindisch, los und ungereimt seyen, daß sie den Ungrund und Unbeständigkeit selbst mit sich brächten, und den Unfug derjenigen, so sie erdichtet, genugsamlich an den Tag gäben.“ Zugleich machte er aufmerksam auf die gegen andere Stände gleich im Anfange ihres Krieges ausgeüb-

ten Gewaltthatigkeiten, woraus sich jedermann überzeugen könnte, was man sich wegen der Reichsfreyheit von ihnen versprechen dürfe. Wirklich ward der Markgraf bald eine fürchterliche Geißel für diejenigen, deren Retter er seyn wollte, indem er überall auf dem flachen Lande sengte und brennte, und um dieses ungehindert thun zu können, sich sogar vom Churfürsten absonderte. Dieser, nachdem er Augsburg zur Uebergabe und andere oberländische Städte zu Geldbeyträgen genöthiget hatte, begab sich nach Linz, um seinem, dem Könige Ferdinand gemachten, Versprechen gemäß den Frieden zu unterhandeln; und als hier nichts zu Stande kam, ward beschlossen, daß man am 26. May zu Passau auf das neue nebst mehrern Churfürsten und Fürsten zusammen kommen wolle: bis dahin soll friedlicher Anstand seyn. Dessen ungeachtet brach Moritz plötzlich mit seinem Heere gegen Tyrol auf, um wo möglich den Kaiser zu überfallen. Er zog so schnell, daß er eher kam, als sein Ruf. Ein unbeträchtliches Corps kaiserlicher Truppen wurde von ihm leicht zerstreut, und die Ehrenberger-Clause gerieth durch Sturm in seine Hände (19. May 1552); und hätte ihn nicht eine Meuterey in einem seiner Fähnlein aufgehalten, so würde er sogar den Kaiser in Innsbruck noch gefunden haben. Erst in der Nacht vom 20. auf den 21. May war dieser im schrecklichsten Regenwetter nach Trient entflohen; er selbst, seiner Krankheit wegen, in einer Sänfte; sein Bruder Ferdinand, der (am Tage vorher in Freyheit gesetzte) Churfürst Johann Friedrich, der Landgraf Philipp und der übrige Hofstaat zu Pferde, manche sogar zu Fuß. Diener mit Fackeln mußten durch die engen Pässe in den Tyroler Bergen den Weg erleuchten. Nach wenig Stunden Rast in Trient ging die Reise durch rauhe Gebirge weiter, nach dem Flecken Villach in Kärnthen; die Väter des Conciliums von Trient waren gleich beym Anfange des Krieges auseinander gegangen. Moritz aber,

da er Innsbruck (18. May) leer fand, zog wieder zurück, nachdem er die kaiserliche Beute unter seine Schaaren vertheilt hatte, und begab sich zu der Fürstenversammlung nach Passau.

III. Bey dieser Versammlung waren nebst den Gesandten des Kaisers zugegen: der König Ferdinand, der Erzbischof von Salzburg, die Bischöfe von Eichstätt und Passau, Herzog Albrecht von Bayern, und die Gesandten aller Churfürsten, wie auch des Bischofs von Würzburg, des Markgrafen von Brandenburg-Cüstrin, der Herzoge von Braunschweig-Wolfenbüttel, Jülich, Pommern und Württemberg. Der Churfürst Moriz und der französische Gesandte sprachen gleich anfangs nur von den Beschwerden gegen des Kaisers Eingriffe in die deutsche Freyheit. Dazu kam, daß der König Heinrich, der ebenfalls nichts als Reichsfreyheit im Munde führte, sich indessen, dem geheimen Vertrage mit Moriz gemäß, der Städte und Bisthümer Metz, Toul und Verdun bemächtigt hatte, und bis an den Rhein vorgebrungen war. Auf der andern Seite war bereits Temeswar an die Türken verloren gegangen, und man mußte besorgen, daß sie ganz Siebenbürgen, welches Ferdinand erst an sich gebracht, erobern würden. So gewann es das Ansehen, als wenn — wie Carl sich ausdrückte, als ihm Briefe des in Ungarn commandirenden Pascha's an die Fürsten in die Hände fielen — „der Türk und der Franzos mit Hülfe der Verbündeten mit ihren Haufen mitten in Deutschland zusammenstoßen, und dasselbe untereinander theilen, oder auch vielleicht darum mit einander raufen wollten.“ Unter solchen Umständen, und auf das besondere Zudringen des Königs Ferdinand, willigte Carl in den Frieden, so daß am 31. July 1552 der sogenannte Passauer Vertrag zu Stande kam, der dann am 2. August unterschrieben und bekannt gemacht wurde. Vermöge desselben sollte der Churfürst und seine Mitverbündeten von allen Thätlichkeiten abstehen, und

ihre Völker beurlauben oder dem Könige Ferdinand überlassen; der Landgraf sollte seine zu Halle aufgerichtete Capitulation zwar halten, dagegen aber auf freyen Fuß gesetzt werden; innerhalb eines Jahres sollte ein Reichstag gehalten werden, um zu erwägen, wie dem Zwiespalte in der Religion abzuhelpen sey, bis dahin aber kein Stand des Reiches den andern wegen der Religion gewaltthätig überziehen; die gegen den Kaiser geführten Beschwerden sollten auf dem nächsten Reichstage erlediget werden. Nach dem Abschlusse dieses Vertrags entließ Moriz alle fremden Kriegshaufen, und zog mit den seinigen nach Ungarn; Philipp von Hessen aber, den die lange Gefangenschaft Friedfertigkeit gelehrt hatte, kehrte zu seinen Kindern und Untertanen zurück.

19.

Fünfter Krieg mit Frankreich. Markgraf Albrecht von Brandenburg-Culmbach. Convent der Protestanten zu Raumburg.

I. Der Kaiser, der indeß aus Italien und Ungarn ein Heer von 66.000 Mann gesammelt hatte, zog noch im Herbst dieses Jahres damit gegen den französischen König. So schwach und krank er war, folgte er doch in einer Sänfte dem Heere, und befehligte es bey der Belagerung von Metz. Allein die feste Stadt vertheidigte sich sehr hartnäckig; und so beharrlich auch der Kaiser und sein Heer sich zeigten; so mußten sie doch endlich, nachdem über 25.000 Mann verloren waren, der Härte des Winters weichen. Mißmuthig begab sich Carl (1. Jänner 1553) nach den Niederlanden, und traf die Vorbereitungen zum nächsten Feldzuge. Allein dieser, so wie die beyden folgenden (1554 und 1555) entschieden nichts zwischen den beyden Völkern; die Franzosen verschlossen sich in ihren Festungen, während Carl sie gerne im offenen Felde getroffen hätte, und der Krieg bestand

nur in Verheerung der Grenzländer. Den 5. Februar 1556 wurde endlich zu Baucelles ein fünfjähriger Stillstand geschlossen, nach welchem die Sachen im damaligen Zustande blieben.

II. In Deutschland hatte der Passauer-Vertrag eine glückliche Ruhe gestiftet; nur Ein Mann ließ es nicht ganz zum Genusse derselben gelangen: der unruhige Markgraf Albrecht von Brandenburg-Culmbach. Mit unerhörter Keckheit setzte er den Räuberkrieg gegen die Bisthümer und mehrere Städte fort; und da keine Abmahnungen des Kammergerichtes fruchteten, verband sich auf dessen Anordnung der Churfürst Moriz mit dem Herzoge Heinrich von Braunschweig, und beyde griffen den Markgrafen bey Sivershausen auf der Lüneburger Heide in Niedersachsen an (9. July 1553). Das Treffen war blutig. Der Markgraf wurde geschlagen; aber zwey Söhne des Herzogs von Braunschweig, ein Prinz von Lüneburg, 14 Grafen und beynahe 300 Edelleute blieben auf dem Schlachtfelde, und auch Moriz von Sachsen wurde tödtlich verwundet. Zwey Tage darauf starb er, im 33sten Jahre seines Alters, ohne Nachkommen. Ihm folgte in der Chur Sachsen sein Bruder August. Zwar meldete sich auch der gewesene Churfürst Johann Friedrich; er wurde aber abgewiesen, und verglich sich in einem Vertrage von Naumburg (24. Februar 1554) mit August dahin, daß ihm dieser noch die Ämter Altenburg, Sachsenburg, Herbisleben und Eisenberg abtrat. Schon nach sieben Tagen starb Johann Friedrich mit Hinterlassung dreier Söhne (3. März 1554).

Der unruhige Markgraf Albrecht, in welchem das Faustrecht in seiner ganzen verderblichen Gestalt wieder aufgelebt war, ängstigte die deutschen Länder auch noch nach der verlorenen Schlacht. Gänzlich in die Enge getrieben, und von dem Reichskammergerichte in die Acht erklärt, wandte er sich endlich (1. December 1554) an den Hof des Königs von Frankreich, kam nach zwey

Jahren wieder zurück, und starb während der Vergleichs-
verhandlungen (8. Januar 1557).

III. Der fortdauernde Krieg mit Frankreich und die innere Zerrüttung Deutschlands verzögerten den zu Passau beschlossenen Reichstag. Da nun die Meinungen der protestantischen Theologen sowohl hinsichtlich des Interims, als hinsichtlich der Lehre von der Rechtfertigung so sehr getheilt waren, daß sich besorgen ließ, sie würden, wenn man sie Behufs einer Verhandlung mit den Katholischen zusammenbrächte, vor denselben unter einander in den heftigsten Zank gerathen: so wurde im May 1554 von dem neuen Churfürsten August ein Convent zu Raumburg an der Saale veranlaßt, auf welchem alles Streitige verglichen, und die dem Kaiser auf dem Reichstage wegen neuer, die Religion betreffender Anträge, zu ertheilende Antwort berathen werden sollte. Auch Melancthon kam zu diesem Convente, und auf demselben vereinigte man sich zu mehreren Beschlüssen über Kirchenlehre, Gottesdienst und Kirchenverfassung. Die merkwürdigsten derselben waren, daß man dem Kaiser, wenn er die Wiederannahme der päpstlichen Lehre oder des Interims verlangen sollte, solche klar und ausdrücklich abschlage, unter Berufung auf die Augsburgerische Confession, bey welcher man durch Gottes Gnade verbleiben wolle; und daß „statt der Bischöfe die Landesfürsten in ihren eigenen Kirchen christliche Einigkeit erhalten, und also allen Fleiß thun sollten, daß rechte Lehre in Kirchen geprediget werde, und daß Consistorien seyen zur Strafe der Untugend und zur Erhaltung ehrlicher Zucht und Einigkeit — wie in den Psalmen (23, 7) geschrieben steht: *Deffnet, ihr Fürsten, eure Thore*; und wie Isaias (49, 23) spricht: *die Könige sollen der Kirche Nährer seyn*; wie auch christliche Fürsten selbst wissen und verstehen, daß dieser hohe Gottesdienst in ihr Amt gehöre.“

20.

Reichstag zu Augsburg 1555. Religions-
friede.

I. Am 29. December 1554 kam König Ferdinand, welchem der Kaiser die Unterhandlung mit den Protestanten mit uneingeschränkter Vollmacht übertragen hatte, zu dem beschlossenen Reichstag nach Augsburg. Da er aber keine Reichsstände fand, mußte er erst Schreiben und Botschafter aussenden, dieselben herbey zu holen. »Er selbst habe mit großem Nachtheile und großer Beschwerlichkeit sein Land verlassen, und sey hieher gekommen, mit ihnen zu rathschlagen und dem betrübten Deutschland zum Besten heilsame und nothwendige Entschlüsse zu fassen. Sie sollten also selbst entscheiden, weil die Wichtigkeit des Gegenstandes durchaus ihre persönliche Gegenwart fordere.« Dieß fruchtete wenigstens so viel, daß von den Meisten Abgeordnete sich einfanden. In Person erschienen nur vier Bischöfe und mehrere Aebte, von weltlichen Fürsten nur die Herzoge von Bayern, von Württemberg, von Savoyen, und die Markgrafen von Baden. Am 5. Februar 1555 wurde endlich von Ferdinand der Reichstag eröffnet. Die Ueberzeugung war indeß allgemein geworden, daß, für jetzt wenigstens, die Religionsspaltung durch ein Concilium oder durch Religionsgespräche nicht gehoben werden könne; daher war zum ersten Mal auf diesem Reichstage nicht mehr die Rede von den Mitteln, die Religionsparteyen zu vereinigen, sondern von den Mitteln, eine gesetzhche Ordnung im Reiche auch bey fortwauernder Verschiedenheit der Religionen festzustellen.

II. Nach achtmonatlichen Verhandlungen kam der Religionsfriede zu Stande (26. Sept. 1555), welcher fortwährend in Kraft bleiben sollte, wenn auch ein Vergleich über die Religion selbst nie erreicht würde. — Die meiste Schwierigkeit hatte der sogenannte »geistliche Vorbehalt« gemacht, nach welchem die geistlichen Reichsstände, Bischöfe, Aebte und Capitel, wenn sie zur pro-

testantischen Religion übergingen, ihre bisherige Würde verlieren sollten. Dieser Forderung, welche die Katholiken nicht aufgeben konnten, ohne die wesentlichsten Grundsätze ihres Kirchensystems aufzuopfern, widersetzten sich die Protestanten aufs hartnäckigste, bis man sich dahin vereinigte, daß König Ferdinand aus kaiserlicher Machtvollkommenheit den geistlichen Vorbehalt, aber auch zugleich die Protestation der Gegenpartey in den Frieden einrücken ließ. Dieselbe Auskunft traf man nun auch bey der zweyten Hauptschwierigkeit. Die Protestanten nämlich, welche sich bey allen frühern Religions-Verhandlungen geweigert hatten, ihren Unterthanen die Ausübung der katholischen Religion zu gestatten, verlangten jetzt von den katholischen Ständen eine solche Freystellung der Religion. Der Streit wurde dadurch beygelegt, daß Ferdinand in einem Nebenabschied erklärte: die mittelbaren Stände und die Gemeinheiten unter geistlicher Herrschaft, welche seit langer Zeit der lutherischen Religion zugethan gewesen, sie auch noch gegenwärtig ausübten, sollten bey diesem Glauben ungekränkt gelassen werden. Aber auch hier wurde beygefügt, daß die Stände sich darüber nicht hätten vergleichen können. — Die übrigen Hauptpuncte des Religionsfriedens waren: „Die Reichsstände von der alten Kirche und von der augsbургischen Confession sollten völlig gleiche Freyheit genießen, und in der Uebung der Religion einander nicht beeinträchtigen. Auch sollte den Unterthanen beyder Parteyen, welche des Glaubens wegen auswandern wollten, der Ab- und Zuzug und der Verkauf ihrer Habe gestattet seyn. Die von den Protestanten eingezogenen katholischen Kirchengüter sollten in diesem Frieden mitbegriffen seyn. Die geistliche Gerichtsbarkeit der Bischöfe über die Protestanten sollte bis zum künftigen Vergleich der Religion suspendirt bleiben. In den Reichsstädten, wo beyde Religionen bisher in Uebung gewesen, sollten sie auch hinfort ungeschmälert neben einander bestehen. Endlich sollte auch die unmittelbare Ritterschaft, gleich

den Reichsständen, in diesen Frieden eingeschlossen seyn.^a Dadurch schien nun die Ruhe auf lange Zeit hergestellt.

III. Außer diesem Religionsfrieden wurde auf dem Reichstage eine Reichs-Executions-Ordnung zur Handhabung des Landfriedens aufgestellt, durch welche die Kreis-Verfassung eine fast ganz neue und vollkommnere Einrichtung erhielt. Und da die Augsburger Confessions-Verwandten durch den Religionsfrieden gleiche Rechte mit den Katholiken erhalten hatten: so wurde die letzte Kammergerichts-Ordnung von neuem durchgesehen, nach dem Gutachten der Stände umgeändert, und in dieser verbesserten Form zugleich mit dem Reichsabschiede bekannt gemacht. Darin wurde die Verordnung wegen der Religion der Kammergerichts-Personen dahin abgeändert, daß künftig Kammerrichter und Beysitzer, wie alle andere Personen des Kammergerichts, von beyden, der alten Religion und der augsburgischen Confession, präsentirt und geordnet werden möchten.

21.

Carls Abdankung und Tod.

I. Durch den Religionsfrieden war nun die Trennung der Religionsparteyen in Deutschland auch politisch festgesetzt. Carl, welcher einen großen Theil seines Lebens und seiner Kräfte an ihre Wiedervereinigung gewendet hatte, konnte an solchem Zustande der Dinge keine Freude haben. Der Krieg gegen Frankreich wollte gleichfalls keinen erwünschten Fortgang nehmen; Carl hatte es noch zuletzt erleben müssen, wie das fremde Volk, auf Einladung der vorgeblichen Kämpfer für deutsche Freyheit, sich in die deutschen Angelegenheiten gemischt hatte, und sein Geist sah voraus, welchen Einfluß diese ihm verhasste Regierung überhaupt auf Europa gewinnen werde, wenn die Macht des spanisch-österreichischen Hauses wieder getrennt sey, die unter ihm vereinigt kaum das ehrgeizige

Volk in seinen Schranken gehalten hatte. So lagen die großen Entwürfe seines kühnen Geistes unvollendet oder in Trümmern vor ihm; je heißer sein Eifer gewesen war, desto heftiger mußte jetzt der Ueberdruß an weltlichen Handeln in seiner Seele werden, zumal da sein Körper immer mehr durch eine böse Krankheit zerrüttet wurde. Das Land, worauf er am meisten mit Freude blicken konnte und in welchem sein Leben eine wohlthätige Spur zurückließ, Spanien, hatte schon an seinem Sohne Philipp einen Verwalter gefunden, der das öffentliche Vertrauen besaß. So wurde Carl's Gedanke, seine Kronen niederzulegen und in die Einsamkeit eines klösterlichen Lebens einzutreten, zum festen Entschluß.

II. Im Herbst 1555 ließ er seinen Sohn Philipp, den er vor kurzem mit der englischen Königin Maria vermählt hatte, nach Brüssel kommen, und vollzog am 25. October die feyerliche Uebergabe der Niederlande an denselben. Er selbst hielt eine so rührende Rede an seinen Sohn, daß die ganze große Versammlung zu Thränen bewegt wurde. Er betheuerte, „wie er seit seinem siebenzehnten Jahre alle Gedanken allein auf die ruhmvolle Regierung seiner Reiche gewendet, wie er überall mit eigenen Augen zu sehen gesucht habe, und wie daher seine Regierung eine stete Pilgerschaft gewesen sey. Neunmal habe er Deutschland, sechsmal Spanien, viermal Frankreich, siebenmal Italien, und zehnmal die Niederlande besucht; zweymal sey er in England und eben so oft in Afrika gewesen, und habe überhaupt elf Seereisen gemacht. Jetzt ermahne ihn sein hinfälliger Leib, sich aus dem Gewühl der irdischen Geschäfte zu entfernen, und ihre Last auf jüngere Schultern zu legen. Habe er während seiner vielen Anstrengung etwas Wichtiges versäumt oder nicht recht gemacht: so bitte er alle, die dadurch gekränkt worden, recht herzlich um Verzeihung. Er selber werde seiner treuen Niederländer bis an sein Ende in Liebe gedenken, und Gott für ihre Wohlfahrt ansehn.“ Dann wandte

er sich an seinen Sohn, der sich auf ein Knie niederließ und seine Hand küßte, und ermahnte ihn mit den dringendsten Worten zu einer ruhmwürdigen und gerechten Regierung. Zuletzt sank er athemlos in den Sessel zurück. — Im Januar des folgenden Jahres 1558 geschah zu Brüssel eben so feyerlich die Abtretung von Spanien und Neapel an seinen Sohn, und im August die der deutschen Regierung an seinen Bruder Ferdinand.

III. Am 17. September schiffte sich Carl mit seinen beyden Schwestern nach Spanien ein, und behielt sie bey sich, bis er nach Valladolid kam. Dann mußten auch sie ihn verlassen, und einsam kehrte er in eine kleine Wohnung bey dem Hieronymitaner-Kloster St. Juste in Estremadura ein, welche er für sich hatte erbauen lassen. Hier lebte er nun, fern von aller weltlichen Gesellschaft zwey einsame Jahre lang. Seine Stunden waren getheilt zwischen Andachtsübungen und künstlichen Handarbeiten*). Endlich kurz vor seinem Tode ließ er, um die Entsagung des Lebens und die Ertödtung alles Sinnlichen in dem schauerlichsten Bilde zu seern, sein eigenes Leichenbegängniß halten. Die Mönche des nahen Klosters mußten ihn in Procession im offenen Sarge in die Kirche tragen, und das Todten-Officium für ihn betten. Bald darauf starb er wirklich, den 21. September 1558, im 59ten Jahre seines Alters.

Carl war in seiner Jugend und ehe Krankheit ihn

*) Besonders gern verfertigte Carl Uhren. Einst, so erzählt man, hatte er zwey Uhren, sehr kunstreich und sorgfältig gearbeitet, zusammengestellt, und versuchte, sie ganz gleich gehen zu machen. Oft glaubte er, das Ziel erreicht zu haben; aber immer wieder ging die eine zu früh, die andere zu spät. Da rief er endlich aus: „Nicht einmal zwey Uhren, die meiner Hände Werk sind, kann ich zur völligen Einstimmung nach Einem Gesetze bringen; und ich Thor wähnte, so viele Völker, die unter einem andern Himmel wohnen und andere Sprachen reden, wie ein Uhrwerk regieren zu können!“

bengte, ein schöner stattlicher Mann, von ernsthaftem, majestätischem Ansehen. Er redete wenig, und Lachen zeigte sich selten auf seinem Gesichte, das von blasser Farbe war. Seine Haare waren hell und seine Augen blau; der Wuchs des Körpers zeugte von Kraft. In allem drückte sich eine Mischung der niederländischen mit der spanischen Natur aus. — Zwey vorzügliche Eigenschaften eines starken Geistes hatte er: er ertrug es, daß man mit der größten Freymüthigkeit ihn auf die begangenen Fehler aufmerksam machte, und er begte nie über den Ruhm seiner Staatsmänner und Feldherrn kleinliche Eifersucht. — Von dem Außerordentlichen in ihm legt die Achtung seines ganzen Zeitalters das beste Zeugniß ab, und selbst die, welche zu der entgegengesetzten Partey gehörten, haben nie von ihm kleinlich geredet.

22.

Stiftung der Gesellschaft Jesu.

Während der Regierungszeit Kaiser Karls V. wurden in der Kirche Christi mehrere neue Orden errichtet, unter denen besonders die von dem heiligen Ignatius von Loyola gestiftete Gesellschaft Jesu durch ihre erfolgreichen Bemühungen für das Wohl der Menschheit überhaupt und für die Erhaltung und Ausbreitung der katholischen Religion insbesondere zu einer Zeit, wo gegen diese ein so heftiger Vertilgungskrieg geführt wurde, universalhistorische Wichtigkeit erhalten hat.

I. Ignatius, der Sohn hochadeliger und sehr angesehener Aeltern, war geboren im J. 1491 auf dem Schlosse Loyola in der spanischen Provinz Guipuscoa. Sein Vater schickte ihn als Edelknaben an den Hof, und ließ ihn zugleich in der Kriegswissenschaft unterrichten, zu welcher Ignaz große Neigung hatte. Als die von ihm ersehnte Zeit kam, wo er in den Waffendienst eintreten konnte, wetteiferte er mit allen seinen Waffengenossen in Erpro-

hung des Muthes und der Ausdauer in den Beschwern, die das Kriegshandwerk mit sich führt. Besonders erwarb er sich großen Ruhm bey der Einnahme der Stadt Rajara an der Grenze der spanischen Provinz Biscaya. Mit seinem Kriegsmuthe verband er noch andere gute Eigenschaften, namentlich einen großen Abscheu gegen das Spiel, eine vorzügliche Geschicklichkeit, die Zänkereyen unter den Soldaten bezulegen, und eine seltene Uneigennützigkeit, so daß er nach erfochtenem Siege immer auf die Beute Verzicht leistete.

In einem Kriege zwischen Spanien und Frankreich fielen die Franzosen in Navarra ein, und belagerten Pampelona. Ignaz, damals in seinem 29sten Jahre, war in der Festung gelassen worden, nicht als Befehlshaber, sondern um die Besatzung durch sein Beyspiel zum Muth anzufeuern. Doch ungeachtet aller seiner Bemühungen wurden die Franzosen Sieger, und bey Erstürmung der Burg ward Ignatius durch einen Stückschuß an beyden Beinen schwer verwundet. Die Franzosen, die seine Tapferkeit bewunderten, behandelten ihn mit Großmuth und ließen ihn auf sein älterliches Schloß bringen, das nicht fern von Pampelona lag. Während seiner Heilung las Ignaz, bey Ermangelung anderer Bücher, das Leben Christi und der Heiligen, und diese Lesung machte auf ihn nach und nach einen solchen Eindruck, daß er zu dem Entschlusse begeistert ward, sein ganzes Leben dem unmittelbaren Dienste Gottes zu widmen. Er verpflichtete sich dazu durch ein Gelübde, das er in der Wallfahrtskirche zu Montserrat ablegte, ging dann bettelnd und fastend nach Manresa, wo er ein Jahr lang mit aller Demuth und Liebe die Kranken des Hospitals pflegte, und unternahm hierauf im Jahre 1523 eine Pilgerfahrt nach Jerusalem.

Nach seiner Rückkehr erlernte Ignaz, 33 Jahre alt, zu Barcelona mit den Knaben in der Schule die lateinische Grammatik, studirte dann Philosophie und Theologie auf

den Universitäten Alcalá und Salamanca, und seit 1528 zu Paris. Hier war es auch, wo er im Jahre 1534 durch die Verbindung mit sechs gleichgesinnten Männern aus Spanien, Portugal und Savoyen den Grund zu seinem Orden legte. Es waren: Peter Faber (Lefevre), Franz Xaver, Jakob Lainez, Alphons Salmeron, Simon Rodriguez und Alphons Bobadilla. Die sieben Freunde gelobten in der Kirche des Klosters Montmartre bey Paris am Feste der Himmelfahrt Mariä, daß sie mit Aufgebung alles Eigenthums zur Bekehrung der Ungläubigen nach dem heiligen Lande reisen, oder wenn sie daran verhindert würden, sich dem Papste zur Verwendung im Dienste der Kirche anbieten wollten. Bald schlossen sich noch drey andere, Claudius Jayus (le Jay), Johannes Caudüre und Pascal Broet, an die Genossenschaft an.

Ein Krieg, welcher zwischen den Türken und Venedigern ausbrach, verschloß ihnen den Weg nach Palästina; sie widmeten sich daher zu Venedig (wo diejenigen von ihnen, welche noch nicht Priester waren, mit päpstlicher Erlaubniß die heiligen Weihen erhielten) und im Gebiete der Republik dem Predigtamte und der Krankenpflege. Ignaz aber ging im Jahre 1538 mit Faber und Lainez, denen bald auch die Uebrigen folgten, nach Rom; und hier faßte er den Entschluß, den neuen religiösen Orden zu stiften. Mit Bewilligung des Papstes Pius IV. entwarf er dafür die Grundsätze und Regeln, und erlangte, daß derselbe und seine Einrichtung unter dem von ihm gewünschten Namen der Gesellschaft Jesu im Jahre 1540 die päpstliche Bestätigung erhielt.

II. Ignaz wurde nun von seinen Genossen, ungeachtet seines Widerstrebens, zum ersten Vorsteher und General des neuen Ordens gewählt; und er sandte dieselben sogleich nach verschiedenen Ländern aus, während er zu Rom das Ganze leitete. Rodriguez ging nach Portugal, und gründete schon 1542 ein Collegium zu Coimbra; Xaver stiftete eines zu Goa in Ostindien. Faber ging nach Deutschland,

wo Petrus Canisius aus Nimwegen der erste Deutsche in den Orden trat; Lainez, Jajus und Bobadilla nebst andern vertheilten sich in den Provinzen Italiens.

Eine besondere väterliche Sorge widmete Ignatius unserm deutschen Vaterlande, welches damals in großer Gefahr stand, vom wahren Glauben gänzlich abzufallen. Nicht nur brachte er selbst für das Heil und die Rettung desselben viel Gebeth, viele Bußwerke und heilige Messopfer dar, sondern er verordnete auch, daß zu demselben Zwecke jeder Priester der Gesellschaft monatlich einmal die heilige Messe lese. Außerdem stiftete er zu Rom ein eigenes deutsches Collegium, in welchem deutsche Jünglinge, die sich dem geistlichen Stande widmen, in Tugend und Wissenschaft gründlich unterrichtet werden sollten, auf daß sie, nach Beendigung ihrer Studien und erhaltener Priesterweihe in ihr Vaterland zurückkehren, und daselbst, im Verein mit den Priestern des Landes, die katholische Religion vertheidigen, die Irrgläubigen bekehren, und Alle durch Unterricht in der gesunden Lehre und durch ein gutes Beyspiel zu einem frommen und tugendsamen Lebenswandel anleiten möchten. Auch schickte er aus seinem Orden mehrere wahrhaft apostolische Männer nach Cöln, Mainz, Ingolstadt und andere Städte, wo sie mit größtem Eifer und bestem Erfolge in ihrem heiligen Berufe arbeiteten.

Unterdessen war auch Ignatius zu Rom eben so thätig, und scheute keine Gefahr, wo es sich um die Ehre Gottes und das Heil einer Seele handelte. Sein ganzes Leben war ein steter Erweis der in seinem Herzen herrschenden Liebe Gottes und des Nächsten. Zugleich sehnte er sich aber auch mit dem größten Verlangen, Gott im Himmel zu schauen, so daß die Erinnerung an die Seligkeit bey Gott ihm häufige Freudenthränen entlockte, und er öfters ausrief: „Wie eckelt die Welt mich an, wenn ich den Himmel betrachte!“ Seine Sehnsucht wurde im 65ten Jahre seines Lebens gestillt, wo er am 31. July

1556 nach Sonnenanfgang mit gen Himmel erhobenen Augen und Händen in die selige Ewigkeit hinüber ging. Zahlreiche Wunderwirkungen bezeugten nach seinem Tode seine Heiligkeit, die auch vom Papste Gregor XV. im Jahre 1622 feyerlich ausgesprochen ward.

III. Der Zweck des neuen Ordens war enthalten in dem von seinem hl. Stifter aufgestellten Wahlspruche: „Alles zur größern Ehre Gottes!“ und dieser Zweck sollte erreicht werden sowohl durch die eigene vervollkommnung der Ordensglieder, als auch durch die Beförderung des Seelenheils ihrer Mitmenschen mittelst der Unterweisung der Jugend, der Verwaltung des Predigtsamts und Bußsacraments, und der Missionen in den Ländern der Ungläubigen. Die eigentlichen Professoren der Gesellschaft Jesu verpflichteten sich nicht nur zu den drey Gelübden der Armuth, der Keuschheit und des Gehorsams, sondern auch noch zu der Pflicht, überall hinzugehen, wo der Statthalter Christi zur Förderung des Seelenheils sie hinschicken würde, und dieses sogar ohne Unterhaltsmittel, einzig auf Gottes Vorsehung und die Liebe des Nächsten sich verlassend; aus diesen Professoren wurden die Ordensobern, die öffentlichen Lehrer, und die Missionarien genommen. Außer denselben gab es noch geistliche Coadjutoren und Scholastiker, welche nur einfache Gelübde, ohne das vierte, ablegten, und daher aus wichtigen Ursachen wieder entlassen werden konnten.

Der Orden verbreitete sich so schnell, daß er schon bey dem Tode des heiligen Ignatius über tausend Mitglieder in hundert Collegien, Häusern und Residenzen zählte. Besonders beeiferten sich jene Fürsten, denen die Erhaltung der katholischen Religion in ihren Landen, und neben der intellectuellen auch die religiöse und moralische Bildung der studirenden Jugend am Herzen lag. Mitglieder dieses Ordens zu berufen, und ihnen Prediger- und Beichtväter-Stellen in den Residenz- und andern Städten, so wie Lehrstühle an Schulen und Universitäten

anzuvertrauen. Die Verufenen erwarben sich auch bald durch ihre zurückgezogene, höchst einfache Lebensweise, durch ihr geregeltes, erbauliches, feyerliches Wesen im Aeußern, und durch ihre strenge Zucht und Ordnung im Innern das unumschränkste Vertrauen; und alle Volksklassen hatten nur Eine Stimme des Lobes und der Anhänglichkeit für die allverehrten Jesuiten. Dafür ward ihnen aber auch in hohem Grade das ihrer Benennung entsprechende Schicksal zu Theil, von den Feinden der Kirche im Namen der Aufklärung verläumdete, und im Namen der Toleranz verfolgt zu werden. *)

23.

Kaiser Ferdinand I. Schluß des Conciliums von Trient.

I. Die Resignation Carls V. wurde erst im März 1558 auf einem Churfürstentage zu Frankfurt angenommen, und sodann, mit der Uebertragung der kaiserlichen Regierung an Ferdinand (14. März), feyerlich vollzogen. Weil aber seit 27 Jahren die Umstände sich sehr geändert hatten, so beschloß man, die im Jahre 1534

*) Während Carls V. Regierung wurde auch der Orden der barmherzigen Brüder durch den heiligen Johannes von Gott von Monte major el novo in Portugal (geboren 1495, gest. zu Granada den 8. März 1550) gestiftet. Die Ordensmitglieder, auch Brüder der christlichen Liebe genannt, verbanden sich durch besondere Gelübde, den Kranken und Pfrsthafte aller Art ohne Unterschied der Religion beizustehen, und sie, selbst mit Gefahr ihres Lebens, geistig und körperlich zu pflegen. Sie erhielten vom Papste Pius V. im Jahre 1610 die Bestätigung ihres Ordens. Das Institut der barmherzigen Schwestern oder der Töchter der christlichen Liebe, in Frankreich auch von der Farbe ihrer Kleidung „graue Schwestern“ genannt, wurde zu Paris 1634 vom hl. Vincenz von Paulus gegründet.

von Ferdinand beschworne Capitulation zu revidiren, und nach Beschaffenheit der Sachen abzuändern. Ferdinand nahm sie in dieser veränderten Gestalt an, und beschwor sie. Unter den neu eingeschalteten Puncten betraf der wichtigste den Religionsfrieden; ein anderer die Achtsprocesse, wobey nach der Kammergerichts-Ordnung von 1555 verfahren werden sollte. Zur Herstellung des gegenseitigen Vertrauens unter den Churfürsten, das seit Einführung der Reformation sehr gelitten hatte, wurde der Churverein mit mehreren Zusätzen erneuert. — Papst Paul IV. wollte aber von der Abdankung Carls nichts wissen, und verweigerte den Abgesandten Ferdinands den Zutritt; ja er gab ihm sogar einen starken Verweis, daß er den für die wahre Kirche und das Seelenheil vieler höchst schädlichen Religionsfrieden abgeschlossen habe, und drohte sogar mit dem Banne. Allein Ferdinand kehrte sich hieran nicht, und nannte sich nach wie vor „erwählter römischer Kaiser.“ Erst Pius IV. (1559) erkannte den neuen Kaiser in seiner Würde.

II. Wie Ferdinand schon während Carls Regierung ein treues, nur auf Frieden und Gerechtigkeit gewendetes Gemüth gezeigt hatte, so bewährte er es auch als Selbstherrscher in Deutschland. In seinen Handlungen, wie in seinem ganzen Wesen drückte sich eine besondere Güte und eine sanfte Stimmung aller Neigungen aus. Durch viele Erfahrungen war seine natürliche Ruhe und Besonnenheit noch vermehrt; in seinem Worte war unwandelbare Treue, und Arbeit und Thätigkeit waren ihm so sehr Bedürfnis, daß sein Vicekanzler Waldersdorf von ihm schreibt: „Dem Hercules würde man eher die Keule aus den Händen winden, als dem Kaiser die Geschäfte.“

Da Ferdinand mit ganzer Seele dem katholischen Glauben anhing, und daher auch seine Söhne in seinem Testamente auf das dringendste ermahnte, „fest, beständig und beharrlich zu bleiben bey der wahren, alten, christlichen Religion, wie seine Vorfahren, römische Kaiser und

Könige, auch löbliche Fürsten von Oesterreich und Burgund und Könige von Spanien gethan, und dafür von Gott dem Allmächtigen gesegnet worden seyen:" so gab er sich auch alle Mühe, seine Unterthanen in der katholischen Religion zu erhalten, und die Protestanten zu derselben wieder zurückzuführen. Zu dem Ende hatte er schon als König 1554 durch den Jesuiten Petrus Canisius eine „Summa der christlichen Lehre“ verfassen lassen, damit alle, die dieses Buch läsen, mit leichter Mühe die Wahrheit vom Irrthume unterscheiden, und Gesinnung und Wandel nach derselben einrichten könnten. Als Kaiser aber berathschlagte er sich auch sogleich auf seinem ersten Reichstage (der am 3. März 1559 zu Augsburg eröffnet wurde) mit den Ständen über die Beylegung der Religionsstreitigkeiten; und als der Papst im J. 1561 zwey Nuncien nach Deutschland schickte, um die auf einem neuen Convente zu Raumburg versammelten protestantischen Fürsten zur Anerkennung und Beschickung des Conciliums von Trient zu bewegen, ordnete er ihnen ebenfalls Gesandte bey, damit sie gemeinschaftlich an dem Werke des Friedens arbeiten möchten.

Doch die Erreichung dieses Zieles war jetzt um so weniger möglich, da unter den Nichtkatholiken Deutschlands selbst Trennungen entstanden. Die Reformirten, die sich von der Schweiz und von Frankreich her im Reiche ausbreiteten, fanden immer mehr Anhang, und waren den Lutheranern ein Uergerniß, so wie diese ihnen. Unter den Fürsten erklärte sich zuerst der Churfürst von der Pfalz, Friedrich III., für sie (1563). Die Lutheraner selbst aber wurden ebenfalls unter sich uneins, indem die eine Partey sich nach Melancthon richtete, der sich nach Luther's Tod in einigen Puncten auf die Seite der Reformirten hingeneiget und sogar einige Artikel der Augsburgerischen Confession dahin abgeändert hatte, die andere aber streng bey Luther's Lehren

blieb *). Wohl hatte der Kaiser Ferdinand Recht, in seinem (schon oben erwähnten) Testamente an seine Söhne von den Neugläubigen zu sagen: „Da sie gar nicht einig, noch einhellig seyen, sondern vielmehr uneinig und getrennt: wie es denn recht und gut seyn könne, was sie glauben? Es könne nicht mehrerley, sondern nur Einen Glauben geben. Weil sie nun selbst nicht läugnen mögen, daß sie mehrerley Glauben haben, so könne der Gott der Wahrheit nicht bey ihnen seyn.“

III. Als 1552 der Krieg des Churfürsten Moriz von Sachsen gegen den Kaiser Carl ausbrach, und seine Truppen die Tyroler-Pässe besetzten, verließen mehrere Väter des Conciliums zu Trient, einen Ueberfall befürchtend, diese Stadt; und in der sechzehnten Sitzung (21. April) ward die Suspension des Kirchenrathes beschloffen. Neun Jahre dauerte diese Unterbrechung. Erst Papst Pius IV. berief 1561 das Concilium von neuem, und am 18. Januar 1562 ward es zum dritten Male eröffnet. Es währte noch bis zum 3. und 4. December 1563, wo die fünf und zwanzigste und letzte Sitzung gehalten wurde. Nachdem in derselben die Regenten im

*) Nicht nur auf die Seite der Reformirten, sondern auch auf die der Katholiken hatte sich Melanchthon in einigen Puncten hingeneigt. Als er daher — so wird von Einigen erzählt — auf dem Todtbette gelegen, und seine alte Mutter zu ihm hingetreten war, mit den Worten: „Mein Sohn! allem Ansehen nach wirst du mich jetzt das letzte Mal sehen, indem du nunmehr aus der Welt abscheidest, und vor dem strengen Gerichte Gottes wirst erscheinen müssen, um von allem deinem Thun und Lassen Rechenschaft zu geben; du weißt, daß ich katholisch gewesen, und dahin verleitet worden bin, den Glauben meiner Vorältern fahren zu lassen, und den jetzigen anzunehmen; nun beschwöre ich dich bey dem lebendigen Gott, sage mir ohne alles Verhehlen, welches der beste Glaube sey:“ da hatte Melanchthon zur Antwort gegeben: „Der jetzige ist zwar annehmlicher, der katholische aber sicherer.“ Melanchthon starb zu Wittenberg den 19. April 1560.

Namen Gottes aufgefördert worden, für allgemeine Annahme und Beobachtung der Schlüsse des Concils Sorge zu tragen, und selber das Beyspiel einer treuen Beobachtung zu geben, wurden noch einmal alle unter den Päpsten Paul III. und Julius III. verfaßten Decrete vorgelesen. Sofort erklärten die versammelten Väter auf die Anfrage des Secretärs, daß das Concilium beendigt sey, und daß die Legaten in ihrem Namen die Confirmation aller Decrete vom Papste begehren sollten. Nach diesem ertheilte der erste Legat, Cardinal Morone, der Versammlung den Segen, und sprach dann: „Nachdem ihr Gott Dank gesagt habet, ehrwürdigste Väter, gehet hin in Frieden!“ Sie antworteten: „Amen!“ Hierauf unterzeichneten alle Väter, 255 an der Zahl, die Acten der Synode, nämlich 4 Legaten, 2 andere Cardinäle, 25 Erzbischöfe, 168 Bischöfe, 7 Aebte, 17 Ordensgenerale und 39 Procuratoren. Schon am 26. Januar 1564 bestätigte Papst Pius IV. die Beschlüsse des Conciliums.

„Das oecumenische Concilium von Trient“ — sagt Döllinger — „ist unstreitig die wichtigste und segensreichste Begebenheit in der neuern Geschichte der katholischen Kirche. Wir verdanken demselben eine Reihe vorzüglicher Verordnungen und wohlthätiger Einrichtungen, durch welche die verfallene kirchliche Disciplin hergestellt, viele Mißbräuche aufgehoben, und eine bessere Ordnung im Clerus eingeführt wurde; und noch weit größer wäre der Segen geworden, den diese gotterleuchtete Synode verbreitete, wenn ihre Vorschriften allgemeiner angenommen und sorgfältiger befolgt worden wären. Die Glaubensentscheidungen sind mit bewundernswürdiger Klarheit, Präcision und Weisheit abgefaßt; die Katholiken wurden dadurch in ihrem Glauben befestiget; und wenn es der Synode nicht gelang, die Abgefallenen zum Glauben und zu der Kirche zurückzuführen, so theilt sie dieses Schicksal mit allen frühern Synoden. Die Kirche hatte

auch von jeher bey Veranstaltung oecumenischer Versammlungen nicht sowohl die Absicht, die Häretiker zur Wahrheit zu bekehren, als vielmehr, dem Irrthume klar und bestimmt die Wahrheit entgegen zu setzen, und die treugebliebenen Glieder durch die Vorhaltung einer von der höchsten, untrüglichen Autorität gegebenen Entscheidung gegen Verführung zu sichern. Dieß hatte das Tridenter-Concilium vollständig geleistet; und da die hier versammelten Väter nichts anderes thaten, als daß sie von dem, was zu allen Zeiten in der Kirche geglaubt worden und noch gegenwärtig aller Orten geglaubt wurde, Zeugniß ablegten, und die neu aufgekommenen Irrlehren verdamnten: so wurden auch ihre dogmatischen Entscheidungen sogleich und ohne den geringsten Widerstand in der ganzen katholischen Christenheit angenommen; wo sich ein Anstand erhob, da betraf dieser nur die Disciplinar-Decrete. Auch durch die große Anzahl ausgezeichneteter Mitglieder ist diese Synode vor vielen andern merkwürdig. Unter den Prälaten waren die Cardinäle Reginald Polus, Erzbischof von Canterbury, und Stanislaus Hosius, Bischof von Ermeland, dann Antonius Augustinus, Bischof von Lerida und nachher Erzbischof von Tarragona, Bartholomäus de Martyribus, Erzbischof von Braga, Bartholomäus Carranza, Erzbischof von Toledo, Thomas Campegius, Bischof von Feltri, Ludwig Lippomani, Bischof von Verona, Johann Franz Commendon, Bischof von Zakynth und nachher Cardinal, Hierden ihres Jahrhunderts; und unter den 150 Theologen, welche allmählig auf dem Concilium erschienen, standen weit die meisten in dem verdienten Rufe tiefer und gründlicher Gelehrsamkeit. Die Vorwürfe, welche man dem Concilium gemacht hat, sind theils ungegründet, theils sogar unsinnig; ja sie heben sich durch den Widerspruch, in dem sie mit einander stehen, von selbst auf. So wurde es von einigen

beschuldiget, daß es zu viel, von andern, daß es zu wenig entschieden habe; die einen tadelten seinen langsamen, schleppenden Gang, die andern warfen ihm vor, daß es sich in seinen Entscheidungen übereilt habe. Die Wahrheit ist, daß die Väter von Trient ihre Beschlüsse, mit bewundernswürdiger Gewissenhaftigkeit, Sorgfalt und Umsicht abgewogen und ausgearbeitet, und daß sie sehr wohl verstanden haben, die Streitfragen und Bestimmungen der Schule von dem Wesentlichen des Dogma zu sondern, in jenen auch fernerhin Freiheit zu gestatten, dieses aber als unumstößliche Glaubensnorm durch genaue, unzweydeutige Entscheidungen zu bestätigen.*)

IV. Am 13. November 1563 verkündigte Papst Pius IV. durch eine Bulle die Form des Glaubensbekenntnisses, welches von allen zu kirchlichen Würden und Pfründen zu Befördernden (so wie von jenen Nichtkatholiken, welche zur katholischen Kirche zurückkehren) beschworen werden soll, dieses Inhalts: „Ich N. N. glaube und bekenne mit fester Ueberzeugung Alles und Jedes, was in dem Glaubens-Symbolum, dessen sich die heilige römische Kirche bedient, enthalten ist, nämlich: Ich glaube an Einen Gott, den allmächtigen Vater, Schöpfer Himmels und der Erde, alles Sichtbaren und Unsichtbaren: und an Einen Herrn Jesum Christum, den eingebornen Sohn Gottes, vor aller Zeit vom Vater geboren, Gott von Gott, Licht vom Licht, wahrer Gott vom wahren Gott, erzeugt, nicht erschaffen, mit dem Vater Eines Wesens, durch den alles erschaffen ist, und der, wegen uns Menschen und wegen unserm Heile

*) S. Döllinger's Fortsetzung des Handbuchs der christl. Kirchengeschichte von J. N. Hörtig (des ganzen Werkes II. Bd. II. Abt. Landsh., 1828.) S. 714. Aus diesem ausgezeichneten Buche haben wir, mit besonderer Erlaubniß des Herrn Verfassers, das Meiste entnommen, was in unserer Geschichte von der Reformation in den verschiedenen Ländern Europa's erzählt wird.

vom Himmel herabgestiegen, durch den heiligen Geist aus Maria der Jungfrau Fleisch angenommen hat, und Mensch geworden ist, auch für uns gekreuziget worden, unter Pontius Pilatus, gelitten hat und begraben worden ist, am dritten Tage aber wieder auferstanden nach der Schrift, und auffuhr in den Himmel, zur Rechten des Vaters sitzt, und wiederkommen wird mit Herrlichkeit, zu richten die Lebendigen und die Todten, und dessen Reich kein Ende haben wird: und an den heiligen Geist, den Herrn und Lebendigmacher, der vom Vater und Sohne ausgeht, der mit dem Vater und Sohne zugleich angebethet und verherrlicht wird, der durch die Propheten geredet hat: und Eine heilige, katholische und apostolische Kirche. Ich bekenne Eine Taufe zur Nachlassung der Sünden, und erwarte die Auferstehung der Todten, und das Leben der zukünftigen Ewigkeit. Amen.

— Die apostolischen und kirchlichen Ueberlieferungen, und die übrigen Gebräuche und Satzungen derselben Kirche nehme ich an und umfasse sie festiglichst. — Ingleichen nehme ich an die heilige Schrift nach demjenigen Sinne, den gehabt hat und hat die heilige Mutter, die Kirche, welcher es zukömmt, über den wahren Sinn und die Erklärung der heiligen Schriften zu urtheilen; und ich will sie nie anders, als nach der einmüthigen Uebereinstimmung der Väter, annehmen und erklären.

— Auch bekenne ich, daß es wahrhaft und eigentlich sieben Sacramente des neuen Bundes gebe, welche von Jesus Christus unserm Herrn eingesetzt, und zum Heile des Menschengeschlechts, obwohl nicht alle allen einzeln, nothwendig sind, nämlich: die Taufe, die Firmung, die Eucharistie, die Buße, die letzte Oelung, die Priesterweihe und die Ehe; und daß dieselben eine Gnade mittheilen, und aus ihnen die Taufe, die Firmung und die Priesterweihe ohne Sacrilegium nicht wiederholt werden dürfen. — Auch die angenommenen und bestätigten Gebräuche der katholischen Kirche bey der feyerlichen Aus-

spendung aller obengenannten Sacramente nehme ich an und lasse ich zu. — Ich umfange und nehme an Alles und Jedes, was in dem hochheiligen Kirchenrath von Trient von der Erbsünde und der Rechtfertigung bestimmt und erklärt worden ist. — Ich bekenne gleichfalls, daß in der Messe Gott ein wahres, eigentliches und verfühliches Opfer für die Lebendigen und Abgestorbenen dargebracht werde, und daß in dem heiligsten Altars Sacramente wahrhaft, wirklich und wesentlich Leib und Blut zugleich mit der Seele und der Gottheit unsers Herrn Jesu Christi da sey, und die ganze Wesenheit des Brodes in den Leib, und die ganze Wesenheit des Weines in das Blut verwandelt werde; welche Verwandlung die katholische Kirche Transsubstantiation nennt. — Ich bekenne, daß auch nur unter Einer Gestalt Christus ganz und unzertheilt sey und das wahre Sacrament empfangen werde. — Ich nehme fest an, daß es ein Fegfeuer gebe, und daß den daselbst aufbehaltenen Seelen durch die Fürbitten der Gläubigen geholfen werde; — gleichfalls auch, daß die zugleich mit Christus herrschenden Heiligen zu verehren und anzurufen seyen, und daß sie Gebethe für uns Gott darbringen; und daß ihre Reliquien zu verehren seyen. — Fest behaupte ich, daß die Bildnisse Christi, und der allzeit jungfräulichen Gottesgebärerin, so wie der andern Heiligen zu haben und bezubehalten seyen, und daß denselben die gebührende Ehre und Verehrung zu erweisen sey. — Auch bekenne ich, daß die Gewalt der Ablässe von Christus in seiner Kirche zurückgelassen worden, und daß der Gebrauch derselben dem christlichen Volke sehr heilsam sey. — Die heilige, katholische und apostolische römische Kirche erkenne ich an als die Mutter und Lehrerin aller Kirchen, und ich gelobe und schwöre dem römischen Bischofe, dem Nachfolger des heiligen Apostelfürsten Petrus und Stellvertreter Jesu Christi, wahren Gehorsam. — Eben so ungezweifelt nehme ich an und bekenne alles Ubrige,

was von den heiligen Canonen und ſyumeniſchen Concilien, und vorzüglich von dem hochheiligen Kirchenrathe zu Trient überliefert, beſtimmt und erklärt worden iſt; und zugleich verdamme, verwerfe und verfluche ich ebenfalls alles Entgegengeſetzte und alle von der Kirche verdamnten, verworfenen und verfluchten Irrlehren. — Dieſen wahren katholiſchen Glauben, außer dem niemand ſelig ſeyn kann, und den ich gegenwärtig freywillig bekenne und in Wahrheit feſthalte, eben ſo vollſtändig und unverſehrt biß zum letzten Athemzug des Lebens aufſtandhafteſte, mit Gottes Hülfe, beyzubehalten und zu bekennen, und dafür, daß er von meinen Untergebenen oder denjenigen, über welche mir die Obſorge in meinem Amte zukommt, gehalten, gelehrt und verkündigt werde, ſo viel an mir iſt, zu ſorgen, verſpreche, gelobe und ſchwöre eben ich N. N., ſo wahr mir Gott helfe und dieſe heiligen Evangelien Gottes.“

Auf den Befehl des nämlichen Papſtes Pius IV. erſchien im Jahre 1566 der „römiſche Catechiſmus für Seelenſorger,“ welcher, nach einem Beſchlusse des Conciliums von Trient, durch drey vom Papſte gewählte ausgezeichnete Theologen, den Erzbischof Leonardo Marino von Lanciano, den Biſchof Egidio Foscarari von Modena, und den portugieſiſchen Dominicaner Francisco Jureiro unter Aufſicht des Cardinals Hieronymus Seripandus, und nach deſſen Tod der Cardinale Carl Borromäus und Wilhelm Sirletus, und unter Beyziehung des berühmten Philologen Paulus Manutius verfaßt worden war, und welcher „wegen des ächt evangeliſchen Geiſtes, der ihn durchdringt, wegen der Salbung und Klarheit zugleich, in der er geſchrieben iſt, und wegen der glücklichen Ausſcheidung der Schulmeinungen und Vermeidung ſcholäſtiſcher Formen“ die bereitwilligſte Aufnahme fand.

V. Um die deutſche Krone bey ſeinem Hauſe zu erhalten, hatte Ferdinand ſchon 1561 die Wahl ſeines älte-

sten Sohnes Maximilian zum römischen Könige einzuleiten gesucht. Im October 1562 kamen die Churfürsten deshalb zu Frankfurt zusammen, und wählten am 24. November nach dem Wunsche des Kaisers. An eben dem Tage beschwor der Neugewählte seine Capitulation, und sechs Tage darauf erfolgte die Krönung ebenfalls zu Frankfurt.

Am 25. July 1564 starb Ferdinand, im 62. Jahre seines Alters. Das sprechendste Zeugniß für ihn in der Geschichte ist, daß er in so schwierigen Zeiten von allen Parteyen das Lob eines trefflichen Mannes in das Grab genommen hat.

24.

Kaiser Maximilian II.

I. Als Ferdinand auf dem Churfürstentage zu Frankfurt seinen Sohn Maximilian zu seinem Nachfolger vorschlug, empfahl er ihn mit Worten, welche als ein wahrhaftiges Zeugniß über ihn aufbewahrt zu werden verdienen. „Er sey,“ sagte er, „mit hoher Vernunft, Schickslichkeit, Milde und Sanftmüthigkeit, auch allen andern fürstlichen Tugenden und guten Sitten trefflich begabt, von gerechtem, ehr- und friedliebendem Gemüth; und trage gegen das heilige Reich deutscher Nation große Liebe und Zuneigung, deren Ehre und Wohlfahrt zu befördern er zum höchsten begierig sey. Endlich sey er auch der sechs vornehmsten, in der Christenheit gebräuchlichen Sprachen kundig, also daß er alles, was jezo und künftig mit fremden Potentaten zu handeln sey, selbst werde verstehen, reden und ausfertigen können.“ — Ein anderes ehrenvolles Zeugniß legten seine böhmischen Unterthanen über ihn ab, als sie ihn den Polen zum Könige empfahlen, die ihr Auge auf ihn gerichtet hatten. „Unser Böhmen“, sagten sie, „befindet sich unter seiner Regierung besser, als wenn es von einem an-

geborenen Vater beherrscht würde; unsere Vorrechte, Gesetze und Freiheiten werden von ihm geschützt, und er läßt alles unverändert bey seiner Kraft. Und was man fast ein Wunderwerk nennen könnte, ist die große Klugheit und Unparteylichkeit, mit welcher er den verschiedenen Glaubensgenossen begegnet, und sie dadurch zur Einmüthigkeit, Duldung und gegenseitigen Liebe führt.* Und mit Recht konnten daher die Polen selbst von ihm sagen: „Er habe das christliche, gemeine Wesen, welches durch Empörungen und Zwietracht erschüttert sey, so in Ordnung gebracht, daß er mehr Triumphe durch seinen Verstand im Frieden, als ein anderer durch seine Tapferkeit im Kriege erhalten habe.“ Durch solche Gesinnungs- und Handlungsweise des Kaisers geschah es, daß Deutschland unter ihm im Ganzen einer Ruhe genoß, wie noch keiner seit der Religionsstrennung.

II. Auch das Reichskammergericht, ursprünglich zur völligen Aufhebung des Faustrechts eingesetzt, gewann über die Neigung der rohen Gewalt nun gänzlich die Oberhand. Als das letzte Aufbrausen des Faustrechts in dieser Zeit können die Unruhen des Wilhelm von Grumbach, eines fränkischen Reichsritters, angesehen werden, welcher mit einem Ueberbleibsel der wilden Schwärmer des Markgrafen Albrecht in Franken haufete. Vorzüglich verwüstete er das Gebiet des Bischofs von Würzburg Melchior von Zobel, und ließ diesen selbst endlich in seiner eigenen Stadt durch gedungene Mordelender erschiesen (15. April 1558). Das Kammergericht sprach die Acht gegen den Mörder aus, und dieser flüchtete sich nach Gotha zu Johann Friedrich dem Mittleren, dem Sohne des abgesetzten Churfürsten Johann Friedrich. Er hatte den Fürsten mit der Hoffnung zu betheören gewußt, daß er ihm das Churfürstenthum Sachsen wieder erobern wolle; darüber erfuhr der junge Herzog ein noch unglücklicheres Schicksal, als sein Vater. Der Kaiser hatte nämlich den Herzog sehr

ernstlich und zu wiederholten Malen ermahnt, Grumbach zu entfernen; und da alle Ermahnungen und Drohungen fruchtlos waren, wurde die Acht auch auf ihn ausgedehnt, und dem Churfürsten August die Vollziehung derselben übertragen (22. December 1566). Dieser belagerte den Herzog sammt Grumbach in Gotha einen ganzen Winter hindurch, und zwang sie durch Noth zur Uebergabe (13. April 1567). Grumbach wurde, nach grausamen Martern, von Pferden zerrissen, der junge Fürst aber als Gefangener nach Wien, und dort auf einem offenen Wagen, mit einem Strohbusch auf dem Kopfe, dem Volke zum Spott durch die Straßen geführt. Dann saß er 28 Jahre lang, zuerst in Wienerisch-Neustadt und dann zu Steyer in Oberösterreich, gefangen, und starb im Gefängniß (9. May 1595). Seine drey Söhne waren zu der Zeit, als er in die Gefangenschaft abgeführt wurde, noch minderjährig und bekamen den Churfürsten August zum Vormunde. Auf dem Reichstage zu Speyer 1570 erhielten sie ein günstiges kaiserliches Decret zur Wiedereinsetzung in die väterlichen Länder, welches auch im Jahre 1572 vollzogen ward.

Uebrigens gaben diese Unruhen Anlaß, daß von einer Verordnung Gebrauch gemacht wurde, die schon auf den Reichstagen von 1555 und 1559 für solche Fälle beschlossen war. Anstatt eines vollständigen Reichstages nämlich sollten nur die Churfürsten, und von den übrigen Ständen nur einige deputirte Fürsten, Prälaten, Grafen und Reichsstände zu einem sogenannten Deputationsstage berufen werden, um desto schleuniger die nöthigen Beschlüsse fassen zu können. Der erste Deputationsstag wurde zu Worms wegen der grumbachischen Handel gehalten, und am 18. März 1564 mit einem Abschiede geschlossen, der einige nützliche Verfügungen darüber enthielt, wie die Kreisanstalten gegen dergleichen Unruhen noch wirksamer gemacht werden sollten. Ausserdem wurde später noch, zur gänzlichen Beylegung

der grumbachischen Unruhen, zu Erfurt eine Kreisversammlung gehalten.

III. Statt des Faustrechts, welches die Ausartung des Kriegswesens in der Lehnsvorfassung war, wurde Deutschland in dieser Zeit von denen, die den Krieg als ein Gewerbe trieben, mit anderer Plage heimgesucht. Die Haufen von Miethsoldaten, welche allenthalben hauseten, seitdem die Krieger für Geld geworben wurden, die Werb- und Musterplätze, das Ab- und Zuziehen, die Quartiere und Durchzüge der an keine Zucht gewöhnten, plötzlich zusammengelaufenen Schaaren waren eine unerträgliche Landplage. Der Kaiser sagt in seinen Beschwerden, die er hierüber dem Reichstage vorlegte: „Das jetzige Wesen des deutschen Kriegsvolks, welches ehemals vor andern Nationen wegen seiner Frömmigkeit, Zucht und Ehrbarkeit den Preis gehabt, gewinne nunmehr ein Ansehen fast barbarischer Art, und wolle in solche Ausgelassenheit verwandelt werden, daß in der Länge kein Wiedermann bey Haus und Hof, und kein Herr bey Land und Leuten bleiben könne.“ Auf solche Klagen verfaßte man denn auch neue und strengere Kriegsgesetze, oder sogenannte Reiterbestallungen. Allein das gründlichste Mittel, welches der Kaiser vorgeschlagen hatte, alle Werbungen ausländischer Fürsten in Deutschland gänzlich zu verbieten, konnte nicht durchgesetzt werden. Die deutschen Fürsten behaupteten: „Von Alters her sey es eine löbliche Art deutscher Freyheit gewesen, um Ehre und Ruhm mit ritterlichen Thaten fremden Herrschern, ohne alles Beleidigen des Vaterlandes, zu dienen. Wenn dieser Brauch aufgehoben werde, so werde der Kriegstand in Deutschland vernichtet, und zur Zeit der Noth werde es an Kriegern fehlen.“

IV. Der Kaiser Maximilian brachte im Jahre 1575 (27. October) auf einem Churfürstentage zu Regensburg die Wahl seines 23 jährigen Sohnes Rudolph zum römischen Könige zu Stande. Fünf Tage darauf (1. Nov.)

erfolgte die Krönung, ebenfalls zu Regensburg, nachdem Rudolph an eben dem Tage seine Capitulation beschworen hatte.

Die neuen Feindseligkeiten der Türken veranlaßten den Kaiser im folgenden Jahre, einen Reichstag nach Regensburg anzusetzen. Auf demselben beehrte er eine beträchtliche Türkenhülfe, und seine Vorstellungen waren so wirksam, daß die Stände 60 Römermonate bewilligten. Ehe indeß noch der Reichstag geendigt war, verschlimmerte sich der Gesundheitszustand des Kaisers so sehr, daß man für sein Leben fürchtete. Vielleicht hätte er noch gerettet werden können, wenn er sich nicht der Cur einer Weibsperson anvertraut hätte, die wegen ihrer Wunder-Essenzen in großem Rufe stand. Maximilian starb zu Regensburg den 12. October 1576, an demselben Tage und zu derselben Stunde, als der Reichsabschied daselbst öffentlich bekannt gemacht wurde. Von den hinterlassenen sechs Prinzen folgte ihm Rudolph allein in den gesammten österreichischen Landen.

25.

Kaiser Rudolph II. Protestantische Union, katholische Liga.

I. Während der langen Regierung dieses Kaisers (1576—1612) — dessen Gemüth auf viele andere Dinge mehr gerichtet war, als auf die Pflichten, die er als Herrscher zu üben hatte — häufte sich der Zunder neuer gewaltsamer Erschütterungen in Deutschland.

Nach dem zu Augsburg geschlossenen Religionsfrieden hatte sich der Protestantismus in Deutschland fortwährend ausgebreitet, so daß binnen zwanzig Jahren (1555—1575) sich alle mächtigen Fürsten des Reiches bis auf das österreichische Haus und die Herzoge von Bayern und Jülich zur Religion Luthers bekannten. Selbst der geistliche Vorbehalt konnte im nördlichen Deutschlande

die katholische Religion nicht mehr schützen; denn da man von protestantischer Seite denselben nicht anerkannt hatte, so trugen die lutherischen Fürsten, namentlich Brandenburg und Chur Sachsen, kein Bedenken, die Bisthümer und andere geistliche Institute, deren sie habhaft werden konnten, zu reformiren und einzuziehen. Das Mittel dessen sie sich dabey zu bedienen pflegten, war, daß sie vom Capitel einen Prinzen ihres Hauses zum Administrator wählen ließen, oder auch aus eigener Macht solche Administratoren bestellten. Gelangte dann der Administrator zur Landesregierung, so wurde die Regierung des Bisthums für immer mit dieser vereinigt. Auf diese Weise verlor die katholische Kirche die Bisthümer Havelberg, Brandenburg, Lebus, Merseburg, Naumburg, Meissen, Camin und Schwerin. In gleicher Art gingen unter Kaiser Rudolphs Regierung mit Verlegung des geistlichen Vorbehalts die Bisthümer Magdeburg, Bremen, Verden, Lüneburg, Osnabrück, Ratzburg, Halberstadt und Minden verloren, indem die protestantischen Domherren dieser Stifter Prinzen aus den benachbarten Fürstenhäusern postulirten, und die katholischen Domherren, da kein katholisches Fürstenhaus in der Nähe war, dessen Schutz sie hätten anrufen können, der Uebermacht weichen mußten.

Auf den Reichstagen bildeten die wechselseitigen Beschwerden der Religionsparteyen über Verlegung des Religionsfriedens von nun an einen stehenden Artikel. Vornehmlich drangen die Protestanten unablässig auf Abschaffung des geistlichen Vorbehalts. Und doch mußte jedem die natürliche Billigkeit des Grundsatzes einleuchten, daß der Verwalter eines ihm von der Kirche übertragenen Amtes, wenn er sich von der Kirche lösfage, hiemit auch diesem Amte entsage, und auf die damit verknüpfte Gewalt und Würde keinen Anspruch mehr zu machen habe.

II. Das Recht zu reformiren, d. h., das Recht, die Religion seiner Unterthanen zu bestimmen, ward von

mehreren protestantischen Fürsten ohne Scheu und Schonung geübt. So führte Churfürst Friedrich III. 1563 in der Pfalz, welche bisher lutherisch gewesen war, den Calvinismus ein, zwang alle Gemeinden, dem auf seinen Befehl verfaßten Heidelberger = Catechismus *) und den reformirten Cultus anzunehmen, und vertrieb die Geistlichen, welche sich nicht fügen wollten, aus dem Lande. Allein sein Sohn Ludwig, ein eifriger Lutheraner, ließ nach dem Tode seines Vaters 1576 die leeren Kirchen wieder mit Bildern zieren und den Gottesdienst nach lutherischer Weise halten; die calvinischen Prediger und Lehrer mußten aus dem Lande weichen, und die sämtlichen Untertanen sich von lutherischen Lehrern unterrichten lassen. Er starb aber schon 1583; und nun ließ sein Bruder Johann Casimir, als Vormund seines neunjährigen Sohnes Friedrich IV., diesen Prinzen wieder in der calvinischen Religion erziehen, und dieselbe abermals im ganzen Lande mit Gewalt einführen. So hatte das pfälzische Land innerhalb sechzig Jahren viermal seinen Glauben geändert, so daß es anfangs lutherisch, hernach reformirt, dann wieder lutherisch, und endlich wieder reformirt wurde. In gleicher Weise mußte 1596 das Churfürstenthum Anhalt, und 1604 die Landgrafschaft Hessen = Cassel statt der bisherigen lutherischen die calvinische Religion annehmen. Alles dieses geschah, ohne daß die übrigen Fürsten etwas dagegen unternahmen. Als aber der Bischof Julius von Würzburg seit 1575, und der Markgraf Philipp von Baden = Baden seit 1571 ebenfalls das Recht zu reformiren in ihren Ländern zu Gunsten der katholischen Religion ausübten, wurde sogleich von den Protestanten laut über Verletzung des Religionsfriedens geklagt.

*) Dieser Heidelberger oder pfälzische Catechismus wurde nachher von den Reformirten in die Reihe ihrer symbolischen Bücher aufgenommen, wie es mit den Catechismen Luther's von den Evangelischen geschehen war.

III. Am 3. July 1582 eröffnete Rudolph seinen ersten Reichstag zu Augsburg. Die Berathschlagungen auf demselben betrafen die neue Türkenhülfe, die in den Niederlanden entstandenen Religions-Unruhen, die Wiedererlangung der dem Reiche entzogenen Länder, die Verbesserung des Reichskammergerichts und die Verichtigung der Reichsmatrikel. Ueber alles dieses wurde zwar lange gerathschlagt, aber außer den zum Türkenkriege verwilligten 40 Römmermonaten nichts Erhebliches beschloffen.

Auch über die neu einzuführende Kalender-Verbesserung wurde auf diesem Reichstage berathen. Bis her war in der Christenheit der julianische Kalender gebraucht worden, so genannt von Julius Cäsar, welcher mit Hülfe des Alexandriners Sosigenes 46 vor Christus den frühern Kalender verbesserte. Vor ihm hatte man nämlich das Jahr nur zu 365 Tagen angenommen; folglich war es kleiner, als das eigentliche Sonnenjahr, welches nicht ganz 6 Stunden länger währt: ein Ueberschuß, der in 4 Jahren als ein voller Tag angenommen und zwischen dem 23ten und 24ten Februar eingeschaltet wurde. Dieser Tag wurde der Schalt-Tag, und das vierte Jahr, wo er eingeschaltet wurde, das Schalt-Jahr genannt. — Indes war nun das julianische Jahr um 11 Minuten länger, als das eigentliche Sonnenjahr; und dieser Unterschied betrug im Jahre 1582 schon 10 Tage. Um nun diesem Irrthume abzuhelfen, entwarf Aloys Lili, ein Arzt zu Verona, einen Plan zur Verbesserung des Kalenders, und nach seinem Tode überreichte ihn sein Bruder dem Papste Gregor XIII. Zur Prüfung desselben berief dieser eine Anzahl Prälaten und Gelehrte; dann schickte er Abschriften davon an alle christliche Mächte und die berühmtesten Universitäten. Und als die neue Berechnung überall für die richtigste anerkannt wurde, befohl der Papst durch eine Bulle vom 24. Februar 1582, daß in der ganzen römisch-katholischen Kirche alle Feste des Jahres nach dem neu verbesserten Kalender gefeyert

werden sollen. Dieser Kalender erhielt den Namen des gregorianischen oder verbesserten, so wie den des neuen Styls, da hingegen der vorige nun der alte Styl genannt wurde. Die Verbesserung bestand darin, daß man vom 5. October 1582 an 10 Tage herauswarf, und nach dem 4. sogleich der 15. gezählt wurde; und daß jedes hundertste Jahr, welches nach dem alten Styl hätte ein Schaltjahr seyn sollen, nunmehr nur ein gemeines seyn sollte, mit Ausnahme des vierten, so daß das Jahr 1600, und dann erst wieder das Jahr 2000 ein Schaltjahr wäre *). — Gegen das Ende des Augsburger Reichstags ließ der Kaiser den neuen Kalender auch den Ständen überreichen, mit dem Antrage, denselben in ganz Deutschland einzuführen. Die Katholiken nahmen den Antrag willig an. Die protestantischen Theologen aber erklärten: da der Papst der Antichrist sey, und mit seinem Kalender nur den Fuß in ihre Kirche setzen wolle, so sey die Verwerfung Gewissenssache; und selbst der sonst so nachgiebige Churfürst August von Sachsen verweigerte dessen Annahme, indem er sich an dem in der päpstlichen Bulle vorkommenden Ausdrucke „wir befehlen (mandamus)“ stieß. Diese Verschiedenheit der Zeitrechnung verursachte allenthalben, besonders in Städten und Gebieten gemischter Religion, Streit und Verwirrung, was die Protestanten endlich selbst einsahen, und daher am Anfange des achtzehnten Jahrhunderts die Einführung des verbesserten Kalenders beschloffen **).

*) Bey dieser Bestimmung war das Sonnenjahr zu 365 Tagen, 5 Stunden, 49 Minuten und 12 Secunden angenommen worden. Neuere Berechnungen geben zwar die mittlere Länge des Sonnenjahrs um etwa 26 Secunden kürzer an; allein der daraus hervorgehende Unterschied beträgt erst nach 3 Jahrtausenden Einen Tag.

**) Dennoch blieb eine Verschiedenheit hinsichtlich der Osterfeier, die zu mancherley Streitigkeiten Anlaß gab; und erst 1777 folgten die Protestanten auch bey Berechnung des Osterfestes

IV. Um diese Zeit ereigneten sich mehrere Vorfälle, welche die Abneigung und den Argwohn beyder Religionsparteyen in Deutschland gegen einander immer mehr schärfeten. — In der früher ganz katholischen Stadt Aachen hatte sich eine Gesellschaft niederländischer Ansiedler mit einem protestantischen Prediger eingefunden, die bald so viele Anhänger fanden, daß sie sich öffentlichen Gottesdienst erzwingen und eigene Bürgermeister wählten. Eine kaiserliche Commission sollte Alles in den vorigen Stand setzen; allein die Protestanten erregten einen Aufruhr 1581 und bemächtigten sich der Stadt. Da alle kaiserlichen Befehle bey ihnen fruchtlos blieben, so erfolgte endlich 1598 die Aechterklärung, und die mit der Vollstreckung beauftragten Fürsten stellten den Besitzstand der Katholiken wieder her. — In dem benachbarten kölnischen Lande ging es noch unruhiger. Der seine geistliche Würde gänzlich hintansetzende Erzbischof und Churfürst Gebhard hatte die Gräfinn Agnes von Mansfeld, Canonissinn von Girresheim, verführt; und ihre Brüder hatten ihn zu dem Versprechen gezwungen, die Verführte zu heirathen. Da er aber, wenn dieses geschehen sollte, nicht katholisch bleiben konnte; so ließ er (19. Dec. 1582) ein Edict ausgehen, worin er erklärte, daß er sich zur reformirten Religion gewandt habe, aber desungeachtet sein Erzbisthum auf Lebenszeit beybehalten wolle. Hinsichtlich dieses letztern Punctes hoffte er auf den Beystand der protestantischen Fürsten. Allein da er nicht den lutherischen, sondern den calvinischen Glauben angenommen hatte, so leistete ihm nur der reformirte Pfalzgraf Johann Casimir einige Hülfe. Das Domcapitel und der Rath zu Köln wandten sich sogleich nach Rom und an den Kaiser,

dem gregorianischen Kalender, der nun den Namen des allgemeinen Reichskalenders erhielt. — England nahm den neuen Styl 1752 und Schweden 1753 ebenfalls an: der alte ist nur noch in Rußland und bey den Griechen üblich, und von dem neuen jetzt um 12 Tage zurück.

und bald erfolgten auch die Excommunication und das Absezungsurtheil, so wie die Reichsacht gegen den Erzbischof. Das Capitel wählte den Prinzen Ernst von Bayern (22. May 1583) einmüthig zu seinem Nachfolger. Doch konnte sich der neue Churfürst erst durch Gewalt der Waffen in den Besitz des Landes setzen. Gebhard floh unterdessen nach den Niederlanden, und dann nach England; und als er da die gehoffte Unterstützung nicht fand, begab er sich nach Straßburg, wo er den 21. May 1601 als protestantischer Dombachant starb.

Auch in dieser Stadt kam es bald hierauf zu ähnlichen Unruhen. Im Jahre 1592 wählten nämlich die dortigen 14 protestantischen Domherren den fünfzehnjährigen Prinzen Johann Georg von Brandenburg, und die sieben katholischen (welche schon im Jahre 1583 die nicht-katholischen Mitglieder von ihrer Gemeinschaft ausgeschlossen hatten) den Cardinal und Bischof von Metz Carl, Herzog von Lothringen, zum Bischof. Die verwüstenden Fehden, welche die Parteyen der beyden Gewählten gegen einander führten, wurden erst 1604 durch einen Vergleich beendiget, nach welchem Carl den bischöflichen Stuhl behielt, Johann Georg aber zur Schadloshaltung 130,000 Gulden nebst jährlichen 9000 Gulden bekam.

Ein anderer den Zwiespalt vermehrender Verfall ereignete sich zu Donauwörth. Da in dieser schwäbischen Reichsstadt zur Zeit der Schließung des Religionsfriedens beyde Religionsparteyen gleiche Rechte hatten, so verblieben sie denselben auch für die Zukunft. Allein als die Protestanten allmählig die Oberhand erlangten, schlossen sie 1595 die Katholiken von der Rathsfähigkeit aus und untersagten ihnen die öffentliche Ausübung des katholischen Cultus. Nicht lange nach diesem widerrechtlichen Verbote hielt der Abt vom heiligen Krenz eine Proceßion, bey welcher die Katholiken von den Protestanten angefallen, und sammt dem Abte nach Hause gejagt wurden. Hierüber

beschwerten sich die Katholiken bey dem Reichshofrath, welcher sie hierauf in ihr voriges Recht einsetzte, und dem protestantischen Magistrate unter Androhung der Reichsacht den Auftrag machte, die Katholiken nicht mehr in ihrer freyen Religionsübung zu stören, und ihnen die Rathsfreyheit zu gestatten. Dem Herzoge Maximilian von Bayern wurde die Vollziehung dieses Reichshofrathsschlusses übertragen, welcher auch sogleich Commissarien nach Donauwörth abordnete, um dem katholischen Gottesdienste beizuwohnen. Allein desungeachtet überfielen die Protestanten im Jahre 1606 neuerdings die Katholiken während einer Procession, und diese mußten sich sammt den bayerischen Commissarien flüchten. Nun sprach der Kaiser durch den Reichshofrath die Reichsacht über die Stadt aus, deren Vollstreckung ebenfalls dem Herzoge von Bayern übergeben wurde, da sie von dem Herzoge von Würtemberg als ordentlichem Kreisobern nicht zu erwarten war. Maximilian zwang die Stadt bald zur Uebergabe, und da sie die Expeditionskosten nicht erstatten konnte, so blieb sie einstweilen in bayerischer Gewalt.

V. Während dieser Vorfälle hatten die Protestanten mehrfache Zusammenkünfte gehalten und auf denselben engere Verbindungen unter sich herzustellen gesucht. Endlich ward, hauptsächlich durch Aufreizung des französischen Königs Heinrich IV., den 4. May 1608 zu Alhausen, einem Dorfe im Anspachischen, der Abschluß einer protestantischen Union bewirkt. Pfalzneuburg, Brandenburg-Anspach und Bayreuth, Würtemberg und Wadens-Durlach, dann später noch Churbrandenburg, Hessencassel und einige Städte verbanden sich unter Leitung des Churfürsten von der Pfalz zu einer „bewaffneten Vertheidigung.“ Die Bundesformel enthielt aber auch schon genaue Bestimmungen über die Vertheilung der zu machenden Eroberungen. Zugleich verwarf die Union die Stimmenmehrheit auf Reichstagen in weltlichen Angelegenheiten — in Religionsfachen fand sie ohnehin nicht statt, — so

wie die Urtheile des Kammergerichts selbst in der Revisionsinstanz.

Die Katholischen setzten der Union eine heilige Liga entgegen, welche zuerst zu München am 10. July 1609 zwischen dem Herzoge von Bayern und sieben geistlichen Fürsten geschlossen wurde. Bald nachher traten ihr die drey geistlichen Churfürsten und der Erzherzog Ferdinand von Steyermark bey. Ein allgemeiner Krieg wäre schon 1610 ausgebrochen, wenn nicht gerade der Hauptverbündete der Union, Heinrich IV. von Frankreich, ermordet worden wäre.

VI. Das uneinigste und zerrissenste Land war in dieser Zeit das österreichische. In den Provinzen desselben hatte der Protestantismus schon unter Ferdinand I. zahlreiche Anhänger gewonnen, und unter Maximilian II. war auch in Böhmen der größte Theil der Utraquisten (so genannt, weil sie die Communion unter beyden Gestalten empfangen) zur lutherischen Religion übergetreten. Aber die Bekenner der neuen Lehre offenbarten eine solche Abneigung gegen ihre katholischen Landesherren und eine solche Neigung zur Empörung und zur Verbindung mit auswärtigen protestantischen Fürsten, daß die Ruhe des Landes und die Rechte der österreichischen Herrscher sehr dadurch gefährdet wurden. Schon während des schmalkaldischen Krieges 1547 erregten die Utraquisten, auf die sich der Geist der Hussiten vererbt hatte, einen Aufruhr, welchen der sonst so milde Ferdinand strenge ahnden zu müssen glaubte. Die protestantischen Herren und Ritter in Niederösterreich suchten sich auf den Landtagen durch Verweigerung der Beyträge zu den Türkenkriegen Religionsfreiheit zu erzwingen; sie erlangten sie auch von dem nachgiebigen Maximilian II. 1571, doch nur sie allein; den Städten wurde sie verweigert. Allein jene bemühten sich, ihre Religionsübung auch in den Städten und Märkten einzuführen; und ihre Prediger donnerten mit solcher „unwürdiger Hestigkeit“ gegen die Katholiken, daß das Volk laut äußerte, es sey besser, unter türkischer Herr-

schaft zu stehen; als unter katholischer. Daher fand Kaiser Rudolph es für nöthig, die Ausübung der protestantischen Religion wieder in die von Maximilian gezogenen Grenzen zurückzudrängen. Doch Rudolph hatte gegen die Türken und bey dem Aufruhr in Ungarn, welchen ein Edelmann, Stephan Botskai, seit dem Anfange des neuen Jahrhunderts daselbst erregt hatte, den Beystand seiner Stände so nöthig, daß er bald wieder gelinder mit ihnen verfahren mußte.

VII. Alle diese Vorfälle machten den Kaiser mit jedem Tage untheilnehmender an seiner Regierung. Die Kunde der Natur und der Gestirne beschäftigten ihn jetzt mehr als sein Reich; und diese Neigung führte ihn bald in die Hände betrügerischer Menschen, die ihm aus den Sternen die Zukunft deuten, und ihn die Kunst des Goldmachens lehren sollten. Und so wie sich an seinem Hofe solche Betrüger mit wahren Gelehrten, wie die Astronomen Tycho Brahe und Johann Kepler, zusammen fanden, so mischten sich in Rudolphs Seele selbst auf wunderbare Weise die edlern mit den thörichten Neigungen. An Kunstwerken alter Zeit, an Bildsäulen, geschnittenen Steinen, so wie an Gemälden hatte er die größte Freude, und verwendete bedeutende Summen dafür; aber eben so sehr zog ihn auch seine alchimistische Werkstätte an, wo Gold bereitet werden sollte, und diejenigen, welche über wichtige Reichsangelegenheiten mit ihm zu reden hatten, mußten ihn oft in seinen Pferdeställen aufsuchen, in denen er viele Stunden des Tages zuzubringen pflegte.

Diese Unthätigkeit und Sorglosigkeit bey der Berrüttung Ungarns und der Unordnung in den übrigen österreichischen Ländern, die einen kräftigen Herrscher forderten, konnten den Verwandten des kinderlosen Kaisers nicht gleichgültig seyn. Sie berathschlagten sich über das Wohl des Hauses, und erklärten endlich am 25. April 1606 wegen Rudolphs sichtbarer und gefährlicher Ge-

müthschwäche“ dessen Bruder, den Erzherzog Mathias, zum Haupte ihres Hauses. Als nachher Rudolph den Plan faßte, die österreichische Erbfolge auf Ferdinand von Steyermark zu übertragen, setzte ihn Mathias mit einem Kriegsheere so sehr in Furcht, daß er ihm (25. Juny 1608) Ungarn und Oesterreich, sammt dem Titel eines designirten Königs von Böhmen, förmlich abtreten mußte. Weil Mathias bey seinen Unternehmungen gegen den Kaiser am meisten von den Protestanten in Oesterreich unterstützt wurde, so stellte er diesen (unterm 19. März 1609) eine Urkunde aus, in welcher er ihnen verschiedene Religionsfreyheiten von neuem zusicherte.

VIII. Dem Kaiser Rudolph war außer seiner Kaiserwürde nur das Königreich Böhmen geblieben. Die protestantischen Herren, Ritter und Städte dieses Landes, aufgereizt durch die Begünstigungen, welche ihre Religionsgenossen in Oesterreich erhalten hatten, setzten ihrem Könige so lange zu, bis er ihnen freye Religionsübung, ein eigenes Consistorium, die Einräumung der Prager-Universität, und sogar die Freyheit zusicherte, neue Kirchen und Schulen errichten zu dürfen. Die Urkunde hierüber, errichtet am 11. July 1609, wurde der Majestätsbrief genannt.

Der alte Kaiser betrachtete seinen Bruder mit Mißwillen; auch von den übrigen Verwandten war ihm keiner lieb, als der Erzherzog Leopold, Bischof zu Passau. Diesem wünschte er sein letztes Land Böhmen zu verschaffen, und ließ deßhalb im Jahre 1611 geworbenes Kriegsvolk aus Passau in Böhmen einrücken. Da erklärten die böhmischen Stände, der Kaiser habe feindselige Absichten gegen ihre Religion, griffen zu den Waffen, schloßen den Kaiser in seiner Burg zu Prag ein, und riefen den Mathias herbey. Unter lautem Jubel zog dieser in Prag ein, und Rudolph mußte, nach bitteren und fränkenden Verhandlungen, auch diese Krone seinem Bruder abtreten (Febr. 1611). In diesen trüben Tagen soll er

einmal im Unmuth das Fenster seines Zimmers aufgerissen und die Worte hinausgerufen haben: „O Prag, du undankbares Prag, durch mich bist du erhöht worden; und nun stoßest du deinen Wohlthäter von dir. Die Rache Gottes soll dich dafür verfolgen, und der Fluch über dich und ganz Böhmen kommen!“ Auch gerieth er in solche Dürstigkeit, daß er auf einem Churfürstentage zu Frankfurt (October 1611) dahin antrug, daß man ihm ein für sein Alter hinreichendes Einkommen aussetzen möchte.

Es blieb ihm von allen seinen Kronen nur noch die kaiserliche. Vor der Schmach, auch diese zu verlieren, bewahrte ihn der Tod, der ihn bald nachher in seinem 60sten Jahre, im 36sten seiner traurigen Regierung, den 20. Jänner 1612, wegnahm. Er sah demselben mit Ruhe, und sogar mit Freudigkeit, als einem Befreyer aus tausendfachen Sorgen, entgegen.

26.

Kaiser Mathias.

I. Die Wahl des neuen Kaisers fiel auf Mathias, als den Ältesten des österreichischen Hauses; sie geschah zu Frankfurt den 13. Juny 1612, und die Krönung, mit fast nie gesehener Pracht, den 24sten. Außer dem Churfürsten von Brandenburg, waren alle andere Churfürsten und eine große Menge Fürsten zugegen. Es war, — wie ein Geschichtschreiber sagt, — als wolle man für immer Abschied von einander nehmen; denn so sind die deutschen Fürsten nachher nie wieder zusammen gewesen. Der König Mathias hatte allein in seinem Gefolge 3000 Menschen, 2000 Pferde und 100 sechsspännige Wagen; und die andern Fürsten erschienen nach ihrem Vermögen fast mit gleichem Aufwande. Feste folgten auf Feste, und wer die große, glänzende und fröhliche Versammlung sah, hätte Deutschland als das erste Land der Welt preisen mögen, welches so viele treffliche Fürsten besaß, und sie

in solcher Traulichkeit vereinigt sehe. Aber hinter dem glänzenden Vorhange lauerten die Geister der Zwietracht. Der tiefer Schauende hätte in den Gemüthern der Katholiken die Freude über die größere Thätigkeit des neuen Kaisers entdeckt, in denen der Unirten aber die Freude über die anscheinende Kränklichkeit desselben. Der Fürst Christian von Anhalt, einer der thätigsten unter den letztern, soll sich, die Zweideutigkeit von dem Feste hernehmend, geäußert haben: „Wenn es zum Tanze komme, werde Mathias keine großen Sprünge mehr machen.“ In der That zeigte sich auch der neue Kaiser nicht so thätig, als man von ihm erwartet hatte; es schien, als wenn er seinen Bruder von seinen Thronen verdrängt habe, nur um dessen Zaudern und Unschlüssigkeit fortzusetzen. Dagegen arbeiteten die Leidenschaften desto heftiger in den Gemüthern der Zeitgenossen, und bereiteten die schweren Ausbrüche des Hasses vor, welche noch unter Mathias den Anfang nahmen.

II. Im J. 1609, den 25. März, war der Herzog Johann Wilhelm von Jülich, der die schönen Länder am Niederrhein, Jülich, Cleve, Berg, Mark und einige kleinere beherrschte, ohne Erben gestorben. Er hatte vier Schwestern, welche an deutsche Fürsten vermählt waren; und nicht nur diese, sondern auch andere weitläufige Verwandte machten Ansprüche auf die Erbschaft. Unter allen aber ergriffen der Churfürst Johann Sigmund von Brandenburg und der Pfalzgraf Philipp Ludwig von Neuburg zuerst Besitz, und errichteten zu Düsseldorf einen Vertrag, nach welchem sie das Land, bis zu ausgemachter Sache, gemeinschaftlich verwalten wollten. Nach einigen Jahren erhoben sich zwischen beyden Zwistigkeiten, deren Folgen man durch die vorgeschlagene Vermählung des jungen Pfalzgrafen Wolfgang Wilhelm mit des Churfürsten Tochter zu beseitigen suchte. Der Prinz soll sich — so erzählen die protestantischen Geschichtschreiber — deßhalb

nach Berlin begeben haben, und hier soll, bey'm Mahle und durch die Wirkung des Weines, ein so heftiger Streit zwischen ihm und dem Churfürsten entstanden seyn, daß dieser dem Prinzen eine Ohrfeige gab: worauf der Beleidigte sogleich von Berlin abreisete, sich an die Katholiken anschloß, und selbst zur katholischen Religion zurücktrat. Nach katholischen Geschichtschreibern aber, und nach dem wörtlichen Belaut archivalischer Urkunden ist dieser Rücktritt hauptsächlich durch die Bemühungen des Herzogs Maximilian von Bayern, dessen Schwester der Prinz zu heirathen wünschte, herbeygeführt worden. Der Churfürst von Brandenburg dagegen, der für seine jülich'schen Länder fürchtete, wenn Wolfgang Wilhelm mit Hülfe der Liga oder der Spanier sie angriff, suchte den Beystand der Holländer, und trat, ihnen zu Gefallen, zum reformirten Glauben über. Und wirklich rückten nun die Bundesgenossen beyder Theile in die jülich'schen Länder ein. Zwar vermittelten Frankreich und England und die unirten Fürsten einen Provisionsvergleich zu Xanten (1614), der aber nicht vollzogen werden konnte. Erst 1624 kam zu Düsseldorf ein neuer Vergleich zu Stande, nach welchem Cleve, Mark und Ravensberg dem Churfürsten von Brandenburg, dann Jülich, Berg und Ravensstein dem Pfalzgrafen von Neuburg zugetheilt wurden, beyde Landestheile aber von jedem Bestzer in gemeinschaftlichem Namen verwaltet werden sollten.

III. Da nicht nur Mathias, sondern auch seine Brüder Maximilian und Albrecht keine Nachkommen hatten: so traf man die Verfügung, daß die Succession in den österreichischen Erblanden unmittelbar nach des Kaisers Tode auf den Erzherzog Ferdinand von Steyermark fallen sollte. Maximilian und Albrecht begaben sich daher, zu Ferdinands Vortheil, ihrer nähern Rechte; und eben so entsagte der König von Spanien Philipp III. seinen Ansprüchen auf die österreichischen Staaten, bedung sich aber aus, daß, nach Abgang des deutsch-öster-

reichischen Mannsstammes, die Prinzen der spanischen Linie den Prinzessinnen der deutschen Linie vorgehen sollten. Hierauf wurde Ferdinand (im Juny 1617) zu Prag mit Bewilligung der Stände, zum König von Böhmen ernannt und gekrönt, nachdem er vorher alle Privilegien und Rechte der Stände eidlich bestätigt hatte. Die Wahl und Krönung zum Könige von Ungarn erfolgte das Jahr darauf.

Um seinem Nachfolger eine ruhigere Regierung vorzubereiten, versuchte der Kaiser, die protestantische Union wie die katholische Liga zu dem Entschlusse zu bringen, ihre Verbindungen aufzuheben. Allein sein Antrag wurde von der Union verworfen. Einige Glieder derselben hatten nämlich für Böhmen ganz andere Pläne gefaßt, und waren deshalb mit den dortigen Ultraquisten bereits in Verbindung getreten. Nur zu bald ereignete sich in diesem Lande ein Vorfall, der zur Ausführung der gefaßten Pläne den erwünschten Anlaß gab, und so den furchtbaren dreyßigjährigen Krieg herbeiführte.

27.

Empörung der Protestanten in Böhmen. Anfang des dreyßigjährigen Krieges.

I. Der den böhmischen Ständen der Herren, Ritter und königlichen Städte von Kaiser Rudolph ertheilte Majestätbrief gestattete diesen, aber nicht den Unterthanen katholischer Güterbesitzer auf katholischem Grund und Boden, protestantische Kirchen zu erbauen. Da desungeachtet die Unterthanen des Erzbischofs von Prag zu Klostergrab, und die des Abtes von Braunau an eben diesem Orte wider den Willen ihrer Gutsherren solche Kirchen erbauten, wurde auf kaiserlichen Befehl die erstere niedergeworfen, die letztere geschlossen, und als die Braunnauer Bürger deshalb einen Aufstand erregten, die unruhigsten derselben gefangen gesetzt. Nun riefen die Protestanten

über Verletzung des Majestätsbriefs, und sie fanden einen entschlossenen Anführer in dem Grafen Mathias von Thurn. Dieser war zum Defensor des evangelischen Glaubens in Böhmen erwählt worden, und rief nun als solcher die protestantischen Stände nach Prag zusammen. Von hier ward ein Schreiben an den Kaiser Mathias in Wien gesendet, worin die Abstellung der Beschwerden wegen der beyden Kirchen, und die Freylassung der gefangenen Braunauer Bürger begehrt wurde. Der Kaiser nannte in seiner Antwort die Widerseßlichkeit der Braunauer und Klostergraber eine Empörung gegen ihre rechtmäßige Obrigkeit, und tadelte die Stände sehr, daß sie sich fremder Unterthanen angenommen, unerlaubte Zusammenkünfte gehalten, und gesucht hätten, durch Ausstreuung falscher Gerüchte von der Gefahr des Majestätsbriefs dem Kaiser die Liebe und Treue seiner Unterthanen zu entreißen. Auch war beygefügt, daß die Sache genau untersucht werden, und einem jeden nach Verdienst geschehen soll. Voll Unwillen über diese kaiserliche Entschließung begaben sich die Abgeordneten der Stände, am 23. May 1618, größtentheils bewaffnet, sammt ihren Knechten auf das königliche Schloß zu Prag, und verlangten von den vier anwesenden Statthaltern Sternberg, Lobkowitz, Slavata und Martiniz zu wissen; ob das schwere und nachtheilige kaiserliche Schreiben von ihnen oder mit ihrer Bewilligung verfaßt worden sey? Die Frage setzte die Statthalter in Verlegenheit. „Ein schwere Eid binde sie,“ antwortete endlich Adam von Sternberg, „nichts aus dem geheimen Rathe zu offenbaren. Da aber die Unterschrift des Kaisers und sein Siegel sich unter dem Schreiben befinde, so würde es am besten seyn, sich bey dem Kaiser selbst nach dem Rathgeber zu erkundigen.“ Darauf erhob sich ein unordentliches Geschrey: „Es sollten die Statthalter bestimmt antworten; sie, die Stände, müßten auf den Grund kommen, und würden nicht hinweggehen, bis sie eine bestimmte Antwort hät-

ten; Sternberg und Lobkowitz könnten leicht antworten, denn von ihnen sey man versichert, daß sie nicht zu dem Schreiben gerathen hätten.“ Nur zwey Tage möchten sie warten, bathen hierauf die Statthalter; dann werden auch ihre übrigen Collegen, wie die Wichtigkeit der Sache es erfordere, zugegen seyn, und gleich ihnen Rede und Antwort geben. Diese billige Bitte ward nicht gewährt, vielmehr sollte an Martiniz und Slavata, als Hauptantheilnehmern an dem kaiserlichen Schreiben, unverzüglich Rache genommen werden. „Es ist am besten,“ rief einer der Abgeordneten, „daß man diesen beyden ein Ende mache; wir wollen uns hernach schon verttheidigen!“ Mit Thränen in den Augen ermahnte Adam von Sternberg die Stände, nichts zu thun, was ihnen nachher leid seyn möchte; besonders bath er diejenigen um Mäßigung, welche mit den Beklagten sogar durch die Bande des Blutes verbunden waren. Aber er und Lobkowitz wurden bald hierauf in ein anderes Zimmer gebracht, um vor weiterer Mißhandlung gesichert zu seyn. Martiniz und Slavata standen nun völlig hülflos und verlassen da. Ihre Entschuldigungen, ihre Bitten wurden nicht mehr gehört. „Jetzt,“ riefen die Utraquisten, „wollen wir als Männer handeln gegen die Feinde unseres Glaubens!“ Sogleich ergriffen fünf den Martiniz, schleppten ihn ans Fenster, und warfen ihn hinab. Sie erschrocken der That. Da rief einer aus der Menge: „Edle Herren! hier habt ihr auch den andern.“ Auf dieses Wort wurde auch Slavata ergriffen und hinabgestürzt. Der Geheimschreiber Fabricius theilte ihr Schicksal. Die Höhe des Sturzes betrug 28 Ellen. Dennoch blieben alle drey am Leben, indem sie auf einen weichen Haufen von Papiertrümmern und anderm Kehrlicht gefallen waren; ja sie entkamen noch, wundervoll gerettet, obschon mehrmals auf sie geschossen wurde.

II. Diese Mißhandlung der kaiserlichen Beamten war das Signal einer allgemeinen Empörung. Kaum

war jene That vollbracht, so gelang es denjenigen, durch die sie vollbracht worden, ohne Mühe und Widerstand die ganze öffentliche Gewalt an sich zu reißen. Die Stände ernannten dreßsig Directoren aus ihrer Mitte, welche statt des rechtmäßigen Oberhauptes den Staat verwalten sollten. Sie nahmen die kaiserlichen Beamten in Eid und Pflicht, bemächtigten sich der königlichen Gefälle, warben Truppen, setzten den Grafen von Thurn an die Spitze derselben, und suchten mit den benachbarten Staaten Verbindungen gegen Oesterreich zu schließen. Vergeblich ermahnte der Kaiser zum Frieden (18. Juny 1618); die Utraquisten wollten Krieg, und begannen ihn sogleich. Nun erhielten die kaiserlichen Generale Bourcquoi und Dampierre Befehl, in Böhmen einzurücken: sie fanden aber unerwarteten Widerstand; denn die Schlesiener und Lausitzer hatten sich bereits für die Böhmen erklärt, und machten mit ihnen gemeinschaftliche Sache. Selbst die protestantischen Oesterreicher neigten sich auf die Seite der Utraquisten, und aus Deutschland führte ihnen der Graf Georg Friedrich von Hohenlohe ein Corps Truppen zu. Die Union aber schickte den Grafen Ernst von Mansfeld mit 4000 Mann nach Böhmen. Mansfeld verstärkte sich hier, rückte vor Pilsen, und eroberte es mit Sturm (21. Nov. 1618). Seitdem blieb dem Kaiser von ganz Böhmen nur das einzige Budweis noch übrig. Den Winter über wurden Vergleichs-Verhandlungen gepflogen, die aber durch den Tod des Kaisers unterbrochen wurden. Mathias starb zu Wien, am 20. März 1619, im 63sten Jahre seines Alters.

28.

Kaiser Ferdinand II.

I. Ferdinand (1619 — 1637) kam unter den schwierigsten Umständen zur Regierung. Die Böhmen unter

den Waffen und Wien selbst mit einem Ueberfalle bedrohend; Schlessen, Mähren und Lausitz ihnen befreundet; Oesterreich sehr geneigt, sich mit ihnen zu verbinden; Ungarn nur an schwachen Fäden gehalten und von außen durch die Türken geschreckt; dazu von allen Seiten der Haß der Protestanten gegen ihn gerichtet, weil er aus seinem Eifer für die katholische Religion kein Hehl machte. Aber in diesen Augenblicken zeigte Ferdinand seine unerschütterliche Standhaftigkeit und sein felsenfestes Vertrauen auf den Gekreuzigten. „Unangesehen aller der Gefahren,“ sagt von ihm einer seiner Diener, der Graf Rhevenhiller, „hat der hochlöbliche Herr niemals verzagt, und ist beständig in Religion und Zuversicht gegen Gott verblieben; der hat ihn in seinen Schutz genommen, und ihm wider aller Menschen Veruunst über dieses rothe Meer geholfen.“

Der Graf Thurn rückte mit böhmischen Schaaren gegen Wien, und als man ihn über die Absicht dieses Zuges befragte, antwortete er: „Wo er irgend geworbenenes Volk wisse, da suche er es auf, um es zu zerstreuen. Zwischen Katholiken und Protestanten müsse künftig durchaus Gleichheit seyn, und jene nicht, wie bisher, gleich Del oben auf schwimmen.“ Thurn kam bis vor Wien, und seine Leute schossen sogar bis in die königliche Burg, wo sich Ferdinand, von öffentlichen und heimlichen Feinden umgeben, aufhielt. Er durfte seine Hauptstadt nicht verlassen, wenn nicht Oesterreich und damit die Hoffnung des Kaiserthums verloren gehen sollte. Aber die Protestanten hielten ihn doch für verloren; schon sprachen sie von seiner Einsperrung in ein Kloster und von der Erziehung seiner Kinder in der protestantischen Lehre. Und in dem gefährlichsten Augenblicke erschienen sechszehn Mitglieder der österreichischen Stände vor Ferdinand, und forderten mit Ungestüm seine Einwilligung zu ihrer Verfassung und zu dem Bündnisse, welches sie mit den Böhmen schließen wollten. In einer

aus ihnen ging sogar so weit, ihn bey den Knöpfen des Leibrockes zu fassen, mit dem dringenden Begehren, die vorgelegten Puncte sogleich zu unterzeichnen; „nun Ferdinandel!“ rief er höhniſch, „gieb dich, willst du denn nicht unterschreiben?“ Aber in eben diesem Augenblicke ritten wie durch wunderbare Fügung fünfhundert Dampierreſche Reiter, eben von Krems durch das Fiſcherthor, deſſen ſich Thurn noch nicht bemächtigt hatte, in Wien einrückend und weitere Befehle erwartend, unkundig deſſen, was im Schloſſe vorging, unter Trompetenſchall auf den Burghof. In größter Beſtürzung entfernten ſich die Abgeordneten. Den Reitern folgte bald Fußvolk nach; viele katholiſche Bürger und die Studirenden Wiens ergriffen die Waffen für Ferdinand; und um eben dieſe Zeit ward auch Mansfeld bey Budweis von Boucquoi geſchlagen. Da kehrte Thurn (22. Juny) nach Böhmen zurück, und Ferdinand entſchloß ſich, nach Frankfurt zur Kaiſerwahl zu reiſen.

II. Bereits am 19. July 1619 war Ferdinand in München, und verweilte, von den Bedrängniſſen der letzten Zeit ſich erholend, einige Tage bey dem trauten Freunde ſeiner Jugend, dem Herzoge Maximilian von Bayern. Von demſelben Eifer für die Religion durchdrungen, hatten beyde ſchon in ihren Studienjahren zu Ingolſtadt den Entſchluß gefaßt, der katholiſchen Kirche und ihrer Erhaltung in Deutschland ihre Kräfte zu weihen. Dieſer Entſchluß konnte kaum glücklicher ausgeführt werden, als wenn jezt die Geiſteskraft Maximilians ſich mit der Macht Ferdinands vereinigte. Sie ſprachen daher viel von den großen Angelegenheiten des Tages, von der nahestehenden Kaiſerwahl, den Unruhen in Böhmen und den Zwecken der Unirten. Ferdinand bath: es möchte ihm Maximilian beſonders auf den Fall, daß die Böhmen öffentlich von den Unirten unterſtützt würden, die öffentliche und beſtimmte Hülfe der Liga zu gewinnen ſuchen. Der Herzog verſprach die Erfüllung dieſer Bitte, und

trennte sich von Ferdinand mit dem herzlichsten Wunsche, denselben recht bald wieder als erwählten Kaiser umarmen zu dürfen.

III. Die geistlichen Churfürsten und die Stellvertreter der Churfürsten von Sachsen, Pfalz und Brandenburg waren bereits zu Frankfurt versammelt, als Ferdinand (28. July 1619) daselbst ankam. Doch dauerte es noch geraume Zeit, bis man zur Kaiserwahl schreiten konnte. Die weltlichen Churfürsten verlangten jetzt einstimmig, es sollten, ehe man einen Kaiser wählte, die böhmischen Streitigkeiten geschlichtet werden. Auch hatten die Böhmen drey Gesandte, eben so viele Stellvertreter ihrer Stände, nach Frankfurt abgeordnet, welche, statt Ferdinands, die böhmische Churstimme auf dem Wahltag behaupten sollten. Schon hegte die churpfälzische Partey — der Churfürst Friedrich V. war das Haupt der Union — die sichere Hoffnung, den König Ferdinand von dem Kaiserthron verdrängen zu können, und alles hing jetzt, wie es schien, einzig von der Entscheidung Chursachsens ab. Dieses aber blieb der alten Anhänglichkeit an Oesterreich getreu. Während die chursächsischen Gesandten den pfälzischen in Ansehung der Entscheidung der böhmischen Unruhen vollkommen beystimmten, waren sie gegen eben diese in Hinsicht auf die Kaiserwahl äußerst zurückhaltend. Bald wurde Chursachsen, wahrscheinlich durch die Bemühungen des Churfürsten von Mainz, auch zur Nachgiebigkeit wegen der böhmischen Angelegenheiten gebracht. Den böhmischen Gesandten ward der Zutritt in die Wahlstadt versagt, und die Mehrheit der Churfürsten kam überein, daß, sobald das Reich ein Oberhaupt haben, sonach die Furcht vor einer allgemeinen Verwirrung gehoben seyn würde, der große Streit wegen Böhmen geschlichtet werden sollte. Jetzt wick auch Churpfalz der Mehrheit, und erklärte, daß es, jedoch der Rechte der böhmischen Stände völlig unbeschadet, der Kaiserwahl beystreten wolle. Diese erfolgte endlich am 28. August 1619.

Mainz sammelte die Stimmen. Trier nannte den König Ferdinand, den Erzherzog Albrecht, und den Herzog Maximilian von Bayern als Fürsten, der Kaiserkrone vollkommen würdig, entschied sich aber für den erstern. Der Eurfürst von Cöln stimmte unmittelbar für Ferdinand, indem er versicherte, daß sein Bruder, der Herzog Maximilian, diese Würde nicht suche, sondern vielmehr dieselbe recht gerne einem andern überlasse. Der pfälzische Gesandte erklärte sich im Namen Friedrichs V. sehr bestimmt für Maximilian „als einen erfahrenen, verständigen und friedfertigen Fürsten, der sein Land in gutem Frieden regiere und in keinen Krieg verwickelt sey,“ fügte aber hinzu: daß er sich der Mehrheit der Stimmen bequemen würde. Nun verlangte der Reichserzkantler die Stimme Ferdinands; dieser aber behielt sich dieselbe bis an's Ende der Stimmensammlung bevor. Darauf stimmte der churfürstliche Gesandte für Ferdinand, ohne einen andern Fürsten zu nennen. Der brandenburgische Gesandte erklärte: Maximilian von Bayern, der König von Böhmen und der Erzherzog Albrecht würden dem Reiche wohl und nützlich vorstehen; da er aber vernommen, daß Bayern die Kaiserwürde nicht wünsche, so stimme er für Ferdinand. Nun ertheilte der Reichserzkantler selbst dem Könige von Böhmen sein Votum. Jetzt erst gab Ferdinand, den Rechten der goldenen Bulle gemäß, sich selbst die Stimme, und der churfürstliche Gesandte trat nun ebenfalls der Mehrheit bey. Voll Freude und Dank nahm Ferdinand die Würde an. Am 6. September 1619 erfolgte, ebenfalls zu Frankfurt, die feyerliche Krönung desselben.

29.

Eurfürst Friedrich V. von der Pfalz, König von Böhmen.

I. Zu derselben Zeit, als Ferdinand zum Besitze der Kaiserwürde gelangte, wurde ihm die böhmische Königs-

krone vom Haupte gerissen. Es glaubten jetzt die böhmischen Insurgenten, theils erbittert über die Ausschließung ihrer Gesandten zu Frankfurt, theils wohl auch aufgereizt durch die churpfälzische Parthey, mit der Ausführung des längst entworfenen Planes nicht mehr zaudern zu dürfen. Fast alle Staaten des Königs traten ihrem Vorhaben bey. Während dieser zu Frankfurt verweilte, verbündeten sich (21. July 1619) die Stände von Mähren, Schlesien und der Lausiz, ja selbst Ober- und Nieder-Oesterreich (16. August) mit den Böhmen zu dem gemeinsamen Zwecke, „ihre bürgerliche und religiöse Freyheit gegen die Eingriffe Ferdinands mit vereinigter Macht aufrecht zu erhalten.“ Diese Verbindung gab den Insurgenten neuen Muth, und bereits am 17. August 1619 ward Ferdinand, als Erbfeind der Gewissens-Freyheit, und als Slave Spaniens, welcher die fürchterlichen Drangsale des Krieges über Böhmen gebracht, die böhmische Krone durch verwerfliche Kunstgriffe erhalten, und durch geheime Verrätherey an Spanien verrathen habe, aller Ansprüche auf den Thron Böhmens verlustig erklärt. Bald folgte die Wahl eines neuen Staatsoberhauptes. Man beschleunigte diese, damit nicht in dem höchst wahrscheinlichen Falle, daß Ferdinand die Kaiserkrone davon trüge, die Menge, bewogen durch den Glanz dieser Würde, denselben zurückwünschen möchte. Bey der Wahl selbst stimmten mehrere anfänglich dahin, daß man Böhmen in einen Freystaat verwandeln solle; doch bald entschied man sich für die Fortdauer des Königthums. Mehrere Fürsten wurden jetzt in Vorschlag gebracht; allen aber ward der Churfürst Friedrich V. von der Pfalz vorgezogen. Er hatte bereits den Böhmen vielsache Dienste geleistet, galt in der öffentlichen Meinung für einen liebenswürdigen und edeldenkenden Fürsten, stand an der Spitze der protestantischen Union, und in genauer Verbindung mit England und Holland; und die Parthey, welche ihn umgab, hing seit dem Beginne der böhmischen Insurrection

mit den Häuptern derselben sehr eng zusammen. Am 27. August 1619 wurde daher der Churfürst von den böhmischen Ständen zum Könige von Böhmen gewählt, und am folgenden Tage traten die Abgeordneten von Mähren, Schlesien und der Lausitz diesem Schlusse einmüthig bey.

II. Als die Kunde von dieser Wahl nach München gelangte, überschickte der Herzog Maximilian unterm 11. Sept. 1619 durch einen Eilboten folgendes Schreiben an seinen Verwandten, den Churfürsten Friedrich, nach Amberg: „Es ist mir Nachricht gekommen, daß Euer Liebden der Antrag geschehen, als König nach Böhmen zu gehen: so doch nicht seyn soll, massen das unrecht, und großes Unglück über E. L. Land und Leute bringen wird. Ich kann hier nur widerrathen, das nicht zu thun, sondern dem Beyspiele anderer Fürsten und Herren zu folgen, die solche Kron ausgeschlagen; denn es ist auch diesem Volke gar nicht zu trauen. Wer seinem rechtmäßig angeborenen Herrn und König untreu und widerspenstig geworden, wird's um so leichter einem fremden. Die Krone ist von Gott den Fürsten bescheert, und kein Volk mag mit Recht dieselbe vergaben, weil es Meineid ist, was es thut. Auch sollte kein guter und redlicher frommer Fürst ein meineidig und aufrührisch Volk unterstützen und auf keine Weise behüflich seyn; ansonst sitzt keinem Fürsten seine Krone oder sein Fürstenhut mehr sicher auf dem Haupt, und meine Bayern und Ihre Unterthanen von der Pfalz mögen über kurz oder lang das Nämliche auch thun. E. L. mögen das wohl überlegen, und nicht wagen, gegen Kaiserliche Majestät und Reich Felonie zu begehen, indem Sie den tumultuarischen Leuten in Böhmen irgend auf eine Weis behüflich sind, oder gar ihr König werden. Geschieht so was, und wollen E. L. meinen gut gemeinten Rath nicht annehmen: so thut es mir leid, Deroselben sagen zu müssen, daß ich der Erste bin, der gegen die Böhmen und ihren unrechtmäßigen

König zu Felde zieht, damit löbliche Ordnung, und mit ihr Sicherheit und Ruhe im Reiche bleibe und bestehe, und nicht das Faustrecht wiederkehren möge, am Ende aber gar kein Fürst mehr sicher ist. Es sind jetzt unruhige Zeiten; denn Wölfe ziehen umher, und zehren auf, was heilig und gut ist und bleiben soll. Wir müssen auf Gott vertrauen und Gerechtigkeit üben, daß auch wir Gerechtigkeit erfahren, hier zeitlich und dort ewiglich. Ich bitt E. L., dieß mein Schreiben wohl zu erwägen, und meine gute Meinung und Rath nicht zu verwerfen, auch sich durch Hochmuth nicht blenden und durch Frauenred irre machen zu lassen, sondern als ein getreuer Churfürst dem Kaiser und Reich wohl zugethan und hold zu bleiben, und für Dero Land und Leute besorgt zu seyn.“^{*)}

III. Gleiche Abmahnung erhielt Friedrich von dem Churfürsten von Sachsen, von seinem Schwiegervater, dem Könige Jacob I. von England, und vom Kaiser Ferdinand, der deshalb einen eigenen Gesandten, den Grafen Johann von Hohenzollern, nach Amberg schickte. Allein der Glanz der Krone blendete den jungen Fürsten; ihr Besitz gewährte seiner Gemahlinn Elisabeth hohe Freude („lieber wolle sie bloßes Brod essen an seiner königlichen Tafel, als schwelgen an seinem churfürstlichen Tische“); Fürst Christian von Anhalt rieth fortwährend, sie anzunehmen; und die Furcht vor der Gefahr mußte der Ueberzeugung weichen, daß die heilige Sache des Protestantismus die Annahme der böhmischen Krone zur Gewissenspflicht mache, eine Ueberzeugung, welche der Hosprediger und Beichtvater des Churfürsten,

*) Siehe F. J. Lipowsky „Friedrich V. Churfürst von der Pfalz und König von Böhmen.“ München, 1824 S. 88 ff. — Ein zweites Abmahnungsschreiben (vom 24. Sept. 1619) erließ Herzog Maximilian an Friedrich, als dieser ihm durch eine eigene Gesandtschaft von seiner Wahl zum böhmischen Könige Nachricht geben ließ.

Abraham Scultetus (Schulz), ein sehr bedeutendes Mitglied des pfälzischen Staatsrathes, mit allen Mitteln des religiösen Eifers zu beleben und zu befestigen suchte. Endlich gab wohl auch das Glück, womit der Fürst von Siebenbürgen Bethlen Sabor, von den ungarischen Protestanten gerufen und im Einverständnisse mit den Böhmen, den kühnen Plan, dem Könige Ferdinand auch die Krone Ungarns zu entreißen, um eben diese Zeit auszuführen begann, dem Churfürsten Math bey dem großen Wagnisse. Er entschloß sich zur Annahme der Königswürde in Böhmen. Eiligst begab er sich nach Heidelberg, um die nöthigen Anstalten für seine Abwesenheit von der Churpfalz zu treffen. Hier erhielt er ein Schreiben von sämmtlichen Churfürsten, worin sie ihm die Gefährlichkeit seines Unternehmens sehr nachdrücklich vorstellten, und voraus sagten: „wie aus diesem kühnen Wagsstücke ein solcher allgemeiner Krieg und Aufruhr im Reiche sich erheben möchte, daß von dem erschrecklichen Blutvergießen, Land- und Leuten Verderben und von dessen Ursachen die Historien, so lange die Welt steht, zu reden haben werden; wie das heilige Reich, das mit aller Welt Lob und Verwunderung viel hundert Jahre florirt, den Türken und Ausländern zu einem Raubhaus ausgestellt, und die uralte deutsche Freyheit in unserm geliebten Vaterlande in eine ewige erbärmliche Dienstbarkeit verändert werde; und wie zu besorgen sey, daß er und sie den Ausgang dieses blutigen Krieges nicht erleben werden.“ Doch das Schreiben kam zu spät; der Churfürst hatte bereits die böhmische Wahlurkunde unterzeichnet. Zu Ende Septembers 1619 verließ er Heidelberg, empfing zu Baldsassen die erste Huldigung der Böhmen, hielt am 31. October seinen Einzug zu Prag, und ward am 4. November mit großer Pracht und Feyerlichkeit gekrönt.

IV. Kaum war Friedrich einige Wochen regierender Herr von Böhmen, als er auf das Zureden seines Hofpredigers Scultetus beschloß, nach den Grundsätzen Zwing-

It's und Calvins, zu denen das churpälzische Haus sich bekannte, eine Religionsreinigung vorzunehmen. Vor allem nahm er die Domkirche zu Prag den Katholiken ab, und übergab sie den Calvinisten. Sobald dieß geschehen war, begab sich eine königliche Commission, unter Anführung des Hofpred. yers, am St. Thomas Tage (21. Dec. 1619) nach dieser Kirche, um da die Altäre niederzureißen und die Crucifixe und Bildnisse der Heiligen mit Alexten und Hacken zu zertrümmern. Als die bestellten Arbeiter das große, herrliche Crucifix über dem Chor aus Ehrfurcht vor dem Erlöser und aus Achtung gegen die Kunst langsam herablassen wollten, ward ihnen befohlen, es herabzustürzen; und sein Fall erschütterte die ganze Kirche. Da trat ein böhmischer Calvinist vom Abel hinzu, stieß mit dem Fuße an dasselbe, und sprach die gotteslästerlichen Worte: „Hier liegst du, Armer, hilf dir selber!“ Die Gräber der Heiligen wurden ihrer Bierden beraubt, und die Gebeine vieler entehrt, zerschlagen und verbrannt.

Nachdem auf diese Weise die Kirche von „allem, was aus dem Papstthume herrührte,“ gereinigt war, wurde am heiligen Weihnachtsfeste der erste reformirte Gottesdienst in derselben gehalten. In dem Ende wurde im Chor, da, wo der Hochaltar gewesen, ein Tisch mit zwölf Sesseln aufgestellt. Auf dem Tische befand sich ein Kuchen und ein Trinkgefäß. Der König erschien, setzte sich, brach ein Stück von dem Kuchen, und aß. Den Uebrigen, die das Abendmahl mithalten wollten, wurden Stücke des Kuchens auf einem Keller gereicht, worauf sie einen Trunk thaten. Nach diesem bestieg Scultetus die Kanzel, und legte in einer Predigt der Versammlung die Gründe vor, welche den König bewogen hätten, die Bilder und Statuen aus der Kirche wegnehmen zu lassen. Einige Tage darauf erschien eine königliche Verordnung, wornach alle Kirchen im Königreiche nach dem Muster der Domkirche gereinigt, und der Gottesdienst nur nach reformirten Grundsätzen gehalten werden sollte.

Diese Reformirung mißfiel Katholiken und Lutheranern; und als die Kunde hievon sich im Auslande verbreitete, empörte sie alle Christen, und erschreckte selbst die protestantischen Mitglieder der Union, deren Hülfe doch dem neuen Könige immer nothwendiger ward.

30.

Schlacht auf dem weißen Berge bey Prag.

I. Auf der Rückkehr von Frankfurt hatte sich nämlich Kaiser Ferdinand nach München begeben, und dort mit dem Herzoge von Bayern ein Bündniß geschlossen, welches ihm Böhmen retten sollte. Diesem Bündnisse gemäß übernahm Maximilian den Oberbefehl über das katholische Vertheidigungswesen, wogegen Ferdinand den Ersatz aller Kosten und Verluste, selbst, wenn es seyn müßte, durch Abtretung österreichischer Länder versprach. — Auch mit Spanien gelang es dem Kaiser ein Bündniß abzuschließen, und der spanische Feldherr Spinola erhielt Befehl, von den Niederlanden aus in die pfälzischen Länder einzufallen. — Ferner veranstaltete der Churfürst von Mainz eine Zusammenkunft zu Mühlhausen mit dem Churfürsten Johann Georg II. von Sachsen und gewann ihn, nebst denen von Köln und Trier, zu dem Entschlusse, dem Kaiser alle mögliche Hülfe zu leisten, um ihm sein Königreich und das kaiserliche Ansehen zu erhalten.

Dem neuen böhmischen Könige blieb nun, außer seinen Unterthanen, keine Hülfe, als die der Union; und sie sowohl als die Liga rüsteten sich. Ganz Deutschland glich einem Waffenplage. Aller Augen waren auf den schwäbischen Kreis gerichtet, wo die beyden Heere zusammen treffen mußten. Da schlossen sie unerwartet zu Ulm am 3. July 1620 einen Vertrag, in welchem die Unirten versprachen, die Waffen niederzulegen, und beyde Theile einander Friede und Ruhe gelobten.

II. Nun brach Maximilian von Bayern mit dem li-

gistischen Heere sogleich gegen Friedrich auf, brachte auf dem Wege die Stände von Oberösterreich zum Gehorsam gegen Ferdinand (die Mehrzahl der niederösterreichischen Stände hatte ihm schon früher gehuldigt), vereinigte sich mit dem kaiserlichen Heere, und fiel rasch in Böhmen ein. Von der andern Seite besetzte der Churfürst von Sachsen in des Kaisers Namen die Lausitz.

Von Freystadt aus hatte Maximilian eine Mahnung an Friedrich, und ein Manifest an die böhmischen Stände erlassen, und beyden zugleich dasjenige Schreiben übersandt, wodurch ihn der Kaiser zur Unterwerfung Böhmens aufforderte und bevollmächtigte. Die Stände ermunterte er mit allem Nachdruck zur Unterwerfung unter den Kaiser, Friedrich den V. aber zur Niederlegung der böhmischen Krone. Beyden versprach er auf den Fall des Gehorsams die kaiserliche Gnade. Allein die Stände und der König beriefen sich auf ihre gute Sache, und erklärten, daß sie bereit seyen, für dieselbe Tod und Leben zu wagen.

III. Bey Annäherung der Feinde zogen sich die böhmischen Schaaren mit ihreg Verbündeten nach Prag zurück, so daß sie am 8ten November 1620 am frühesten Morgen auf dem weißen Berge ankamen. Hier stellte Fürst Christian von Anhalt, zum Kampfe bereit, sobald es nur der Nebel zuließ, das Heer in Schlachtordnung. Der Standort war vortrefflich. Den Rücken des Heeres deckte das befreundete Prag, welches Bedürfnisse und Mannschaft liefern, und im Falle der Noth ein Zufluchtsort seyn konnte. Zur Rechten war der königliche Park, stark mit Truppen besetzt, zur linken ein steiler Abhang. Nur von vorn, wo der Berg überdies, wie überall, rauh und hügelig war, konnte das Heer angegriffen werden. Hier sollten Verschanzungen decken. Die Schlachtordnung hatte die Gestalt eines gespannten Bogens, und bestand aus drey Linien, deren letzte die ungarische Reiteren, gegen 6000 Mann stark, zu dem Behufe bildete, damit sie, sobald es die Umstände erforderten, von den Seiten

einbrechen könnte. Auch an trefflichen Anführern fehlte es den Böhmen nicht. Fürst Christian von Anhalt galt selbst in dem Urtheile seiner Feinde für einen ausgezeichneten Feldherrn. Nach ihm wurden die Grafen von Hohenlohe, von Thurn, von Solms, von Hollach, auch der jüngere Fürst von Anhalt, der älteste Sohn Christians von Anhalt, und einige andere mit Ruhm genannt. Wohl war das Heer kaum 21.000 Mann stark; aber die treffliche Stellung war ein hinreichender Ersatz für die geringere Anzahl. Nur dafür war kein Ersatz möglich, daß bey der Mehrzahl der böhmischen Truppen, wie bey dem Bunde der Böhmen überhaupt, der Geist der Ordnung, der Einigkeit und des Gehorsams fehlte. Vorzüglich war dieß der Fall in Hinsicht der Ungarn, welche von Bethlen Gabor vor einiger Zeit zur Hülfe gesendet worden waren.

Das katholische Heer war voll Streitslust. Der Herzog und die Truppen der Liga hatten die Böhmen in der Nacht, als diese sich auf den weißen Berg zurückzogen, unermüdet verfolgt, und standen ebenfalls Morgens den 8. November im Angesichte derselben. Etwas später kamen die kaiserlichen an. Mittlerweile nöthigten die Bayern den Feind in seine Verschanzungen zurück, und würden die Schlacht selbst alsbald begonnen haben, wenn nicht Maximilian sie mit Gewalt davon abgehalten hätte. Solche Raschheit mißfiel dem Grafen von Boucquoi, welcher stets zauderte, und jetzt noch überdies fieberkrank war. Es entstand Streit unter den Feldherrn. Boucquoi meinte: es sey überhaupt räthlicher, bey solcher Stellung den Feind nicht anzugreifen, sondern zu umgehen, zu beobachten, und indessen Prag selbst zu bestürmen. Maximilian aber und der bayerisch-ligistische General, Johann Tzerclas Graf von Tilly, beharrten auf nachdrucksvoller Geschwindigkeit. Da trat Vater Dominicus de Jesu Maria, ein wegen seiner leuchtenden Frömmigkeit allgemein verehrter Carmelite aus Spanien, welcher den

Herzog begleitete, unter die streitenden Feldherren, und sprach: „Ach, Söhne der Kirche! ist es jetzt Zeit, zu zweifeln, zu zaudern? Wie, jetzt da der Herr seine und eure Feinde in eure Hände giebt, sollten wir sie nicht angreifen? sie, die wir, so gewiß wir leben, überwinden werden? O glücklicher Streit, der für Gott gestritten wird! Ja, Herren, es handelt sich hier um Gottes Sache. Auf denn, auf! vertheidigt sie tapfer, und seyd gewiß, daß er euch den Sieg geben wird. Die Feinde, welche uns gegenüber stehen, stützen sich auf ihren Stolz; wir aber auf die göttliche Allmacht. Sehet — (indem er dieß sagte, zeigte er ein von Calvinisten verstümmeltes Marienbild vor) — sehet, was sie dem Bilde der heiligen Mutter gethan haben! Fürwahr, diese wird euch beschützen, und Gott wird ihre Ehre retten. Vertraut auf unsern Herrn, und gehet kühn in die Schlacht! Er streitet für euch, und wird euch bald den Sieg geben.“ „Nun denn,“ sprachen hierauf die Feldherren, „im Namen Gottes, für den wir kämpfen, werde die Schlacht begonnen!“ „Heilige Maria!“ war das Loosungswort des katholischen Heeres. Es war zwölf Uhr Mittags, an der Octave des Festes Aller Heiligen, an dem Sonntage, da die christliche Kirche sich der Worte ihres Stifters erinnert: „Gebet dem Kaiser, was des Kaisers, und Gott was Gottes ist!“

Das katholische Heer, über 30,000 Mann stark, bildete ein Viereck. Auf dem rechten Flügel standen die Kaiserlichen, auf dem linken die Truppen der Liga. Zahlreiche Geschwader von Reiterey waren sehr zweckmäßig unter die Schaaren des Fußvolks vertheilt. Mehrere ausgezeichnete Officiere, besonders aus der spanisch-niederländischen Schule, führten das Heer an. Vor allen ragte der sechzigjährige Tilly hervor. Dem ganzen Heere gab Maximilian seine Seele. Er und Boucquoi standen in dem Hintergrunde des Treffens.

Tilly und Tiesenbach führten die vordersten Reihen

des katholischen Heeres den Berg hinan. Ein lebhaftes Artillerief Feuer empfing sie. Hart war der Anfang des Kampfes. Wie Mauern standen die Heere einander gegenüber. Eine halbe Stunde schwankte der Sieg. Es leuchtete besonders der Heldennuth des jungen Fürsten von Anhalt hervor. Wie ein Blitzstrahl warf er sich mit seinen Reitern den immer zahlreicher herandrängenden Schaaren des katholischen Heeres entgegen, jagte erst das tiefenbachische, dann das breunnerische Regiment in die Flucht, nahm den Obersten Breuner gefangen, und schien den Sieg fesseln zu wollen. Doch Verdugo hielt unerschüttert mit seinen Ballonen, Maximilian und Boncquoi trieben mit dem Degen in der Hand die Fliehenden zurück, und ein bayerisches Reitercorps, von dem Obersten Krag angeführt und von Tilly herbeigerufen, drang mit Löwenwuth auf den jungen Fürsten und dessen Reiter ein, und stellte die Ordnung bey den Fliehenden wieder her. Der Oberste Breuner wurde befreyt, der junge Held aber gefangen, und sein Corps zerstreut. Hierüber erschracken die Ungarn, welche von den Seiten einbrechen sollten, so sehr, daß sie bey dem ersten Andrang des Feindes die Flucht ergriffen. Da flohen auch die deutschen Reiter, und nach diesen ein Theil des Fußvolks. Herzog Johann Ernst von Weimar wollte die Ungarn aufhalten. Aber ihr Anführer entgegnete ihm: die Deutschen fliehen auch! „Gerne,“ rief der Herzog, „will ich kein Deutscher seyn, sondern ein Ungar, wenn ihr bleibt.“ Vergebens. Es flohen Ungarn, Deutsche, Böhmen, Engländer, jeder, wie er konnte, zu Fuß, zu Pferd. Nur eine kleine Schaar harrte aus. Es waren die Mähren, welche, angeführt von den jungen Grafen von Schlick und von Thurn, den männlichsten Widerstand thaten. Sie wollten siegen oder sterben. Und bis auf wenige empfingen sie den Tod; aber um ihnen diesen zu geben, mußte sich die ganze Nacht der Kaiserlichen und Bayern versammeln. Der junge Graf von Schlick, der wie ein Gemeiner zu Fuße

stritt, ward gefangen; Thurn rettete sich. Alle ihre übrigen Streitgenossen waren mittlerweile geflohen; der Sieg des katholischen Heeres war vollkommen. Nur eine Stunde hatte der Kampf gedauert.

Hundert Fahnen, eine reiche Beute, und unter diesen zehn Kanonen fielen den Siegern in die Hände. Ungefähr vier tausend aus dem böhmischen Heere, und kaum so viele Hundert von den Kaiserlichen und Bayern deckten das Schlachtfeld. Viele Flüchtlinge, besonders Ungarn, fanden ihren Tod in der Moldau. Der junge Fürst von Anhalt, die Grafen von Schlick und Styrum, und überhaupt gegen fünf hundert aus dem böhmischen Heere, geriethen in die Gefangenschaft. Unter den Leichnamen auf dem Schlachtfelde lag auch Gottfried Heinrich von Pappenheim, Oberster bey dem Heere der Liga, mit sechs gefährlichen und vierzehn minder bedeutenden Wunden bedeckt. Aus den Händen der Croaten rettete ihn ein kaiserlicher Soldat. Er ward in's Leben zurückgebracht, um noch lange in diesem Kriege zu glänzen.

IV. An der Tafel empfing Friedrich V., welcher erst am Abende vorher aus dem Feldlager nach einem Aufenthalt von sieben Wochen zurückgekehrt war, die überraschende Nachricht, daß das katholische Heer den Kampf wirklich begonnen und bereits glücklich geendigt habe. Von dem Balle aus sah er sein Unglück. Fürst Christian von Anhalt, die Grafen von Hohenlohe und von Thurn und Schaaren von Flüchtlingen drängten sich in die Mauern von Prag. Auch das katholische Heer näherte sich der Stadt. In solcher Noth wandte sich Friedrich an seinen Verwandten, den Herzog von Bayern, bath diesen um einen Waffenstillstand von 24 Stunden, und äußerte zugleich den Wunsch, Unterhandlungen anzuknüpfen. Maximilian aber erwiederte: Die Verzichtleistung auf die böhmische Krone sey die erste Bedingung aller Unterhandlungen; auch könne er nur 8 Stunden Stillstand gewähren. Immer noch Zeit genug für Fried-

drich V., um einen männlichen Entschluß zu fassen. Mehrere riethen ihm, in Prag zu bleiben; „diese Stadt werde ihm eine hinreichende Anzahl von Vertheidigern geben, auch werden sich die Flüchtlinge wieder sammeln, Pilsen und andere Plätze seyen ja noch in den Händen des mansfeldischen Corps, bald dürften die 12.000 Ungarn Bethlen Gabor's ankommen; der Feind hingegen werde durch Mangel, Krankheiten und rauhe Witterung aufgerieben werden.“ Allein Friedrich verschmähte diesen Rath, und verließ den 9. November am frühesten Morgen den Sitz seines Königthums als Flüchtling. Seine Gemahlinn, der Fürst Christian von Anhalt, die Grafen von Hohenlohe und von Thurn, und einige andere begleiteten ihn. So eilig war die Flucht, daß Friedrich die Reichskrone, und der Fürst von Anhalt, zum Unglück für Viele, seine geheimsten Papiere zurücließ. Erst in Breslau fanden die Flüchtlinge auf kurze Zeit Sicherheit; von da begab sich Friedrich nach Holland, und lebte dort auf Kosten seines Schwiegervaters, des englischen Königs. Nur einen Winter hatte seine Herrlichkeit gedauert, weshalb man ihn auch spottweise den „Winterkönig“ nannte.

V. An dem nämlichen Tage, als Friedrich V. Prag verließ, hielt Maximilian seinen Einzug in dasselbe. Viele Einwohner der Stadt, besonders die Katholiken, freuten sich der Ankunft des Siegers. Die übrigen hatten bange Besorgnisse; allen fehlte ein Mittelpunkt, an welchen sie sich halten konnten. Bereits am 11. November 1620 huldigte daher ganz Prag dem Kaiser. Dasselbe geschah einige Tage darauf von den in Prag anwesenden böhmischen Ständen. Diese sowohl, als die Repräsentanten der Stadt thaten demuthsvolle Abbitte wegen ihrer Theilnahme an der Insurrection, lieferten die sämtlichen Bundesurkunden aus, und schwuren dem Kaiser, als ihrem rechtmäßig gekrönten und gesalbten Könige, aufs neue den Eid der Treue und des Gehorsams. Wegen Verzeihung des Vergangenen und Bewahrung ihrer Vorrechte

wurden sie auf die Gnade ihres Herrschers verwiesen. Uebrigens vereinigte Maximilian bey diesem ganzen Geschäfte mit dem nöthigen Ernste große Milde, und suchte besonders den Ausschweifungen der Truppen, so viel er konnte, Einhalt zu thun. Am 17. November aber trat er, nachdem er dem Fürsten Carl von Lichtenstein als Statthalter die weitere Besorgung der böhmischen Angelegenheiten übergeben, den größern Theil des katholischen Heeres aber unter Lilly in Prag zurückgelassen hatte, seine Rückreise nach München an. Freudetrunken empfingen ihn am 20. November 1620 die Einwohner seiner Hauptstadt. Er aber, allen Prunk verschmähend, begab sich, noch ehe er seinen fürstlichen Palast betrat, in die Kirche zu Unser Lieben Frau, um Gott für das Glück seiner Waffen zu danken *).

31.

Bestrafung der Empörer. Aichtserklärung gegen Friedrich V.

I. So sehr sich der neue Statthalter von Böhmen durch Gerechtigkeit, Herzensgüte, Mäßigkeit und Klugheit auszeichnete, und so Aller Achtung und Liebe erwarb: so konnte und durfte er doch nicht hindern, daß nicht des Kaisers Befehl vollzogen wurde, in Folge dessen von einem aus zwölf vornehmen Böhmen und Oesterreichern zusammengesetzten Gerichte die Untersuchung über die von den Böhmen gewagte Empörung und die dabey verübten Verbrechen geführt werden sollte. Jene Häupter der Rebellion, welche nach der Schlacht am weißen Berge durch das gütige und freundliche Benehmen des Fürsten von Lichtenstein sicher gemacht und dem Landfrieden trauend wieder nach Prag zurückgekehrt waren, wurden an Einem

*) Siehe E. W. Fr. v. Breyer „Geschichte des dreißigjährigen Krieges.“ Bd. I. München 1811. S. 428 ff.

Tage und zu Einer Stunde in Haft genommen; sieben und zwanzig Abwesende aber, und unter ihnen Heinrich Matthäus Graf von Thurn und Joachim Andrá Graf von Schlick, wurden aufgefordert, binnen sechs Wochen sich in Person zu stellen. Rasch, aber auch gerecht und sicher wurde die gerichtliche Untersuchung geleitet, und dann die verhandelten Acten nach Wien abgesendet. Dem Kaiser fiel es schwer, die Todesurtheile gegen so viele Verbrecher zu unterschreiben; er zögerte, seine Hand zitterte, und Thränen traten ihm in die Augen. Da stellten ihm seine Rätthe vor: „Wozu denn Gesetze wären, wenn sie nicht vollzogen würden? Er möchte doch überlegen, in welche große Gefahr durch der Schuldigen Hochverrath die politische Existenz der ganzen österreichischen Monarchie versetzt, wie vieler Tausende Blut unschuldig vergossen worden, um diese zu erhalten; er solle sich erinnern, daß sich die rebellischen Böhmen nicht auf ihr Land allein beschränkt hätten, sondern bewaffnet in das Herz von Oesterreich gedrungen, auf Wien losgegangen wären, und mit dem Rebellen Bethlen Gabor in staatsgefährliche Verbindungen sich eingelassen, dem Kaiser seine Krone mit Gewalt geraubt, sie auf eines andern Fürsten Haupt gesetzt, und seiner Majestät öffentlich Hohn gesprochen hätten; er solle erwägen, daß nach den Gesetzen eines jeden Staats schon der Versuch des Hochverrathes als vollbrachte That angesehen und mit dem Tode bestraft werde, und hier sey nicht bloß Versuch, sondern das vollbrachte schändliche Verbrechen selbst.“ Diese und no chandere Gründe, und die Beachtung, daß die von den Richtern angetragene Strafe auf Wenige, der Schrecken auf Viele, und das Beyspiel auf Alle sich erstreckte, bewogen endlich den Kaiser, die Gerechtigkeit walten zu lassen und den Ausspruch der Richter zu unterzeichnen, jedoch mit der Ermäßigung, daß kein zum Tod Verurtheilter lebendig geviertheilt werden sollte. Am 20. Juny 1621 wurden demnach sämmtliche Verurtheilte in ver-

schlossenen Wagen nach dem Altstädter Rathhaus gebracht, und am darauffolgenden Tage sieben und zwanzig auf einer vor demselben errichteten und mit schwarzen Tüchern bedeckten Bühne öffentlich hingerichtet: vier und zwanzig vom Adel (und darunter der von Sachsen ausgelieferte Graf von Schlick der erste) durch das Schwert, drey aber, bürgerlichen Ranges, durch den Strang. Die übrigen wurden theils zu lebenslänglicher Gefangenschaft, theils zu Leibesstrafen, alle aber zum Verluste ihrer Güter verurtheilt.

II. Was die kaiserlichen Rätthe und den Kaiser selbst bewogen haben mag, nicht nur hier, sondern auch in der Folge nach der Strenge der Gerechtigkeit zu verfahren, war wohl auch das Betragen des geflüchteten Churfürsten Friedrich. Als sich dieser nämlich mit seinen Höflingen und Rathgebern vom ersten Schrecken erholt hatte, war er fern, an eine Ausöhnung mit Kaiser und Reich zu denken, und dadurch den ruhigen Besitz seiner Churlande wieder zu erhalten, sondern trugte auf Waffengewalt und den ihm zugesicherten Beystand einiger Fürsten des In- und Auslandes. Noch während seines Aufenthaltes zu Breslau ernannte er den Grafen Ernst von Mansfeld, der mit seinem Armee-corps die besetzten Städte Pilsen und Tabor besetzt hatte, zu seinem Feldmarschall, mit dem Befehle, für seinen Dienst so viele Soldaten in Böhmen zu werben, als ihm möglich wäre. Die Fürsten und Stände der Union forderte er mit allem Nachdrucke auf, sich seiner, der Calvinisten und Protestanten gegen den Kaiser und die übrigen katholischen Fürsten und Stände des Reiches anzunehmen, die Waffen gegen dieselben zu ergreifen, und den zu Ulm abgeschlossenen Vertrag umzustossen. An Bethlen Gabor aber schrieb er unter anderm: „Eine seiner ersten Sorgen wäre nun, die von ihm abgefallenen Böhmen mit Feuer und Schwert zu verfolgen, und seine Unterthanen der Churpfalz von der spanisch-österreichischen Tyranney zu befreien. Dazu

habe er mit Hülfe von England, Dänemark, Schweden und des niedersächsischen Kreises ein wohlgerüstetes Heer von 20.000 in den Waffen geübten Soldaten beysammen, mit dem er binnen zwey Monaten nach Böhmen aufbrechen, und zuerst dieses Land, alsdann aber auch, vom Grafen Mansfeld unterstützt, seine Pfalz am Rhein erobern würde. Bethlen Gabor möchte also auch seiners seits bewirken, damit Oesterreich, Steyermark und Kärnthen verheert, Mähren verwüstet, und Schlessien mit seinen Ländtheilen in Asche verwandelt würde.“ Zu diesen Aeußerungen Friedrichs kam noch das Betragen der calvinischen Prediger in Böhmen, welche nicht nur gegen die katholische Religion und ihre Befenner überhaupt, sondern auch gegen den Kaiser und seine Rätthe die beleidigendsten Worte ausstießen, und die mit dem Tode bestraften Hochverräther und Majestätsverbrecher als Unschuldige und Martyrer, ihre Richter aber als Wütheriche und Tyrannen erklärten. Alles dieses brachte den Kaiser zur Ueberzeugung, daß, so lange Befenner der verschiedenen protestantischen Religionen im Lande wären, die Ruhe in Böhmen nicht wieder hergestellt werden könnte. Es wurden daher nach und nach alle nicht katholischen Prediger aus dem Lande gewiesen; und nach einigen Jahren wurde allen Herren, Rittern und Bürgern angekündigt, daß kein Unterthan in Böhmen werde geduldet werden, der sich nicht zur katholischen Kirche bekenne. Friedrich aber wurde, als einer, welcher sich von den ungehorsamen untreuen Rebellen für ein Haupt aufwerfen lassen, als Verächter und Verleger der kaiserlichen Hoheit und Majestät, und als Verbrecher gegen den gemeinen ausgekündeten Landfrieden“ vom Kaiser unterm 22. Jänner 1621 in des heiligen Reiches Acht und Aberacht erklärt. Gleiche Acht und Aberacht sprach Ferdinand gegen Johann Georg Markgrafen von Brandenburg: Jägerndorf, gegen den ältern Fürsten Christian von Anhalt, und gegen Georg Friedrich Reichsgrafen von Hohenlohe,

und befahl die strenge Vollziehung derselben, die er dem Churfürsten von Sachsen wegen des Markgrafen und des Fürsten von Anhalt, dem Erzherzoge Albert wegen der Rheinpfalz, dem Herzoge von Bayern wegen der Oberpfalz, und dem Fürstbischofe von Bamberg und Würzburg wegen des Grafen von Hohenlohe übertrug. Bald hernach löste sich auch die Union in Folge eines Vertrags mit dem Kaiser (12. April 1621) förmlich auf.

32.

Fortsetzung des dreißigjährigen Krieges. Herzog Maximilian von Bayern, Churfürst.

I. Aller menschlichen Berechnung nach war jetzt der Streit entschieden; Böhmen war unterworfen, die Union aufgelöst, das Haus Pfalz gestürzt, und der Churfürst einem Flüchtlinge gleich. Woher sollte noch Widerstand kommen? — Und dennoch kam er, und zwar zunächst aus der rastlosen Thätigkeit eines einzelnen Mannes, welcher den angefangenen Streit so leichten Kaufs nicht gewonnen geben wollte, und sein Zeitalter zu gut kannte, um nicht auf unerwarteten Wechsel des Glückes für den Kühnen und Standhaften zu rechnen. Er wußte, wie die Gemüther der Völker gespannt waren und nur auf die Anführer warteten, um den hartnäckigen Kampf neuerdings zu erheben; wer ihr Vertrauen gewann, konnte das Außerordentliche wagen. Eben jener Ernst von Mansfeld, welchen Friedrich zu seinem Feldmarschall ernannt hatte, sammelte unerwartet, nachdem er aus Böhmen gedrängt worden, neue Schaaren und erklärte, er werde die Sache Friedrichs von der Pfalz gegen den Kaiser noch länger verfechten. In kurzer Zeit hatte er an 20.000 Mann beisammen, und zwang das ligistische Heer unter dem Grafen Tilly, immer gegen ihn zu Felde zu liegen. Er führte es noch 1621 durch schnelle und kluge Märsche hin und her, und verheerte die dabey

katholischen Stifter in Franken, Würzburg, Bamberg und Eichstädt, dann Speyer, Worms und Mainz am Rheine, und endlich das schöne, blühende Elfaß.

II. Sein Beispiel reizte mehrere. Zuerst trat der Markgraf Georg Friedrich von Baden-Durlach für die Sache des pfälzischen Hauses auf den Kampfplatz, sammelte ein schönes Heer, und vereinigte sich mit Mansfeld. Er wollte nicht als deutscher Reichsfürst kriegen, damit sein Land nicht büßen müßte; daher übergab er, ehe er ins Feld zog, die Regierung seines Landes seinem Sohne. Ihm, mit Mansfeld vereinigt, war Tilly nicht gewachsen; als sie sich aber trennten, schlug dieser den Markgrafen bey Wimpfen am 8. May 1622.

Da fand Mansfeld einen neuen Helfer an dem Herzoge Christian von Braunschweig, des regierenden Herzogs Bruder, der in jugendlichem Feuer sich gleichfalls zum Kämpfer für den vertriebenen Churfürsten und seine Gemahlinn aufwarf. Mit einem ansehnlichen Haufen stieß er nach manchen Abenteuern und Raubzügen *) zu Mansfeld; und nun suchten beyde zum zweyten Male das Elfaß heim. Dann wandten sie sich bald hieher, bald dorthin, fielen in Lothringen ein, machten sogar Paris einen Augenblick zittern, indem sie den französischen Calvinisten zu Hülfe zu ziehen drohten, und trieben das kühne Kriegsspiel zum Schrecken aller Länder umher. Zuletzt (Aug. 1622) gingen sie den Holländern gegen die Spanier zu Hülfe.

Tilly hielt indeß die pfälzischen Länder besetzt; und in dieser Zeit war es, als er sich (16. September 1622) der Stadt Heidelberg, und mit ihr der vortrefflichen

*) In den Stiftern Mäuser und Paderborn raubte Christian von Braunschweig aus den dortigen Kirchen einen unermesslichen Schatz von Gold und Silber, und ließ dann Thaler prägen, mit seinem Bildniß und der Legende: „Gottes Freund, der Pfaffen Feind.“

Heidelberger Büchersammlung bemächtigte, die der Herzog von Bayern größtentheils dem Papste Gregor XV. zum Geschenke machte *).

*) „Die vom Kampfe erhigten und zum Theile selbst ermüdeten Reiter führten ihre Pferde in Stellungen, wo keine Streu für dieselben zu haben war. Sie durchsuchten mehrere Gebäude, um Stroh für die Pferde zu erhalten, und fanden keines, wohl aber Acten = Stöße und Papier genug, als sie in die Kanzleyen und Registraturen der Regierungs- und Universitäts-Gebäude kamen, wobey sie auch einige Bücher mitnahmen und anstatt des Strohes den Pferden in den Stellungen unterstreuten. Dieses besondere Surrogat für Stren verbreitete in der Folge das Gerüde, als wäre dieses Papier aus der berühmten Heidelberger Bibliothek genommen worden. Allein diese blieb von den Soldaten im Chore der Hauptkirche zum heil. Geist, wo sie aufgestellt gewesen, unberührt; denn Kirchen waren den Soldaten heilig, in Kirchen war den dahin Geflüchteten Sicherheit gewährt, und für die Erhaltung der Bibliothek war vorhin gesorgt, daher während der Belagerung Tilly schon Befehl gegeben, die heil. Geist = Kirche mit Brandschiffen zu verschonen. — Ueber diese Bibliothek, deren Handschriften allein auf 80,000 Kronen geschätzt wurden, und die Tilly stets bewacht halten ließ, disponirte ganz Bayerns Herzog Maximilian. Einige seltene und vorzügliche Handschriften erhielt die Wiener-, und mehrere derselben die Münchner-Hofbibliothek, der größere Theil aber, und alle Bücher und übrigen Werke wanderten nach dem Vatican in Rom. Denn da der Papst zur Cassa der katholischen Liga gleich Anfangs 200,000 Kronen zahlte, und bedeutende monatliche Zahlungen an Geld leistete, auch zur Unterstüßung derselben an genannten Herzog, den 6. October 1621, vermittelst Wechsel ferner 80,000 Gulden schickte; da viele Handschriften und Bücher aus den aufgehobenen pfälzischen Klöstern und Stiftern in diese Bibliothek gekommen waren: so erheischten Gerechtigkeit und Billigkeit, auch an den von der Liga gemachten Eroberungen dem Papste seinen Antheil zu geben; und so war als das schicklichste die Heidelberger Bibliothek für denselben anzuweisen. Sie wurde auch an dessen Bibliothekar, Leo Allatius, der deswegen eigens nach Heidelberg gekommen war, übergeben, und mit Mantihieren nach Rom abgeführt.“ (S. Lipowsky „Friedrich V.“

III. Im Jahre 1623, am 25. Februar, ward die durch die Nechtung Friedrichs dem Kaiser und Reiche heimgefallene Churwürde (welche bereits vor Ertheilung der goldenen Bulle zwischen Bayern und Pfalz gewechselt hatte) auf dem deshalb veranstalteten Churfürstentage von Ferdinand auf Maximilian, den Herzog von Bayern, feyerlich und urkundlich übertragen. Im nämlichen Jahre (6. August) wurde der Herzog Christian von Braunschweig, da er sich eben wieder im Felde zeigte, bei Stadtloo im Münsterschen von Tilly so sehr geschlagen, daß sein ganzes Kriegsvolk zu Grunde gerichtet wurde.

IV. Die protestantischen Stände sahen jetzt ihren Fehler ein, Friedrich V. ohne Unterstützung gelassen zu haben, und glaubten, nicht länger mehr unthätig ihr Schicksal erwarten zu dürfen. Zuerst regten sich die Stände des niedersächsischen Kreises, an dessen Grenze der furchtbare Tilly mit seinem Heere stand. Da ihre Vorstellungen um seine Zurückberufung nicht fruchteten, fingen sie an, sich zu rüsten, und erwählten den König Christian IV. von Dänemark, als Herzog von Holstein, zum Kriegsobersten des Kreises (Februar 1625). Er versprach eine ansehnliche Hülfe, und auch England hatte eine solche zugesagt. Christian von Braunschweig und Ernst von Mansfeld erschienen wieder, und warben Krieger mit englischem Gelde.

33.

Wallenstein Generalissimus des Kaisers.

I. Bisher war der Krieg in Deutschland von katholischer Seite fast einzig mit dem Heere der Liga geführt worden; bey den größern Anstalten der Gegner forderte

S. 238 f.) — Im Jahre 1818 wurde diese Bibliothek, auf Verwenden des Kaisers von Oesterreich und des Königs von Preußen, vom Papste zurückgegeben, und wieder nach Heidelberg gebracht.

diese auch vom Kaiser eine nachdrücklichere Unterstützung. Der Kaiser wünschte selbst, ein eigenes ansehnliches Heer ins Feld zu stellen; aber es fehlte an den nöthigen Mitteln zur Rüstung. Da erbot sich ein Mann, welcher als Einzelner, in Mansfelds Sinne, den Krieg im Großen zu führen gedachte, die Verlegenheit des Kaisers durch eigene Kräfte zu lösen. Dieser Mann war Albrecht von Wallenstein, oder eigentlich Waldstein. Er war aus einem edlen böhmischen Geschlechte entsprossen, und 1583 zu Prag von lutherischen Aeltern geboren; später war er zur katholischen Kirche übergetreten. Sein feuriger, rastloser Geist hatte ihn von Kindheit an in vielen menschlichen Verhältnissen und in den Ländern Europa's umhergetrieben; und mit Erfahrungen und Kenntnissen gerüstet ging er in die Dienste des Kaisers Rudolph. Ein unbegrenzter Ehrgeiz füllte seine Seele, und er fühlte in sich die Kraft, ein ganzes Zeitalter mit sich fortzureißen. Ein geheimnißvoller Zug seiner Natur führte ihn zu der gefährlichen Wissenschaft der Astrologie, seine Seele verlor sich in ihren dunklen Irrgängen; aber so viel las er mit der größten Gewißheit in den Sternen, weil er es in seiner eigenen Brust trug, daß er zu etwas Außerordentlichem bestimmt sey. — Er wußte sich bald in Wien großes Ansehen zu erwerben. Zuerst focht er mit den Ungarn, stellte 200 Reiter auf eigne Kosten ins Feld, und kämpfte dann mit seiner Schaar gleichfalls tapfer bey Prag gegen Friedrich V. von der Pfalz. Zur Entschädigung für die Verwüstung seiner Güter in diesem Kriege erhielt er die Herrschaft Friedland in Böhmen, und mit ihr den Fürsten- und später den Herzogs-Namen. Darnach, während Tilly an der Spitze des ligistischen Heeres im Reiche befehligte, hatte er still finnend auf seinen Gütern gesessen, ungeduldig, daß ein Krieg ohne ihn geführt werde. Jetzt, als der Kaiser ein eigenes Heer aufstellen wollte, erbot er sich, ein solches, fast ohne allen Kosten für den Kaiser, zusammen zu bringen. Nur

bedingte er sich den unumschränkten Oberbefehl mit der Vollmacht aus, alle Anführerstellen allein vergeben zu dürfen, und nicht etwa ein Heer von nur 20.000, sondern von 50.000 Mann zu werben: ein solches, meinte er, werde sich schon selbst zu nähren wissen. Er erhielt die Vollmacht, und in wenigen Monaten war ein ansehnliches Heer gesammelt. Solche Gewalt hatte damals schon der Ruf seines Namens. Wallenstein war auch zum Kriegsfürsten geboren. Sein scharfes Auge unterschied auf den ersten Blick den Tüchtigen von der Menge, und wies einem jeden den rechten Platz an; sein Lob, weil es selten kam, bewerte zur höchsten Anstrengung aller Kräfte, und sein beständiger, wortlanger Ernst erhielt strengen Gehorsam. Schon sein Anblick flößte Ehrfurcht ein: eine lange stolze Gestalt, das schwarze Haar kurz abgeschnitten, und in den feurigen, tiefen Augen ein finsterner, geheimnißvoller Blick.

II. Im Herbst 1625 brach er mit dem neuen Heere durch Schwaben und Franken nach Niedersachsen auf. Tilly mochte sich mit einem solchen Helfer nicht vereinigen, der über ihm stehen wollte, und beyde führten den Krieg gesondert. Wallenstein, nachdem er einen Haufen Bauern, die sich ihm bey Göttingen entgegen stellen wollten, auseinander getrieben, zog sich in das Halberstädtische und Magdeburgische, weil diese Gegenden noch nicht vom Kriege ausgesogen waren.

Das Jahr 1626 fing mit ernsthaften Waffenthaten an. Der Graf von Mansfeld rückte gegen Wallenstein an die Elbe, wurde zwar an der Dessauer Brücke zurückgetrieben, wandte sich aber mit kühner Entschlossenheit plötzlich nach Schlesien, um sich mit dem siebenbürgischen Fürsten Bethlen Gabor zu vereinigen, und den Krieg mitten in die österreichischen Länder zu versetzen. Wallenstein war wider Willen gezwungen, ihm mit seinem Heere zu folgen. Nach beschwerlichen Zügen kam Mansfeld in Ungarn bey Bethlen an, fand aber keine gute Aufnahme,

weil er nicht, wie jener erwartet hatte, große Geldsummen mitbrachte. Verfolgt von Wallenstein, vom Rückwege abgeschnitten, ohne Mittel, sich in dem fernem Lande zu behaupten, verkaufte er Geschütz und Heergeräth, entließ seine Krieger, und nahm mit kleinem Gefolge den Weg durch Bosnien und Dalmatien nach Venedig. Von da wollte er nach England schiffen, um dort von neuem Geld zu holen. Aber in dem Dorfe Urałowitz bey Zara überwältigte die übermenschliche Anstrengung seinen starken Körper. Er wurde krank. Als er die Annäherung des Todes fühlte, ließ er sich seinen Kriegssrock anziehen und seinen Degen umgürten, und erwartete stehend, auf zwey Kriegsgegnossen gestützt, sein Ende. Er starb den 20ten November 1626, im 46ten Jahre seines Alters. In Spalatro liegt er begraben.

In demselben Jahre starb auch sein Freund, der Herzog Christian von Braunschweig, erst 29 Jahre alt; und so hatten die Protestanten ihre besten Anführer verloren. Der König Christian von Dänemark konnte sie nicht ersetzen; ihm fehlte der kriegerische, entschlossene Sinn. Obwohl Niedersachsen durch Wallensteins Abzug sehr erleichtert war, konnte er es doch nicht gegen Lillj vertheidigen, sondern wurde von ihm am 24. August bey Lutter am Barenberge im Haundverischen gänzlich auf's Haupt geschlagen, und verlor sein ganzes Geschütz und 60 Fahnen.

Im Jahre 1627 drang Wallenstein wieder durch Schlesien nach Norddeutschland vor, durchzog Brandenburg und Mecklenburg, und fiel mit Lillj in Holstein ein, um den dänischen König ganz aus Deutschland zu vertreiben. Das Land war bald, bis auf einige feste Plätze, erobert, dann auch Schleswig und Jütland überschwemmt, und der König mußte auf seine Inseln fliehen. Die eroberten Länder aber wurden auf unmenschliche Weise von den wilden Schaaren verwüstet.

III. Wallensteins Heer war unterdeß bis auf 100,000

Mann herangewachsen, und der unbegreifliche Mann betrieb die Werbungen um so eifriger, je mehr die Feinde verschwanden. Man wußte nicht, ob er sich selbst oder seinem Herrn den Weg zur unumschränkten Herrschaft bahnen wollte. Selbst die katholischen Fürsten sahen mißtrauisch auf ihn; denn es war offenbar, wie er nur darnach strebte, auch die Liga ohnmächtig zu machen. Die Fürsten wendeten sich deshalb an Ferdinand, damit er die drückende Kriegslast von Deutschland abnehme. Aber der Wille des Feldherrn schien mächtiger, als der des Kaisers; ganz Norddeutschland gehorchte seinen Winken, und zitterte vor seinem Borne. Er selbst lebte mit mehr als kaiserlicher Pracht, und seine Befehlshaber ahmten ihn, in stufenweiser Abnahme, nach, während viele Menschen umher in unbeschreiblichem Elende schmachteten, und in wörtlichem Verstande den Hungertod starben. Dazu machte der Feldherr dem Kaiser eine große Rechnung über die Summen, welche er aus seinem Vermögen für den Krieg aufgewendet, und erhielt dafür als Ersatz das Herzogthum Mecklenburg, dessen Herzoge wegen ihrer Theilnahme am Kriege gegen den Kaiser in die Acht erklärt wurden (19. Jänner 1628). So war Wallenstein nun ein Fürst des Reiches, und übte sogleich bey seiner Anwesenheit in Prag das neu erworbene Recht, mit bedecktem Haupte vor dem Kaiser zu erscheinen.

IV. Von Mecklenburg aus richtete der Feldherr nun seine Augen auf das benachbarte Pommern. Der alte Herzog Bogeslav war kinderlos, und nach seinem Tode konnte das Land füglich mit Mecklenburg vereinigt werden. Zuerst wendete sich Wallenstein gegen die Stadt Stralsund. Sie hatte, wie das ganze Land, große Summen zur Unterhaltung des kaiserlichen Heeres gegeben; jetzt sollte sie auch eine Besatzung einnehmen. Sie weigerte sich. Da ließ sie Wallenstein belagern. Aber die Tapferkeit der Bürger vertheidigte ihre Mauern trefflich, und die Könige von Dänemark und Schweden schick-

ten Ueberfluß an Kriegsvorräthen von der Seeseite. Ihre Hartnäckigkeit erzürnte den stolzen Feldherrn. „Und wenn Stralsund mit Ketten an den Himmel gebunden wäre, so müßte es herunter!“ So rief er, und rückte nun selbst vor die Stadt und ließ stürmen. Aber da erfuhr er, was der Heldenmuth deutscher Bürger, unter besonnener Leitung, vermag. Nachdem er einige Wochen im Lager geharret, und wohl 12.000 Krieger in den wüthenden Stürmen verloren hatte, mußte er abziehen.

Der König von Dänemark, zu schwach, um zwei kaiserlichen Armeen Widerstand zu leisten, und von seinen Bundesgenossen verlassen, hatte indeß um Frieden gehalten, und dieser wurde zu Lübeck den 12. May 1629 auf ziemlich günstige Bedingungen für ihn geschlossen. Er bekam nämlich alle seine Länder wieder, ohne Kriegskosten bezahlen zu dürfen; nur mußte er eidlich versprechen, am deutschen Kriege künftig nicht weiter theilzunehmen, als es ihm in Ansehung Holsteins gebührte, und sich die Erz- und Hochstifter für sich und seine Edhne nicht ferner anzumassen.

34.

Restitutions-Edict. Wallensteins Abdankung.

I. Jetzt, da alle protestantischen Gegner besiegt waren, schien der günstige Zeitpunkt eingetreten zu seyn, wo die Protestanten zur Wiedererstattung der seit dem Religionsfrieden eingezogenen geistlichen Güter angehalten werden könnten. Die katholischen Churfürsten, Bischöfe und übrigen Stände bathen den Kaiser, er möge doch einmal die unaufhörlichen Beschwerden wegen dieser Einziehungen durch ein entscheidendes Urtheil beendigen. Demnach erschien am 6. März 1629 das sogenannte Restitutionsedict. Der Kaiser erklärte in demselben zuerst, daß man die aus der ungleichen Auslegung des Religionsfriedens entstandenen Streitigkeiten vorläufig der

kaiserlichen Entscheidung überlassen habe, und daß er hie mit diejenigen Beschwerden, welche aus dem klaren Buchstaben jenes Friedens entschieden werden könnten, erledigen wolle. Demnach wurde verfügt: „Jede nach dem Religionsfrieden geschehene Einziehung mittelbarer sowohl als unmittelbarer geistlicher Güter sey als eine Verletzung des Religionsfriedens widerrechtlich und nichtig. Kaiserliche Commissarien sollten daher diese Güter den unrechtmäßigen Besitzern abfordern, und sie mit tauglichen Personen besetzen. Die katholischen Landesherren sollten den protestantischen in Rücksicht des Reformationsrechts gleichgesetzt seyn, und hätten, nach den Bestimmungen des Religionsfriedens, ihren protestantischen Unterthanen nur freyen Abzug aus dem Lande zu bewilligen. Endlich sollten die Vortheile des Religionsfriedens nur für die Bekenner der unveränderten augsburgischen Confession gelten; andere Secten aber nicht gelitten werden.“ Da es sich hiebey um nichts geringeres handelte, als um die Restitution von zwey Erzbisthümern (Bremen und Magdeburg), zwölf Bisthümern und sechs Reichsabteyen; und da die Vollziehung dieses Edictes durch Unterstützung der militärischen Gewalt sogleich mit vieler Strenge begann: so erfüllte dasselbe die protestantischen Stände mit Schrecken, und mehrere wollten darin den Vorboten der Unterdrückung der protestantischen Religion im deutschen Reiche erblicken.

II. Die nächsten und lauteften Klagen jedoch, die von katholischer und protestantischer Seite erhoben wurden, und endlich auch mit unausweichlicher Gewalt des Kaisers Ohr trafen, waren die über die unerträgliche Tyranney des Wallensteinischen Heeres. Es verschonte weder befreundete noch feindliche, weder katholische noch protestantische Gegenden. Des Kaisers eigener Bruder Leopold machte diesem in einem Briefe die schauderhafteste Schilderung von dem Gelderpressen der Befehlshaber, und dem Brennen und Morden und allen Schand-

thaten der Gemeinen gegen die friedlichen Einwohner. Solche Zeugnisse überwogen die Vertheidigung, welche Wallensteins Freunde bisher mit Glück geführt hatten; und auf dem Churfürstentage zu Regensburg endlich, im Februar 1630, strömte eine noch größere Fluth von Klagen auf den Kaiser ein. Die pommerischen Gesandten machten eine schreckliche Schilderung: „Die kaiserlichen Krieger seyen als Freunde in Pommern aufgenommen worden; und dennoch hätten sie allein im Fürstenthume Stettin zehn Millionen an Brandschatzung beigetrieben. Sieben pommerische Städte seyen durch ihren Muthwillen in Asche gelegt, und ganze Landstriche verödet. Jeder kaiserliche Rittmeister lebe fürstlicher, als der Herzog Bogislav. Dabey würden die Wirthsleute der Krieger täglich mißhandelt, Menschen gemordet und ihre Körper den Hunden vorgeworfen, und es sey fast kein Gräuel zu denken, den sie nicht üben. Viele der verarmten Bürger entleibten sich selbst, um dem Schmerze und der Verzweiflung des Hungertodes zu entfliehen.“ — Solche Schilderungen zeigen die Kriegsweise dieser geworbenen Schaaren, und führen uns das unsägliche Elend jener Zeiten vor die Augen. Sie waren wohl nicht übertrieben. Ernst von Mansfeld, der Erfinder dieser Kriegsführung, legt selbst Zeugniß davon ab in einer Vertheidigung gegen ähnliche Beschuldigung über die Ausschweifungen seines Heeres. „Wenn den Kriegern ihr Sold nicht wird,“ — sagt er — „so sind sie in keiner Kriegsdiscipline zu halten. Sie können ja, wie auch ihre Pferde, nicht von der Lust leben; und was sie an sich tragen, seyen es Waffen oder Kleidung, verreißt und verbricht. Da nehmen sie es denn, wo sie es finden, und zwar nicht nach dem Maße dessen, was man ihnen schuldig ist; denn sie zählen es nicht und wägen es nicht. Und wenn man ihnen also das Thor öfnet, so rennen sie auf dem Plan ihrer Unbändigkeit immer fort; da hilft kein Zaum mehr und keine Schranke. Sie nehmen alles, sie zwins-

gen alles, schlagen und zerschlagen alles, was ihnen Widerstand leisten will. In Summa, da ist keine Anordnung noch Unwesen zu erdenken, daß sie nicht anstiften; denn durch die unterschiedlichen Nationen, die zusammen sind, kommen sie in allen Dingen auf's Höchste. Der Deutsche, der Niederländer, der Franzose, der Italiener, der Ungar, giebt ein jeder etwas von dem feindlichen dazu, daß keine Verschlagenheit noch arge List erfunden werden mag, die ihnen verborgen bliebe. Das alles wissen wir, haben dessen auch mit unserm großen Herzeleid viel Exempel sehen müssen. Wie aber dann zu thun? Es ist damit nichts ausgerichtet, daß man's wisse und beklage. Man muß, wenn man's los werden will, durch rechte Mittel dazu thun; und ist kein ander Mittel, als gute Kriegsdisciplin, welche, wo es an Zahlung und Sold mangelt, nicht kann gehandhabt werden.“

Den einstimmigen Klagen konnte Ferdinand nicht widerstehen; und als die Fürsten darauf drangen, daß Wallenstein, als der Urheber dieses Unheils, vom Oberbefehl entfernt werde, und besonders Maximilian von Bayern sehr entschlossen redete, willigte der Kaiser, nach einigem Zaudern, ein. Zweifelhaft war es jedoch, ob der stolze, mächtige Mann auch gutwillig gehorchen werde; aber wider alles Erwarten folgte er sogleich. Seine astrologischen Berechnungen schienen ihn zu besänftigen, „Er messe dem Kaiser keine Schuld bey,“ sagte er; „denn die Sterne zeigten, daß des Churfürsten von Bayern Einfluss den des Kaisers beherrsche. Doch werfe dieser den edelsten Stein aus seiner Krone weg.“ Er zog sich auf seine Güter nach Böhmen zurück (Sept. 1630). An seine Stelle kam Tilly, der zugleich den Oberbefehl des bayerisch-ligistischen Heeres bebehielt. Von seinen Truppen dankte der Kaiser den größten Theil ab, und behielt nur 30,000 Mann. Fast eben so stark war das Heer der Liga. Uebrigens wurde, auf die Vorstellung einiger protestantischen Stände, beschlossen, daß am 3. Februar

1631 zwischen den Ständen beyder Religionstheile ein Compositionstag zu Frankfurt eröffnet, und bis zu Ende desselben Monats die Vollziehung des Restitutionsedictes eingestellt werden sollte. Die Willfährigkeit des Kaisers hatte ihren Grund in der Wahl seines Sohnes Ferdinand zum römischen Könige, die er auf diesem Convente durchzusetzen hoffte. Allein die Churfürsten entschuldigeten sich, und setzten die Sache zu einer andern Zusammenkunft aus.

35.

Gustav Adolph von Schweden in Deutschland.

I. Mittlerweile war gegen den Kaiser und die Liga unerwartet ein neuer Feind aufgetreten: der König Gustav Adolph von Schweden. Schon im Jahre 1614 hatte sich derselbe den Unirten erbotten, ihrer Verbindung beyzutreten, und ihnen die Zusicherung gegeben, daß er ihnen nach der Endigung seines Krieges mit Polen zuverlässig beystehen werde. Im Jahre 1620 erbot er sich von neuem zum Beystande wider die Liga; aber die Unirten besorgten, daß sie die Unterhaltung der schwedischen Armee würden übernehmen müssen. Vier Jahre darauf legte er dem Könige von England den Plan zu einem großen protestantischen Bündnisse vor, der aber durch das Mißtrauen und die Eifersucht des Königs von Dänemark vereitelt wurde. Nachdem endlich der dänisch-niedersächsische Krieg so unglücklich ausgefallen war, schloß Gustav Adolph, auf Betrieb des französischen Ministers Richelien (26. Sept. 1629), mit Polen einen sechs-jährigen Waffenstillstand, worauf er zur Ausführung seines Vorhabens nähere Anstalten machte. Unter den mancherley Ursachen, die ihn zur Einnischung in den deutschen Krieg bestimmen mochten, war gewiß die entscheidendste die Begierde, sich im nördlichen Deutschland festzusetzen. Nach erhaltener Einwilligung der schwedischen Stände ging er mit einem auserlesenen Heere unter Segel, und

langte am 24. Juny 1630 bey der Insel Rügen an. Schon hatte sein Befehlshaber zu Stralsund die Kaiserlichen von der Insel Rügen vertrieben. Jetzt bemächtigte sich Gustav Adolph auch der Insel Usedom. In dem Manifeste, das er nach seiner Landung bekannt machte, gab er als Ursachen seines Einrückens in Deutschland an: man habe seine Briefe an den siebenbürgischen Fürsten Bethlen Gabor aufgefangen und erbrochen, den Frieden in Polen verhindert, der polnischen Nation Hülfsstruppen geschickt, und seine Gesandten von den lübeckischen Verhandlungen weggewiesen; von der protestantischen Religion (bey der schwedischen Armee befanden sich viele Katholiken), von dem Restitutionsedict, von den vertriebenen Herzogen von Mecklenburg, von der gekränkten deutschen Freyheit war in derselben keine Rede. Er brachte nur 15.000 Mann nach Deutschland, aber lauter abgehärtete, trefflich geübte und an strenge Ordnung, Zucht und Nüchternheit gewöhnte Leute. Allerdings rechnete er auf die Unterstützung der protestantischen Fürsten. Dennoch mußte er den Herzog Bogislav von Pommern mit Gewalt zwingen, ihm Stettin zu überliefern und ein Schutzbündniß mit ihm zu schließen (20. July). Darin behielt sich Gustav Adolph vor, daß, wenn Bogislav während des Krieges sterben würde, Schweden die pommerschen Lande auf so lange in Sequestration nehmen sollte, bis die Successionsache mit Churbrandenburg völlig berichtigt wäre. Nachdem Gustav Adolph die Kaiserlichen aus ganz Pommern entfernt hatte, gelang es ihm, auch Mecklenburg größtentheils zu überwältigen, das er den vertriebenen Fürsten zustellte.

II. Wenn Gustav Adolph weiter vordringen wollte, so mußte er die protestantischen Fürsten zu Freunden und Bundesgenossen haben. Um ihnen Muth zu machen, schloß er zu Wärenwald (13. Januar 1631) mit Frankreich ein Bündniß, nach welchem er jährlich 400.000 Thaler von demselben erhalten sollte, um mit einer

36.000 Mann starken Armee die freye Handlung und Schiffahrt auf der Ostsee wieder herzustellen, und den Protestanten, ohne die Katholiken zu kränken, freye Religionsübung zu verschaffen. Von dem an nahm das Zutrauen der protestantischen Fürsten gegen ihn zu. Unter allen war der Landgraf Wilhelm V. von Hessen-Cassel der erste, der mit ihm in ein Bündniß trat (9. November 1630). Hingegen weigerten sich die beyden Churfürsten durchaus. Georg Wilhelm von Brandenburg war durch die mit Pommern getroffene Verabredung mißtrauisch geworden; doch zwang ihn Gustav Adolph, ihm zur Sicherheit des Rückzugs Spandau einzuräumen (4. May 1631), nachdem er schon vorher Frankfurt an der Oder genommen hatte (die Besatzung von 8000 Mann, ungeachtet sie sich zur Capitulation erbotten, wurde niedergehauen, oder in die Oder gesprengt, die Stadt selbst der Plünderung preisgegeben). Noch mehr Schwierigkeit machte Johann Georg I. von Sachsen vornehmlich aus Mißtrauen und Eifersucht. Er hatte den Plan gefaßt, unter den Protestanten ein besonderes Bündniß unter seiner Direction herzustellen, das auch wirklich auf einem im März 1631 in Leipzig veranstalteten Convente zu Stande gekommen war. Die Schlüsse des Leipziger Bundes wurden aber durch einen kaiserlichen Machtspruch für nichtig erklärt, und die Ausführung desselben in Oberdeutschland dem Grafen von Fürstenberg aufgetragen, der diesen Auftrag auch mit einem Heere von 24.000 Mann in weniger als zwey Monaten erfüllte.

36.

Magdeburgs Zerstörung.

I. Die Stadt Magdeburg hatte sich von jeher eben so durch ihren Eifer für die protestantische Lehre, als durch ihren Haß gegen den Kaiser bemerklich gemacht. Daher hatte sie nicht nur den wegen seiner Ver-

bindung mit Dänemark geächteten Administrator, Herzog Christian von Brandenburg, in ihre Mauern aufgenommen, sondern auch den König von Schweden zuvorkommend zu sich eingeladen und sich ihm als Waffenplatz angeboten. Da entschloß sich Tilly, den anfangs gegen Gustav beschlossenen Angriffsplan aufzugeben, und die bereits von Wallenstein angefangene Belagerung der Stadt Magdeburg fortzusetzen. Weil aber zugleich die Stimmung der Evangelischen rings um sein Heer und auf seinen Communicationen immer drohender wurde, und die Fortschritte des schwedischen Königs täglich vermehrte Hoffnungen entzündeten: so mußte natürlich in Tilly der Gedanke entstehen, die Stadt mit Gewalt für sich zu dem zu machen, wozu sie sich dem Könige Gustav Adolph selbst erbotten hatte.

Je größer bisher der Uebermuth der Magdeburger gewesen war, desto größer war auch ihr Schrecken, als sie wahrnahmen, es sey auf eine ernstliche Belagerung ihrer Stadt angesehen. Doch suchten sie sich noch immer so gut als möglich mit dem angenehmen Irrwahn zu trösten, des Kaisers Feldherr sey nur darum vor ihren Mauern erschienen, um den Schwedenkönig irre zu leiten und ihm seine eigentlichen Absichten desto sicherer zu verbergen. An Willen zum hartnäckigen Widerstand fehlte es nicht, aber an Kraft. Aus Mangel an Truppen mußten die Vorstädte Neustadt und Endenburg niedergebrannt werden; die weitläufigen Außenwerke, an der Zahl gegen zwanzig, ließ Tilly eines nach dem andern durch den stürmischen Oberst Pappenheim wegnehmen. Bey ihrer deunoch fruchtlosen Vertheidigung fiel der größere Theil der kriegserfahrenen Truppen. Den unerseßlichen Mangel doch einigermaßen zu ersetzen, waffnete man die Bürger, die aber, Reiche und Arme, unter sich selbst uneinig, bald statt Eifers nur Gleichgültigkeit, Kleinmuth und Ueberdruß an den Tag legten. Vielleicht hätte schon diese Trennung der Gemüther zu einer Capitulation ge-

führt, wären nicht Freyheitsliebe und Haß gegen alles, was katholisch und kaiserlich hieß, ins Mittel getreten, und hätten nicht der Administrator und der vom Schwedenkönig geschickte kriegserfahrene Oberflieutenant Dietrich von Falkenberg durch Beyspiel und Zuruf die Gemüther neuerdings in Flammen gesetzt. Am allgemeinsten und mächtigsten aber wirkte die Hoffnung des nahen Entsatzes; denn Gustav Adolph war schon von Potsdam aufgebrochen, und sein Vortrapp streifte bereits über Zerbst hinaus. Das dachte aber in der willkommenen Selbsttäuschung niemand, daß Tilly und Pappenheim ihrerseits den entschiedensten Antrieb finden mußten, sich Magdeburgs zu bemächtigen. Bald nach der zweyten, lebhaft abgeschlagenen Aufforderung zur Uebergabe schickte Tilly eine dritte in ungleich gemäßigterem Tone. Zugleich verbreitete sich stündlich ein tieferes Schweigen über seine Batterien; man sah von den Thürmen der Stadt auf der Sudenburger Seite wegen vermutheter Annäherung Gustavs das Geschütz abführen, und aller Augen waren mit Sehnacht nach der Gegend hingekehrt, von welcher her man jeden Augenblick hoffte, die Schwerter des schwedischen Vortrapps blitzen zu sehen. Bey der Todesstille, die im kaiserlichen Lager herrschte, überließen sich die Bürger und Soldaten der lang entbehrten — letzten Ruhe.

II. Tilly hatte in seiner äußersten Lage den Entschluß gefaßt, zwar wegen Nähe der Schweden sein Lager aufzuheben, aber zuvor noch einen Hauptsturm anzulegen. Wohl war, ungeachtet seit drey Tagen das Feuer aus den Batterien unaufhörlich fortgesetzt worden, noch keine Bresche zu Stande gebracht. Tilly selber schwankte; aber Pappenheims Hestigkeit reißt den um Mitternacht noch einmal versammelten Kriegs Rath mit sich fort, und das lockende Beyspiel der gleichen Einnahme Mastrichts entscheidet. Um fünf Uhr Morgens, am 10. May 1631, sollte das grauenvolle Spiel beginnen; und wirklich, es begann. Zwey Kanonenschüsse gaben das Signal, aber

erst um sieben Uhr, weil Tilly, gegen alle seine Gewohnheit unschlüssig, entweder in einem dumpfen Grauen vor den Schrecken des eben dämmernden Tages, oder in der ernstesten Erwägung, daß diese Armee des Kaisers letzte sey, jedem Extrem abgeneigt, seine Generale, deren Entschluß jedoch unverändert blieb, noch einmal in seinem Gezelte versammelte. Pappenheim, der, seit einem halben Jahre mit aller Anstrengung des Geistes und Körpers auf die Eroberung der Stadt hinarbeitend, mit seinen Brigadiers Schönburg, Wangler, Mansfeld und dem Herzoge von Holstein alle Außenwerke sammt der Bollschanze und den Inseln allein weggenommen, und auch von der andern Seite der Elbe, von Schönebeck her, angegriffen hatte, erwartete dicht an der Stadt, in des Feindes Wall eingeschnitten, knirschend vor Ungeduld das Signal. Kaum hatte es noch ausgedonnert, als er an der Neustädter Seite, wo ein abhängiger Wall und ein trockener, nur pickentiefer Graben die Attaque erleichterten, mit wildem Ungestüm einbrach, den bedeckten Weg und den letzten Wall überstieg und Falkenberg zurückschlug, der, durch das unerwartete Feuern aufgeschreckt, vom Rathhause herbeieilte, wo er eben beschäftigt gewesen war, Tilly's letzten, absichtlich lange aufgehaltenen Trompeter zurück zu senden. Indessen griffen auch die übrigen Sturmcolonnen an. Ein kleines in den Wall geschossenes, wenig beachtetes Loch öffnete einer derselben den Weg in das Innere der Stadt. Falkenberg fiel; mit seinem Tode erhielt die verderblichste Verwirrung die Oberhand; es gebrach sogar an Pulver, das Feuer des Feindes zu beantworten. Die Besatzung zweyer unangegriffener Thore verließ dieselben, um der höchsten Noth zu steuern. Hierauf hatten zwey gleichfalls schon bereit gehaltene feindliche Colonnen gewartet, um ihre Eroberung ohne Widerstand zu vollenden. Stromweise drangen jetzt die Kaiserlichen in die Stadt, und besetzten Gassen und Plätze. Die mit brennenden Luntten aufgepflanzten

Kanonen scheuchten den Bürger in die Häuser zurück. Alle Haupt- und Nebenthore wurden nun aufgerissen, und mit wildem Kriegeklärm stürzte sich die ganze Reiterei, mit den Croaten, ergrimmt und beutelustig hinein. Aber noch mehr wurde ihre Wuth angesacht, als aus allen Fenstern Steintrümmer, Kugeln, Dachziegel, Feuerbrände und siedendes Wasser fielen, als Gasse für Gasse durch einzelne Stürme mit neuem Blutvergießen gewonnen werden mußten. Nun fand aber auch vor der Wüthenden taubem Grimme kein Alter, kein Geschlecht, weder Schönheit noch Würde, die mindeste Schonung. Es war kein Kämpfen mehr, es war nur ein Würgen. Erst die während dem ausgebrochenen, durch einen gleichzeitig entstandenen Sturmwind heulend emporzischenden Flammen bezwangen die Raub- und Mordlust; die kochende Blut nöthigte die Stürmer, sich in ihr eigenes Lager zu flüchten.

III. Am folgenden Tag schrieb Pappenheim an den Churfürsten von Bayern: „Gott sey ewig gelobt! die Hoffart Magdeburgs ist gedämpft. Wir habens mit stürmender Hand gestern um 9 Uhr Vormittags erobert, über 4 Stunden gefochten, den Bischof hab' ich gefangen, Falkenberg ist niedergehaut, sammt aller Soldateska und Bürgern, so in der Wehr gewesen. Als nun die Grausamkeit der Soldateska schon aufgehört, hat erst der gerechte Zorn und Straf Gottes angefangen, sind viele Feuer aufgegangen, zugleich etliche Minen, die sie gemacht haben; die haben in wenigen Stunden diese schöne Stadt mit all ihren Reichthümern in die Asche gelegt. Was sich nun von Menschen in die Keller oder Böden versteckt hatte, ist alles verbrannt. Ich halt', es seyen über 20.000 Menschen darüber gegangen, und es ist gewiß seit der Zerstörung von Jerusalem kein gräuslicheres Werk und Straf Gottes gesehen worden. Alle unsere Soldaten sind reich geworden.“ — Auf den Wällen fanden die Eroberer 67 Stücke schweres Geschütz. Dieß war

aber auch der einzige Vortheil, den Lillý aus der Einnahme der unglücklichen Stadt zog. Daß während des Sturmes entstandene Feuer *) hatte sie in einen Steinhäufen verwandelt, der nun dem, ohnehin großen Mangel leidenden, katholischen Heere keine Hülfsmittel mehr darbot. Lillý konnte sich daher auch der Eroberung nicht freuen **). — Unerklärbar fand man das Zaudern Gustav Adolphs, der sich schon am 29. April mit seiner ganzen

*) Hierüber schrieb Lillý in seinem Berichte über die Einnahme der Stadt: „Darauf hat sich aber ein großes Unglück zuges tragen, indem unter währendem Sturm in der Stadt eine große Feuersbrunst, so der Feind wegen des hie und da eingelegten Pulvers (zu dem Intent, wie der Gefangenen Aussage insgemein verläutet, daß den Unstigen solche nicht zu Gute komme,) mit Fleiß und ex malitia verursachte, entstanden, welche bey solchem Tumult und bey dieser großen Hitze keine Möglichkeit zu löschen gewesen, also, daß sie so weit um sich gefressen, daß die ganze Stadt, ausgenommen des hohen Domstifts und etlich weniger Häuser, in die Asche gelegt worden.“ Damit stimmt auch der Bericht des bayerischen General-Commissärs überein, welcher sagt: „Und ist solches Feuer, allem der übrigen Bürger Andeuten nach, daher entstanden, daß Falkenberg sie oft ermahnt hat, da der Feind wider alles Verhoffen hinein kommen sollte, sie die Stadt in Brand stecken wollen, damit er nicht bekomme und genieße, wonach er so lange strebe und seufze.“

**) „Mehrere Geschichtschreiber gefallen sich in langen Schilderungen der Magdeburgischen Zerstörung, indem sie Lillý als einen Barbaren darstellen, der diese Gräuelszenen angeordnet und mit Wohlgefallen betrachtet habe. Unwürdige Erdichtung legte sogar dem ehrwürdigen Greise (auf eine vorgebliche Anfrage einiger Hauptleute: ob dem Plündern nicht Einhalt gethan werden sollte?) jene gräßlichen Worte in den Mund: „Raubet und mordet noch eine Stunde, dann will ich mich besinnen!“ . . . Magdeburg traf ein hartes Schicksal. Aber jener Krieg, in dem die Soldaten theils durch Religionshaß, theils durch Raubsucht zum Kampfe angefeuert wurden, mußte seiner Natur nach grausam seyn. Und wie geht es denn heut zu Tage noch, in unserm aufgeklärten Jahrhundert, einer Stadt, die mit Sturm genommen wird,

Reiterey und 10 Regimentern Fußvolks in Bewegung gesetzt, die Stadt zu erretten, aber, um auf fremden Boden keinen bedenklichen Schritt zu thun, gleich darauf wieder stehen geblieben war, um den Churfürsten von Brandenburg zu zwingen, ihm Spandau einzuräumen. Nur theilweise verminderte den nachtheiligen Eindruck dieses Betragens die Schutzschrift, welche der König zu seiner Rechtfertigung eilig ans Licht treten ließ.

37.

Schlacht bey Leipzig.

I. Nach der Eroberung Magdeburgs hätte Lillj den schwedischen König gern zu einer Schlacht gebracht; allein Gustav hielt sich noch nicht für stark genug, und blieb fest in seinem verschanzten Lager bey Werben in der Altmark. Da wendete sich Lillj gegen Sachsen, dessen Gesinnungen immer bedenklicher wurden. Er wollte nämlich lieber einen erklärten Feind als einen zweydeutigen Freund in seinem Rücken haben, und begehrete daher von dem Churfürsten: Sachsen der kaiserlichen Armee zu öffnen, die Landestruppen zu entwaffnen, oder mit dem kaiserlichen Heere zu vereinigen, und mit demselben gemeinschaftlich die Schweden aus Deutschland zu verjagen. Dieses Begehren zu unterstützen, führte er sogleich seine Armee auf Sachsens Boden. Aber diese Strenge brachte bey der vielversprechenden Nähe Gustav Adolfs einen fast entgegengesetzten Eindruck bey dem Churfürsten hervor. „Er wunderte sich,“ antwortete er, „die Kaiserlichen zu einer Zeit, wo sie genug zu thun hätten, den

deren Bürger sich in den Häusern vertheidigen, die, Gasse für Gasse, erobert werden muß? Man erinnere sich des unglücklichen Saragossa's!“ So die Kriegsgeschichten, herausgegeben von bayerischen Officieren. München, 1820. Heft II. Seite 88 f.

schwedischen König zu verfolgen, gegen seine Lande im Anmarsch zu sehen; doch hoffe er wohl nicht, statt der wohlverdienten Belohnung für sein bisheriges Betragen mit Un dank und mit dem Ruin seines Landes bezahlt zu werden.“ Und zu den Abgeordneten sagte er: „Ich merke wohl, daß man das sächsische, bisher aufgesparte Confect nunmehr auf die Tafel bringen wolle; aber es sind Nüsse darunter. Sehen Sie zu, meine Herren, daß Sie sich daran nicht die Zähne ausbeissen!“ Schwer ward der Entschluß des Churfürsten an dem unglücklichen Lande bestraft. Merseburg, Halle, Freyburg, Naumburg, Jena und Zeiz wurden geplündert, oder mußten sich mit großen Summen von dieser Mißhandlung loskaufen. Am 2. Septemb. 1631 brach Tilly mit seinem Hauptquartier von Halle nach Leipzig auf, und schlug ein Lager vor dieser Stadt, indem er zugleich dem Churfürsten den vorigen Antrag in einem drohenderen Tone wiederholen ließ. In der Bestürzung erklärte sich Leipzig zur Uebergabe bereit, und verlangte zu seiner Rechtfertigung bey dem Churfürsten nur eine schriftliche Aufforderung. Kaum war aber der erste Schrecken vorüber, als Soldaten und Bürger sich rüstig zur Wehr stellten, und zum Beweise einer entschlossenen Vertheidigung die schönen Vorstädte selbst in Brand steckten. Tilly bereitete sich nach einer heftigen Kanonade am 5. September 1631 zum Sturme. Ohne Hoffnung eines baldigen Entsatzes, bequeme sich der Commandant Hans von der Pforten zur Uebergabe. Im Hause eines Todtengräbers in der hallischen Vorstadt, dem einzigen, welches der Brand verschont hatte, wurde die Capitulation unterzeichnet. Leipzig zahlte eine Brandschätzung von 200,000 Thalern, die Garnison erhielt freyen Abzug.

II. Mittlerweile war Gustav Adolph bey Wittenberg über die Elbe gegangen, und hatte sich zu Düben an der Mulde mit den sächsischen Truppen vereinigt. Je kälter und zurückstoßender er sich gegen Johann Georg's Ge-

sandte bewiesen hatte, welche ihn zu Hülfe riefen; desto weniger konnte er seine Freude verbergen, als der angstvolle Churfürst sich erbot: „nicht nur Wittenberg, sondern auch Lorgau und ganz Sachsen ihm zu öffnen, seine ganze Familie und sich selber als Geiseln zu überliefern, die Verräther, die es mit dem Kaiser hielten, auszuantworten, und überhaupt den letzten Heller und den letzten Blutstropfen an die gemeinsame Sache zu setzen.“ — Zu Lorgau versammelte der König im Beyseyn der Churfürsten von Sachsen und Brandenburg einen großen Kriegsrath. Johann Georg, voll Ungeduld, den Jammer seines Landes schnell geendet zu sehen, stimmte mit leidenschaftlicher Hitze für eine Schlacht, und setzte bey, er wolle sonst mit seinen Sachsen allein gegen Tilly fechten. Mit bescheidenem Mißtrauen erwiderte Gustav, daß man das bey nicht weniger, als eine Krone und zwey Churhüte auf das Spiel setze, trat aber endlich selbst der Meinung des Churfürsten bey, welche die Stimmenmehrheit im Kriegsrathe für sich hatte. Nach bedächtlicher Berathung gieng nun zur raschen Ausführung. Noch an dem nämlichen Tage kam das schwedisch-sächsische Heer bis Breitenfeld, eine Meile von Leipzig. Wenige Stunden zuvor hatte Tilly ihre Vereinigung durch Pappenheim erfahren.

Die Stadt Leipzig im Rücken, auf und zwischen Hügeln, zwischen Lindensfeld und Wahren, die Breitenfelder Ebene bestreichend, sein Geschütz hinter sich, wartete Tilly des Königs, fest entschlossen, jedem Treffen auszuweichen, bis nicht die Armee-corps des Grafen Otto Heinrich Fugger und Altringers, welche schon bis Erfurt gekommen waren, sich mit ihm gänzlich vereinigt haben würden.

III. Mit der ersten Morgendämmerung des 7. Septembers 1631 bewegten sich die Schweden und Sachsen, um bey Podelwitz die Lober zu passiren. Tilly schickte ihnen Pappenheim mit 2000 Kürassiren entgegen, um zu

recognosciren und den Uebergang zu erschweren, aber mit dem strengen Verbot, sich auf irgend eine Weise ernstlich in den Kampf einzulassen. Pappenheim, aus Schuld seines kurzen Gesichtes und seiner Hitze, prallte mit seinen Kürassieren so heftig auf die schwedische Reitercy, daß sein Adjutant bald athemlos zu Tilly zurücksprengte und meldete: „Pappenheim verlange noch 2000 Pferde, sonst könne er sich mit den ersten nicht zurückziehen.“ Tilly schlug die Hände zusammen, mit dem Ausrufe: „Der Mensch wird mich noch um Ehr' und Reputation, und den Kaiser um Land und Leute bringen!“ Aber jene 2000 waren der Kern seiner Reitercy, und so ergriff er in der Bestürzung gleichwohl die halbe Maßregel, noch 2000 zu schicken. Aber nun packten diese 4000 die ganze feindliche Macht. Schon geriethen sie in Unordnung und stürzten sich in die Lober, durch den Brand von Podelwitz vergeblich versuchend, die Feinde noch etwas aufzuhalten. Nun erst, sie von gänzlichem Untergange zu retten, entschloß sich Tilly, all sein Heil auf diesen Tag zu setzen, der unter so bösen Vorzeichen für ihn begonnen hatte.

Tilly etwa 35,000 Mann stark — die Schweden und Sachsen waren ihm an Zahl nicht überlegen — zur Schlacht gezwungen, und darum außer Stande, ihr einen strategischen Impuls zu geben, sah sich auf bloße tactische Anordnungen beschränkt, die sich größtentheils noch von alten Ordonnanzen herdatirten. Den Feind erwartend hatte er sich in das Gebiet seiner eigenen Regeln gestellt, also, daß er bey einem glücklichen Angriff sich selbst in das Feuer derselben gestürzt haben würde. Die Infanterie war in große Terzias gelagert gewesen, die ein volles Viereck bildeten, die Cavallerie in eben so unbehülfsiche, einander selbst hinderliche Schwadronen. Da des Feindes Stellung eine so weite Linie bestrich, scheint Tilly im Augenblicke der Schlacht an eine Ueberflüglung gedacht zu haben, indem er eilig die ganze Armee in eine

einzig geradlinige Front ohne Reserven aufstellte. — Nachdem die Feinde Pappenheim auf das Hauptheer zurückgeworfen, und die Lober übersezt hatten, entfalteten die Schweden und Sachsen ihre Schlachtordnung. Tilly's Linie stellte, der König Colonnen, seiner dünnen langen Reihe Klumpen entgegen; rechts standen die Schweden, die Sachsen zur Linken. Das Fußvolk war in kleine Bataillons mit Zwischenräumen für die Reserve und Cavallerie gesondert, welche letztere planmäßig mit Fußvolk und dieses wieder in den rückwärtigen Gliedern mit Schützen untermischt war. Die Schweden, die die Nacht hindurch auf neugepflügten Feldern geschlafen, contrastirten mit ihren von der anklebenden Erde braunen düstern Uniformen seltsam mit den buntgekleideten und besiederten Sachsen. Tilly's Völker trugen weiße Bänder auf Helmen und Hüten, und eben solche Binden auf dem rechten Arm. Ihr bisher unüberwundener Feldherr ritt auf seinem kleinen Schimmel, im spanischen Wams von hellgrünem Atlas, mit aufgeschlizten Ärmeln, mit hoch aufgestuhtem Hut, von dem eine rothe Straußensfeder bis auf den Rücken niederwallte, in schweigendem Uamuthe die Reihen hinunter. Gustav, im lebernen Koller und blauem Tuchrock (eine in Polen erhaltene Wunde erlaubte ihm nicht mehr, den Kürass zu tragen), sprach ein Wort der stolzen Zuversicht des Sieges zu seinen Feldobersten, die, wie der Donner des groben Geschüzes anging, mit verhängten Zügeln zu ihren Hanfen hinsprengten.

Von zweystündigem Kanonenfeuer trieb der Wind Staub und Pulverdampf den Schweden zu; darum schwenkte der König gegen Norden. Es entstand eine Lücke. Rasch durchbrechend warf sich der Herzog von Holstein hinein, wurde aber weil er zu schwach war, zwischen zwey Feuer genommen und fast vernichtet. Nun nach diesem zweyten Unfall, um 12 Uhr Mittags, auf das Zeichen dreyer Kanonenschüsse verließ Tilly seine Hügel, gegen das schwedische Centrum vordringend: aber

von der Hestigkeit des Geschüßes ablenkend, drang er mit aller Gewalt auf die Sachsen, brachte sie in Verwirrung, und schlug sie endlich völlig in die Flucht. Der Churfürst floh mit, und kam erst in Eulenburg wieder etwas zu Athem. Auf dieser Flucht wären die Sachsen durch Isolani's Croaten völlig aufgerieben worden, hätte nicht der König die Obersten Hall und Hegeborn mit zwey Divisjonen Cavallerie und einer Infanterie-Brigade zu Hülfe geschickt. Letztere begrüßte die nachsprengenden Croaten mit einem heftigen Kartätschen- und Musquetenfeuer.

Nicht so freundlich, wie bisher Tilly, hatte Pappenheim das Glück gelächelt. Siebenmal ergoß er sich mit der ganzen Reiterrey auf den vom König und unter ihm von Banner commandirten rechten Flügel der Schweden, und wurde siebenmal zurückgeschlagen. Noch war das Treffen nichts weniger als entschieden. Da befahl Tilly dem Grafen von Fürstenberg mit seiner italienischen Cavallerie, und dem Obersten Kronenberg mit einem deutschen Regiment das Centrum unter Horn anzugreifen; er selbst zeigte sich nach der Flucht der Sachsen auf Horns Flanke. Schnell schickte Gustav drey Regimenter, und er und Horn entwickelten in diesem Infanteriegefecht alles Uebergewicht der damals noch neuen Erfindungen der masquirten Batterien und des Pelotonsfeuers. Allmählig ermattete der Kampf auf den Flügeln; der König mit seinem Hauptcorps, Tilly mit den Wallonen waren noch unbesiegt. Da schwenkte Gustav Adolph, der nach Pappenheims Niederlage keinen Feind mehr gegenüber hatte, gegen die Hügel, auf denen das Geschütz der Kaiserlichen war, eroberte es und beschoß sie selbst damit in Flanke und Rücken. Jetzt trennte sich das nie überwundene Heer. Nur vier Regimenter, die noch keinem Feinde gewichen, wollten dieses auch jetzt noch nicht. Mit geschlossenen Gliedern, unter einem schrecklichen Blutbad, Pardon weder gebend noch nehmend, schlugen sie sich

mitten durch die Sieger. Fürchterlich vor sich hinstarrend, die Augen voll Thränen, sah Tilly das Niedermegeln seiner alten Siegesgefährten, die ihn in ihre Mitte genommen hatten. Er schien fest entschlossen, Ruhm und Leben auf Einer Stätte zu lassen. Von drey Kugeln verwundet, weigerte er sich noch hartnäckig, einem riesenartigen schwedischen Rittmeister, der lange Fritz genannt, seinen Degen zu geben. Dieser versetzte ihm mit dem Kolben seines Carabiners einen schweren Stoß in den Hals und hätte ihn getödtet, wäre er nicht selbst in eben dem Augenblicke durch einen Pistolenschuß des Herzogs Rudolph von Sachsen-Lauenburg gefallen. Endlich rissen die Wallonen ihren „alten Vater“ mit Gewalt vom Schlachtfelde weg. Als sie ein kleines Gehölz erreicht, machten sie neuerdings Front gegen die Schweden, bis die Nacht dem Streite gebieterisch ein Ende machte. Kaum 8000 Mann brachte Tilly nach Halle, Pappenheim etwas über 2000. Tilly's Verlust bestand aus 7000 Todten, 5000 Gefangenen oder Verwundeten, der ganzen Artillerie, dem Lager, und gegen hundert Fahnen. Nicht volle 1000 Mann hatten die Schweden eingebüßt, die Sachsen über 2000.

IV. Dieser Tag brachte in das europäische Bundessystem, in die Denkart und Handlungsweise der Freunde und Feinde Gustavs, in seinen Plan und Schritt eine völlige Aenderung. Der Kaiser und die Genossen der Liga mußten gerechte Sorge für ihre Erbländer tragen, welche unvertheidigt und offen den Sieger mächtig zu sich einluden. Das Land, das seit Jahrhunderten keinen fremden Eroberer in seinem Schooße geduldet, sah sich von dem Wirbel seines Zuges unwiderstehlich fortgerissen. Aus Deutschland schöpfte er nun die dem Kaiser verweigerten Kräfte, um Deutschland sich unterwürfig zu machen. Seinen Freunden erschien er seit diesem Tage größer, als in ihren Berechnungen, und selbst in ihren Wünschen gelegen hatte. Wie die Siegesbotschaft lange bezweifelt

worden, so ist es für irgend eine unerwartete Nachricht im protestantischen Deutschland noch lange ein Sprichwort geblieben: „Es ist richtig mit Leipzig!“

38.

Gustav Adolph in Bayern.

I. Kühn und rasch, fast wider die Kriegsregeln, drang jetzt Gustav Adolph in Deutschland ein, sein Zug gleich einem Triumphzuge. Durch Thüringen, über den Thüringerwald, ging derselbe nach Franken, von da an den Rhein, und nach kurzer Winterruhe wieder durch Franken gerade auf Bayern los. Die wichtigsten Städte kamen nach kurzem Widerstande oder freywillig in seine Hände: Halle, Erfurt, Würzburg, Frankfurt, Mainz, Nürnberg und andere. Tilly obgleich bald wiederum so verstärkt, daß er fast ein größeres Heer als der König hatte, wagte nicht, sich ihm ernsthaft in den Weg zu stellen; er konnte seit der Leipziger Schlacht nie wieder das alte Vertrauen zu sich selbst gewinnen.

Der Churfürst Maximilian von Bayern hatte ihn, zur Beschüzung seiner eigenen Erbländer, nach Bayern berufen. Er sollte dem Könige den Uebergang über den Lech verwehren, und Maximilian begab sich selbst in das tillysche Lager bey Rain. Allein dem unwiderstehlichen Könige mußte auch dieses Hinderniß weichen. Nach einem heftigen Geschüzfeuer wichen die Ligiatischen vom Flusse zurück, der König ging hinüber, verfolgte sie scharf, und da geschah es, als Tilly sich bey'm Auskünden der Feinde zu weit vorwagte, daß ihn eine dreyßpündige Stüßkugel ober dem rechten Knie traf und vom Pferde riß (5. April 1632). Schwer verwundet wurde er nach Ingolstadt getragen. Dorthin zog sich auch der Churfürst zurück, und Gustav, nachdem er Augsburg besetzt, an die Stelle des katholischen Magistrats und der katholischen Beamten Protestanten geordnet und sogar von der Bär-

gerschaft sich den Huldigungsseid hatte schwören lassen, rückte selbst vor Ingolstadt. Er ließ sogleich einige Stürme auf die Stadt wagen; die Besatzung aber schlug sie tapfer zurück, und der König selbst kam in Gefahr, da eine Kugel sein Pferd tödtete, und ihn zu Boden warf. In der Stadt lag der sterbende Tilly und munterte noch im Tode die Seinigen zur Gegenwehr auf. Er starb 15 Tage nach seiner Verwundung, am 20. April 1632 im 73ten Jahre seines Lebens. Den Blick auf das Crucifix gekehrt, waren seine letzten Worte: „Auf dich, o Herr! hab ich vertraut; darum werde ich in Ewigkeit nicht zu Schanden werden!“ und: „Regensburg, Regensburg!“ Die Erhaltung dieser Stadt lag ihm ganz vorzüglich am Herzen, und war von ihm wenige Tage vorher schriftlich dem Churfürsten auf das allerdringendste empfohlen worden.

II. Gustav Adolph gab die Belagerung von Ingolstadt auf, und schlug mit seinem Heere die Straße von Regensburg ein. Um den Churfürsten von Ingolstadt wegzuziehen, änderte er unterwegs den Sinn, und wandte sich gegen das Innere von Bayern. Vor ihm her floh alles Volk in die Wälder; der Soldat raubte die menschenleeren Dörfer aus, und zündete sie an. Aus München wurden eifertig alle churfürstlichen Schätze nach Bessen und Salzburg geflüchtet. Viele vom Adel mit ihren Frauen retteten sich nach Tyrol und Italien. Die Gemahlinn Maximilians, Elisabeth von Lothringen, verließ weinend den Palast und die Hauptstadt, und reisete nach Salzburg. — Unterdessen zogen die Schweden den Isar-Ufern zu, nach Landshut. Hier standen einige Haufen bayrischer Reiter; als man aber das ganze schwedische Heer unter den Bergen an der Isar herankommen sah, blieben sie nicht länger. Der Feldmarschall Horn legte sich mit seinem Volke in die Stadt, und in Lagern vor derselben auf die Wiesen am Flusse hin. Zwey Tage später kam der König selbst, in seinem Gefolge den Pfalzgrafen Friedrich, der von ihm die Wiedereinsetzung in

die alten Länder erwartete. Die gesammte Geistlichkeit, Adel und Rath gingen dem Sieger vor der Judenpforte entgegen. Fußfällig, den greisen Bürgermeister an der Spitze, flehten sie seine Gnade an. „Steht auf, und bethet Gott an: das ist besser!“ rief Gustav finster und ritt weiter. Zitternd folgte die Bürgerschaft dem Könige, der ernsten Anlitzes und meistens die Augen aufwärts gerichtet, zur Stadt einritt und vor dem herzoglichen Schlosse abstieg. Es war der 10te May, derselbe Tag, an welchem ein Jahr vorher Magdeburgs Zerstörung geschehen war. Es soll dem Könige der Gedanken gekommen seyn, auf bayerischer Erde das Vergeltungsoffer anzuzünden. Doch als er zur hohen Burg hinauf gestiegen, vom Erkersaal derselben über die Stadt herabsah, unter seinen Füßen die geräumigen menschenvollen Gassen, vor sich riesenhaft den Thurm der Martinskirche, und weit herum die blühende Ebene, freundlich von Hügeln und Dörfern umfungen: da ward sein Herz erschüttert; ihn jammerte der freundlichen Stadt. Doch mußte sie 100.000 Thaler Lösegeld erlegen, die Hälfte sogleich, und für das Uebrige Geiseln stellen.

III. Längs den Hügeln und Isarufeln zog nun das Schwedenvolk durch grüne Auen und Saaten auf Freysing. München zitterte. Abgeordnete der Hauptstadt, begleitet von dem französischen Gesandten, kamen nach Freysing. Lange ließ sie der König nicht vor sich. Endlich hörte er zu seinen Füßen ihr Flehen, und verbieth der Stadt Gnade; froh kehrten sie zurück. Am nächsten Sonntag, den 17. May 1632, rückten die Schweden, vöran ihr Feldmarschall Horn, mit kriegerischem Gepränge in die Hauptstadt von Bayern. Nie, seit Erbauung derselben, war ein fremdes Heer feindselig inner ihren Ringmauern erblickt worden. Mit Schauder sahen die Bewohner den endlosen Zug der wilden, berühmten Krieger, die in mancherley Waffe, Tracht und Sprache daherschritten, und gewohnt waren, das Heerlager als Hei-

math, die Welt als Raub anzusehen, nur unter ihren Fahnen gehorsam, sonst ohne Furcht und Scheu vor Menschlichem und Göttlichem. Abends kam Gustav Adolph selbst und begab sich in das Schloß des Churfürsten. Pfalzgraf Friedrich an seiner Seite genoß das traurige Vergnügen der Rache, als Sieger eine Zeitlang in den Zimmern Maximilians zu wohnen, der ihn um die böhmische Krone, um Land und Würden gebracht. (Maximilian hatte für die 13 Millionen, die er zur Dämpfung des österreichischen und böhmischen Aufstandes angewendet, durch Urkunde vom 4. März 1628 vom Kaiser Ferdinand die Oberpfalz kaufweise erhalten.) — Den nordischen König überraschte in der rauhen sandigen Ebene die Schönheit der Stadt, die er scherzend einem goldenen Sattel auf magerm Gaulle verglichen haben soll; er befahl ihre Schonung, doch mußte sie diese mit einer Brandschatzung von 300.000 Reichsthalern vergelten. Reiche und Arme trugen nun das baare Geld zusammen; Hausväter brachten ihr kostbares Geräth und goldene Becher, Frauen und Jungfrauen die silbernen Gürtel und edles Geschmeide; Priester die goldenen und silbernen Leuchter und bey zweyhundert Kelche. Dennoch ward, wegen seit lange herrschenden Geldmangels, auch beym Nachlaß von 100.000 Gulden, an der ungeheuren Summe kaum die Hälfte derselben aufgebracht. Da führte Gustav, da er nach drey Wochen die Stadt mit seinem Heere verließ, für den Rückstand der Brandschatzung zwey und vierzig Geiseln, Weltliche und Geistliche, Männer aus den besten Geschlechtern, nach Augsburg. Weder die Ehrwürdigkeit ihres Standes, Herkommens und Alters, noch selbst ihres Unglückes bewahrte sie vor beschimpfendem Gespötte des gefühllosen Feindes, und erst nach dreyjährigen Drangsalen sahen sie ihre Vaterstadt wieder.

Um diese Zeit erklärte auch Gustav Adolph in einer Unterredung dem Pfalzgrafen Friedrich, daß dieser nur einen Theil seiner Churstaaten zurückerhalten werde, indem

er selbst die Bergstraße sich vorbehalte und der Krone Schweden zueigne; doch müsse Friedrich ihm die Kriegskosten vergüten, ihn als seinen obersten Lehenherrn anerkennen, und als Vasall ihm beständige Hofschaft und unverbrüchliche Treue schwören.

39.

Wallenstein wiederholt Generalissimus des Kaisers.

I. Die Sachsen waren indeß, dem mit Gustav verabredeten Kriegsplane gemäß, unter dem Feldmarschall von Arnheim in Böhmen eingedrungen, und hatten das schlecht vertheidigte Prag leicht erobert. Am 11. Nov. 1631 hielt der Churfürst Johann Georg selbst seinen feyerlichen Einzug in die Stadt. So hatte der einzige Tag bey Leipzig dem Kaiser die Früchte eines zwölfjährigen Krieges geraubt: er sah sich in seinen eigenen Erblanden bedroht, und wie ein Donner vom blauen Himmel, so war ihm diese Gefahr plötzlich und wider Erwarten gekommen. In solcher Noth schien ihm und seinen Rätthen nur Ein Rettungsmittel übrig zu seyn, nämlich den zurückgesetzten und beleidigten, in stolzer Zurückgezogenheit lebenden Wallenstein wieder hervorzurufen. Allein ihn zu gewinnen, schien eine schwere Aufgabe zu seyn. Kaiser und Königen zum Troß lebte er auf seinen Gütern in Böhmen mit mehr als königlicher Pracht. Die erpreßten Millionen setzten ihn dazu in den Stand. Sechzig Edelknaben aus den vornehmsten Häusern, in hellblauem Sammt mit Gold gekleidet, bedienten ihn; einige seiner Kammerherren hatten schon in gleichem Range dem Kaiser gedient. Dreyhundert außerlesene Pferde standen in seinen Ställen, und fraßen aus marmornen Krippen; und seine Wohnung glich einem Hoflager, die angesehensten Männer drängten sich zu seiner Nähe. Aeußerlich schien er ruhig; aber sein brennender Ehrgeiz ruhte nicht.

Mit innerer Freude hatte er den Fortschritten des schwedischen Königs zugeesehen, weil sie ihn an dem Kaiser und dem Churfürsten von Bayern rächten; ja er hatte selbst versucht, dem Könige seine Dienste anzutragen, und mochte seinen stolzen Sinn schon zur Hoffnung der böhmischen Krone erheben. Gustav wies seine Anerbietungen nicht geradezu ab; allein ihm einen Theil seines Heeres anzuvertrauen, wie er verlangte, wagte er nicht. Indes trafen bey Wallenstein die kaiserlichen Unterhändler ein, welche ihm wiederum die Oberfeldherrnwürde antrugen.

Wallenstein empfing sie kalt, und gab erst nach vielen Bitten das Versprechen, dem Kaiser ein Heer von 30.000 Mann in drey Monaten zu werben; es anzuführen, versprach er aber nicht. Und nun sandte der Gewaltige seine Anhänger in alle Gegenden aus, seine Werbefahne aufzupflanzen. Tausende strömten ihr zu; denn sie hatte immer zu Glück und Beute geführt, und es war in dieser stürmischen Zeit leichter, im Kriege sein Bestehen zu finden, als in der Werkstatt oder hinter dem Pfluge. Ein wallensteinischer schwerer Reiter erhielt 9 Gulden monatlich Sold, der leichte 6, der Soldat zu Fuß 4, außer der täglichen Kost an Fleisch, Brod und Wein. Schon im März des Jahres 1632 waren daher die 30.000 Mann beisammen; aber auch nur, der sie geworben, vermochte sie zu führen. Das fühlte der Kaiser wohl, und ließ sich daher zu der unglaublichen Demüthigung herab, sich von Wallenstein folgende Bedingungen vorschreiben zu lassen: „Der Herzog von Friedland, Generalissimus des Kaisers, des ganzen Erzhauses und der Krone Spanien, erhält den Oberbefehl ohne alle Einschränkung; der Kaiser darf nie bey dem Heere selbst erscheinen; zur Gewisheit seiner verdienten Belohnung erhält der Herzog ein österreichisches Erbland als Unterpfand, und dazu das Recht, allein über die Eroberungen im Reiche frey zu schalten, und allein Vergnügungen zu ertheilen; bey dem Frieden soll ihm Mecklenburg oder eine

andere Entschädigung zugesichert werden, und während des Krieges im Nothfalle alle kaiserlichen Erbländer offen stehen.“ Mit solcher, fast kaiserlicher Gewalt ausgerüstet, trat Wallenstein von neuem auf den Schauplatz, vermehrte sein Heer bis auf 40.000 Mann, eroberte Prag schon im April 1632 wieder, und trieb die Sachsen mit leichter Mühe aus Böhmen.

II. Der in seinem Lande hartbedrängte Churfürst Maximilian von Bayern wandte sich mit den dringendsten Bitten um Hülfe an Wallenstein; dieser aber zögerte lange, und erst als Maximilian sich seinen Befehlen in Führung des Krieges zu unterwerfen versprach, lud er ihn zur Vereinigung nach Eger ein, um von da aus gegen Nürnberg, einen der wichtigsten Waffenplätze des Königs, zu ziehen. Aber Gustav, der die Absicht merkte, kam ihnen zuvor, und erschien unvermuthet mit seinem Heere bey der Stadt, verschanzte sie mit Hülfe der für ihn begeisterten Einwohner, deren Jünglinge sein Heer vermehrten, und erwartete den Feind. Dieser zog heran und verschanzte sich gleichfalls auf den Höhen von Nürnberg im Angesicht des schwedischen Lagers. Beyde Gegner hatten den Plan, einander durch Mangel und Noth aus der festen Stellung zu vertreiben; eilf Wochen lagen sie einander gegenüber, und keiner wollte weichen. Aber die Noth des ganzen umliegenden Landes war sehr groß, es war alles weit und breit ausgezehrt und fast verödet. In Wallensteins Lager waren außer dem großen Heere an 15.000 Troßbuben. Die Verwilderung dieser Menschenmenge stieg mit jedem Tage, denn sie lebte nur von Raub und Plünderung. Auch in Gustav's Heer war schon lange nicht mehr die strenge Ordnung wie anfangs; es bestand nun zum großen Theile aus Geworbenen und aus deutschen Hülfsvölkern. Da beschloß der König, dem unentschiedenen und verderblichen Zustande durch ein kühnes Wagemuth ein Ende zu machen. Am 4. September 1632 stürmte er die Wallensteinischen Berge. Allein das

Unternehmen war zu groß, die entschlossenste Tapferkeit vermochte nichts gegen die festen Werke mit ihren Feuerschlünden, und der König mußte, nach großem Verluste, am Abende den Angriff aufgeben. Noch 14 Tage wartete er darauf in seinem Lager, und als Wallenstein dennoch unbeweglich blieb, zog er den 28. September unter Trompetenschall vor dem Feinde vorüber, der ihn nicht anzugreifen wagte, und wandte sich wieder nach Bayern.

Nun verließ Wallenstein gleichfalls sein Lager, kündete es an, und faßte den unerwarteten Entschluß, den Krieg mit Gewalt wieder in das nördliche Deutschland zu versetzen. Er wendete sich plötzlich nach Sachsen, und sein Eintritt wurde durch Mord und Flammen bezeichnet. Schnell eilte auch der König zur Hülfe herbey, und traf am 11. November 1632 in Raumburg an der Saale ein. Das Volk empfing ihn wie seinen schützenden Engel; es umringte ihn bey seinem Einzuge, und küßte ihm voll freudiger Verehrung die Füße.

40.

Schlacht bey Lützen. Gustav Adolphs Tod.

I. Da gerade um diese Zeit eine strenge Kälte eingefallen war, so glaubte Wallenstein, daß der König vor dem Frühjahr im Felde nichts vornehmen werde, und schickte den Grafen Pappenheim nach dem Rheine ab. Sogleich brach Gustav auf, rückte nach Weisensfeld, und stand am 15. November Abends dem Heere Wallensteins bey Lützen gegenüber. Beyde bereiteten sich zur Schlacht, und der kaiserliche Feldherr rief den Pappenheim, der noch in Halle mit Belagerung der Moritzburg beschäftigt war, eilig zurück; er konnte im Laufe des folgenden Tages eintreffen.

Der König brachte die kalte Herbstnacht in seinem Wagen zu, und beredete mit seinen Heerführern die Schlacht. Der Morgen des 16. November 1632 brach

an, ein dicker Nebel bedeckte das Gefilde, erwartungsvoll standen die Heere. Nach elf Uhr, als die Sonne durchblickte, schwang sich der König auf sein Pferd, stellte sich an die Spitze des rechten Flügels (den linken commandirte Herzog Bernhard von Weimar), und führte die Seinigen gegen die Kaiserlichen, welche wohl verschanzt auf dem Steinwege, der von Lützen nach Leipzig führt, und in den tiefen Gräben auf beyden Seiten desselben aufgestellt waren. Ein mörderisches Feuer empfing die Schweden, viele fanden hier ihren Tod; aber dennoch gewannen die Nachfolgenden den Platz, setzten über den Graben, und die Wallensteinischen wichen allenthalben zurück. Indes war Pappenheim mit seinen Reitern von Halle herbeygekommen, und die Schlacht erneuerte sich mit größter Wuth. Der schwedische linke Flügel wankte. Ihm zur Hülfe eilte der König mit einem Reiterhaufen nach jener Seite hin, und sprengte weit voran, um des Feinds des Blöße auszuspähen; nur wenige Begleiter, unter ihnen der Herzog Franz von Sachsen-Lauenburg, folgten ihm. Da erhielt er — ungewiß, ob von einem feindlichen Soldaten, oder von einem Meuchelmörder — einen Schuß in den Arm, daß er beynahe ohnmächtig herabsank; und indem er sich wendete, um sich wegführen zu lassen, bekam er einen zweyten Schuß in den Rücken. Mit dem Seufzer: „Mein Gott! mein Gott!“ sank er vom Pferde. Ueber den Gefallenen hin stürzten die schnaubenden Kasse, und zertraten mit ihren Hufen den Leib. Sein zurückkommendes blutiges Pferd verkündigte den Seinigen die traurige Botschaft: sie entflammte in ihrer Brust einen racheburchigen Zorn, und unter Anführung des Herzogs Bernhard von Weimar, welcher mit heldenmüthiger Entschlossenheit die Schaaren von neuem ordnete, drangen die Feinde wieder über die Gräben vor und stürzten die Reihen der Kaiserlichen über den Haufen. Diese konnten nicht mehr widerstehen; der Generallieutenant Piccolomini bestieg schon blutbedeckt das fünfte Pferd, und Pappen-

heim, der ritterlich gekämpft, fiel, von einer Kugel tödtlich verwundet. Da nahm Flucht und Verwirrung zu. „Die Schlacht ist verloren, der Pappenheimer todt, die Schweden kommen über uns!“ erscholl es. Wallenstein ließ zum Rückzug blasen. Ein dicker Nebel und die einbrechende Nacht verhinderte die Feinde eben so sehr, als ihre eigene Ermüdung, am Nachsetzen. Sie brachten die Nacht auf dem Schlachtfelde zu, und das kaiserliche Geschütz blieb in ihren Händen. Wallenstein zog mit den Ueberbleibseln des Heeres nach Böhmen.

II. Im acht und dreyßigsten Jahre seines Lebens, mitten auf seiner Siegesbahn, wurde Gustav abgerufen. Sein hochstrebender Geist möchte vielleicht die Verfassung Deutschlands und den Gang unserer Entwicklung umgewendet haben. Schon hatte er den Gedanken gefaßt, sich zum römischen Könige ernennen zu lassen, und sein Blick, dessen Weite niemand erforscht hat, mochte auch schon andere Länder Europa's erfassen. Er verwunderte sich oft, daß das jetzige Zeitalter keine solche Feldherren, als das Alterthum, aufzuweisen habe; und wenn man ihm antwortete, die veränderte Art der Waffen und des Krieges und die starken Festungen seyen Schuld daran, so erwiderte er: „Der Unterschied befinde sich nicht in den Waffen, sondern in den Gemüthern; wenn man das Herz Alexanders, den Muth Hannibals, und den Unternehmungsgeist Cäsars wieder fände, so würde man auch die Thaten Alexanders, die Siege Hannibals und die Erfolge Cäsars erneuert sehen.“ — Ein Genosse seiner Zeit, der Graf Gualdo, ein Venetianer und Katholik, der sich verschiedene Jahre sowohl bey den kaiserlichen als schwedischen Heeren aufgehalten, schildert den König auf folgende Weise: „Gustav war groß gebaut, stark, von königlichem Ansehen, welches die Herzen mit Ehrerbietung, Verwunderung, Liebe und Furcht erfüllte. Sein Haar und Bart waren blond, das Auge groß, aber nicht in die Ferne sehend. Von seiner ersten Jugend an hatte der

Krieg für ihn großen Reiz, und Ehre und Ruhm waren seine Leidenschaft. Auf seiner Zunge wohnte Beredsamkeit; Unmuth und Leutseligkeit waren in seiner Unterhaltung. Es ist kein Feldherr, dem man mit solcher Reigung und Ergebenheit gebient, als ihm. Er war freundlich, lobte gerne, und tapfere Handlungen blieben unansätzlich in seinem Gedächtniß.

Am Tage nach der Schlacht suchten die Schweden den Körper ihres theuren Königs unter den Tausenden, die das weite Schlachtfeld deckten. Sie fanden ihn, nackt, unter vielen andern, von Blut und Hufschlägen fast unkenntlich, mit eilf Wunden bedeckt. Er wurde nach Weissenfels gebracht, und von da durch die Königin Maria Eleonore, welche ihrem Gemahle nach Deutschland gefolgt war, unter tausend Thränen nach Stockholm begleitet, und dort feyerlich beygesetzt. — Das blutige Koller, welches der König in der Schlacht getragen, ward dem Kaiser Ferdinand nach Wien gebracht. Er soll bey dessen Anblick Thränen vergossen haben, wodurch er den gefallenen Gegner und sich selbst ehrte. Ferdinands Seele war groß genug, um auch im Feinde die Heldentugend zu bewundern.

Auf den Pfalzgrafen Friedrich, der sich damals in der von den Schweden besetzten Stadt Mainz aufhielt, wirkte die Nachricht von Gustav Adolfs Tod so erschütternd, daß das Blut ihm in den Adern stockte, und, nach vorgenommener Aderlässe, ihn ein heftiges Fieber ergriff, das seinem Leben schnell ein Ende machte. Er starb den 29. November 1632, im 37sten Jahre seines Alters.

41.

Wallensteins Ermordung.

I. Der schwedische Reichsrath, welcher für Gustavs Tochter Christina die Vormundschaft führte, beschloß

den Krieg, welcher Schweden Ansprüche auf deutsche Länder verschaffen konnte, fortzuführen, und an des Königs Stelle trat der Reichskanzler Axel Oxenstierna, welcher mit großer und kluger Gesinnung die Kräfte seiner Parthey zusammen zu halten wußte. Doch besaß er nicht die Milde und freundliche Größe seines Königs. Die Reichsfürsten, besonders Sachsen, ertrugen es schwer, den Geboten eines schwedischen Edelmannes Folge zu leisten; und obwohl es ihm gelang, die protestantischen Stände der vier obern Kreise, Schwaben, Franken, Ober- und Niederrhein, im Frühjahr 1633 zum Heilbronner-Bunde zu vereinigen; so war doch bald an der Unentschlossenheit einiger, dem Widerwillen anderer, dem Mangel der Eintracht unter den Heerführern zu erkennen, daß des Königs Geist nicht mehr in dem Ganzen waltete.

II. Diesen Augenblick des Wankens hätte Wallenstein, welcher Allen an Geist überlegen war, benutzen können, den Krieg zur Entscheidung zu bringen, und den Kaiser zum Sieger zu machen. Allein seine Seele war mit andern Dingen beschäftigt: er dachte, für sich selbst eine Herrschaft zu gewinnen. Nach der Lützener Schlacht hielt er zuerst ein Strafgericht über sein Heer, damit die Schuld des Verlustes von ihm abgewälzt würde; und da er das Recht über Leben und Tod der Seinigen hatte, ließ er zu Prag mehrere Hauptleute und Führer öffentlich enthaupten, gemeine Krieger henken, und mehr als fünfzig Namen abwesender Officiere als ehrlos an den Galgen schlagen. Darauf stellte er neue Werbungen an, ersetzte sein Geschütz durch eingeschmolzene Glocken, und bald stand er so furchtbar da, als zuvor. Anstatt aber sich in das Reich zu wenden und die Schweden unter Gustav Horn und Bernhard von Weimar anzugreifen, welche in den deutschen Grenzen Meister waren, zog er nach Schlesien, wo die Gegenwart eines solchen Heeres nicht nöthig war, und unterhandelte lange mit den Sach-

sen wegen Räumung des Landes. Zugleich versuchte er wohl, was die Feinde ihm zur Vergeltung anbieten würden, wenn er zu ihnen überträte; denn daß ihm ein Königreich zu erringen bestimmt sey, glaubte er schon längst in den Sternen gelesen zu haben. Um indeß doch etwas auszurichten, damit der Kaiser nicht Verdacht schöpfe, trieb er endlich die Sachsen und Schweden mit Gewalt aus Schlessien, und nahm auch den alten Grafen von Thurn, den ersten Urheber des Krieges, gefangen. Ganz Wien war schon voll Erwartung, diesen verhafteten Mann als einen Hauptverbrecher durch die Straßen der Stadt führen zu sehen; da schenkte ihm Wallenstein die Freiheit, und auf die Vorwürfe des Kaisers erwiderte er: „Was er wohl mit diesem unsinnigen Manne habe machen sollen? Er wünsche nur, daß die Schweden keinen bessern Anführer hätten, als ihn. Thurn werde dem Kaiser an der Spitze schwedischer Truppen bessere Dienste leisten, als im Kerker.“

III. Unterdeß war Bayern von Horn und Bernhard von Weimar hart bedrängt, und auf des Churfürsten dringende Bitte hatte der Kaiser seinen Feldherrn schon oft aufgefodert, dem Lande zu Hülfe zu eilen. Wallenstein zögerte, dann zog er langsam durch Böhmen heran in die Oberpfalz, von da sogleich nach Böhmen zurück, und bezog das Winterlager. Seinen Unterfeldherren, die einzelne Heereshaufen befehligten, verbot er aufs strengste, den Geboten des Kaisers zu gehorchen; und als dieser ein spanisches Heer aus Italien nach Deutschland kommen ließ, welches nicht unter Wallensteins Oberbefehl stehen sollte, ja einen Theil des seinigen zur Vereinigung mit den Spaniern abrief, klagte Wallenstein laut über Verletzung des mit ihm geschlossenen Vertrages. Er versuchte, die Führer seines Heeres so für sich zu gewinnen, daß sie ihm mehr anhängen als dem Kaiser, damit er als selbstständiger, gefürchteter Herr seine Bedingungen machen und den Lohn seiner Arbeiten als ein Recht ertrogen

konnte. Viele hatte er schon gewonnen, sogar war ihm auch von den Schweden Hülfe zugesagt. Aber im entscheidenden Augenblicke zögerte er; seine Sterne hatten noch nicht deutlich genug geredet, und die ihn antreiben wollten, mußten sich mit der Antwort abweisen lassen: es sey noch nicht Zeit. Darüber wurden seine Anschläge verrathen. Er hatte ein blindes Vertrauen auf den Italiener Octavio Piccolomini, seinen Waffenbruder von früher Zeit her, welchen er unter gleichen Sternen mit sich geboren glaubte. Aber eben dieser klagte ihn an, zog auch andere der Hauptanführer von Wallenstein ab, und einer derselben, Gallas, erhielt vom Kaiser den Befehl, Wallenstein gefangen zu nehmen. Er wagte es nicht mit offenkundiger Gewalt, denn ein Theil des Heeres hing dem verehrten Feldherrn noch an; aber er umstellte ihn mit Verrath. Als er nach Eger zog, um dort die Schweden zu erwarten, begleitete ihn der Oberst Buttler, ein Irländer, den Wallenstein selbst emporgehoben. Dieser hatte den geheimen Auftrag, ihn todt oder lebendig in des Kaisers Hände zu liefern. Demselben gemäß ließ er ihn in der Nacht den 25. Februar 1634 von einigen seiner Dragoner, unter den Hauptleuten Gerasdin und Deverour, ermorden. Als die Mörder in sein Schlafgemach drangen, sprang der Feldherr von seinem Lager auf, Hülfe zu rufen; da er aber alle Rettung unmöglich sah, entblößte er selbst seine Brust, und empfing schweigend den Todesstoß.

42.

Schlacht bey Nördlingen. Frankreich für Schweden. Tod Ferdinands II.

I. Jetzt erhielt Ferdinand, des Kaisers Sohn, den Oberbefehl des Heeres, und das Glück krönte den Anfang seiner Laufbahn mit glänzendem Erfolge. Nachdem er die Schweden aus Bayern vertrieben, traf er

auf sie bey Nördlingen in Franken. Um diese Stadt nicht preis zu geben, stießen Gustav Horn und Bernhard von Weimar zusammen, und auf Bernhards Rath wurde beschloffen, den Entsatz zu wagen (6. September 1634). Acht Stunden dauerte der Kampf mit ununterbrochener Heftigkeit. Unter Ferdinand — der sich also in das Gewühl des Treffens gewagt, daß dicht an seiner Seite der junge Piccolomini, der Oberst Achaz, der Herzog Altdobrandino durch Musquetenkugeln fielen, — commandirte Graf Mathias Gallas das Fußvolk, die Reiterer Herzog Carl von Lothringen. Mit dem gewohnten Muthe griffen die Schweden die Anhöhen, von welchen das Schicksal des Tages abhing, und die zu deren Vertheidigung in Eile aufgeworfenen drey halben Monde an; das berühmte gelbe Regiment stürmte siebenzehnmal nach einander, allemal vergeblich. Die gute Stellung der kaiserlichen Artillerie, die wüthenden Angriffe ihrer Reiterer, gerade in dem Augenblicke, als die Explosion mehrerer entzündeter Pulvertonnen unter den bereits in die Verschanzungen eingedrungenen Schweden Tod und Verwirrung verbreitete, trugen das meiste zu dem herrlichen Siege bey. 12.000 Feinde deckten den Wahlplatz, kaum 1500 Kaiserliche; 4000 Schweden wurden gefangen, unter ihnen der Oberbefehlshaber Horn, die Generale Roststein, Graß und Schaffelsky, mit mehrern Obersten. Das ganze Geschütz, an 300 Fahnen und Estandarten, 1200 Pferde, gegen 5000 Wagen fielen in die Hände der Ueberwinder. Der Herzog Bernhard zog sich mit den wenigen Ueberbleibseln des Heeres gegen den Rhein hin.

II. Diese Schlacht konnte für die Katholiken eben so entscheidend werden, als die bey Leipzig für die Protestanten gewesen war. Die schwedische Macht in Deutschland schien vernichtet, und dieß hatte die wichtige Folge, daß Sachsen das schwedische Bündniß verließ. Der Churfürst Johann Georg sah schon lange mit Schmerzen die

Lausitz in den Händen der Kaiserlichen; er fürchtete, sie nie wieder zu bekommen, vielleicht noch mehr dazu zu verlieren. Daher schloß er am 30. May 1633 zu Prag Frieden mit dem Kaiser. Vermöge desselben sollten alle unmittelbaren Stifter, die nach dem Passauer-Vertrag, und alle mittelbaren, die noch vorher eingezogen worden waren, noch 40 Jahre lang bleiben, wie sie am 12. November 1627 gewesen waren. Dabey sollte es auch in Zukunft gelassen werden, wosern man sich in den 40 Jahren nicht vergliche. Das Erzstift Magdeburg sollte der churbessische Prinz August auf Lebenszeit, das Bisthum Halberstadt aber der Erzherzog Leopold Wilhelm behalten. Von 1630 an sollte eine allgemeine Amnestie gelten, nur mit Ausschluß der böhmischen und pfälzischen Händel. Durch einen Nebenrecess wurde dem Churfürsten von Sachsen die Ober- und Niederlausitz erblich abgetreten. — Offenbar hatte man diesen Frieden in der Absicht geschlossen, ihn in einen allgemeinen für Deutschland zu verwandeln. Auch folgten bald mehrere Stände dem Beyspiele des Churfürsten, und verglichen sich mit dem Kaiser, nämlich Brandenburg, Mecklenburg, Braunschweig-Lüneburg, und andere; und es schien fast, als werde dieser blutige Krieg sein Ende in der Entkräftung der Parteyen finden. Denn fürchterlich lag das arme deutsche Land, auf welchem sich Krieger fast aus allen europäischen Völkern herumtummelten, verwüstet da, von Menschen entblößt, die Saatsfelder zertreten oder ungebaut; die Städte verödet, an hundert und abermal hundert Stellen Schutthaufen und Brandstätten, wo sonst blühende Orte gestanden. Unsicherheit des Lebens und Wirkens überall, daher Verwilderung des Gemüthes und der Sitten aus Verzweiflung. Was das Schwert nicht gefressen, wurde durch Hunger, Elend, Seuchen verzehrt, jeder frische Lebenskeim schon im Entstehen zerknickt. Und so unselig wüthete dieser Krieg, daß, wo auch ein abgelegener Landstrich eine Zeit lang verschont geblieben,

das spähende Auge der Noth oder Raubsucht ihn bald entdeckte und verwüstend heimsuchte; denn viele Gegenden waren schon so öde, daß ein Heerhaufen nicht einmal wagte, seinen Zug da durch zu nehmen, wie es namentlich der schwedische Heerführer Banner von der Gegend zwischen der Oder und der Elbe selber schreibt. In solch allgemeiner Noth, bey der Neigung der deutschen Reichsstände zum Frieden, bey der Bereitwilligkeit des Kaisers, das Restitutionsedict wenigstens zum Theil zurückzunehmen, bey der Erschöpfung, ja fast Vernichtung des schwedischen Heeres, durfte das deutsche Vaterland das Ziel seiner Leiden nahe hoffen. Da griff die unselige Hand wieder in unser Schicksal ein, welche früher schon, und noch mehr nachher, so viele Unglücksvölken über uns zusammengeführt hat.

III. Der französische Minister Richelieu hatte schon lange mit Freude der Noth des österreichischen Hauses und ganz Deutschlands zugesehen. Jetzt war der Augenblick gekommen, wo er die Dienste Frankreichs um einen theuern Preis glaubte verkaufen zu können. Er bot sie (zu Compiègne den 28. April 1635) dem Kanzler Orenstierna an, und bedung sich dadurch die Festung Philippsburg am Rhein aus, ließ auch zugleich die Absicht auf das noch wichtigere Elsaß durchblicken. Orenstierna strebte ebenfalls darnach, Theile des deutschen Reiches an sein Volk zu bringen. An dem Herzoge Bernhard von Weimar fanden sie einen erwünschten Helfer, welcher sich selbst ein Land am Rhein zu erkämpfen strebte. Mit französischem Gelde ward er bald ein ansehnliches Heer, und ward den Kaiserlichen und Bayern ein furchtbarer Feind; die Rheingegenden aber wurden von nun an eben so von dem Fußtritte des Krieges niedergestampft, als vorher die der Elbe, Oder und Weser. — Auch die Schweden hatten an dem neuen Feldherrn, dem Feldmarschall Banner, einen tapfern und schnellen Führer. Durch Schaaren aus Schweden verstärkt drang er rasch

aus Pommern, wohin sich die Ueberbleibsel des Heeres nach der Nördlinger-Schlacht geflüchtet hatten, gegen die Sachsen, jetzt des Kaisers Bundesgenossen, vor, schlug sie zurück, und überzog das sächsische Land.

IV. Kaiser Ferdinand II. schied aus dem großen Kampfe, ohne sein Ende gesehen zu haben. Er starb, nachdem er noch die Befriedigung gehabt, seinen Sohn Ferdinand auf dem Churfürstentage zu Regensburg (22. December 1636) als römischen König allgemein anerkannt zu sehen, zu Wien am 15. Februar 1637, im 59sten Jahre seines Alters.

Ferdinand war von ansehnlicher Person, mehr haager als stark, seine Züge spitzig, das Gesicht vielmehr spanisch als deutsch, die Farbe bräunlich, die Augen blau, die Haare blond, die Lippen etwas aufgeworfen. Seine Manieren waren groß und gut, im Umgange herzlich, sein Anstand, wenn er in seiner Herrscherpracht auftreten mußte, wahrhaft kaiserlich. In seinem Privatleben war er überaus liebenswürdig. Ein ungemein zärtlicher Vater, nahm er an dem wichtigen Werke der Erziehung seiner Kinder thätigen und verständigen Antheil. Seine Söhne übergab er bis zum achtzehnten Jahre der Aufsicht der von ihm über alles verehrten Jesuiten; dann zog er sie zu allen Geschäften des Krieges und Friedens, führte sie förmlich in seinen geheimen Rath ein, und ging mit ihnen um wie mit Brüdern. Sein Haus war das schönste Vorbild für alle Unterthanen. Niemand hat noch treue Diener so geschätzt durch Würden und Lohn, und, was der höchste Lohn ist, durch unbedingtes Vertrauen so ausgezeichnet, wie er. Wenn er in den Fall kam, etwas strenge ahnden zu müssen, so bestrehte er sich sichtbar, die, welche sein Unwillen getroffen hatte, durch verdoppelte Freundlichkeit wieder zu trösten. Sein Herz war so milde, daß er die meisten Verbrecher begnadigte, und seine Gerichtsstellen und seine Feldherren ihm dagegen die ernstlichsten Vorstellungen

machen mußten. Er duldete nicht, daß man auch nur einen Bettler ungehört von seinem Angesichte gewiesen hätte, selbst nicht, wenn dieser mit einer ansteckenden Krankheit behaftet war. Er hatte der erste den schönen Gedanken, eigene Advocaten zu besolden, welche die Angelegenheiten der Dürftigen vertreten sollten. Etwas abzuschlagen, hielt er für schimpflich; keiner seiner Vorfahren war so großmüthig und freygebig als er gewesen. Auch wurde er nie müde, viele und viele Stunden seiner karg zugemessenen Zeit mit ungemeiner Geduld den geringsten seiner Unterthanen Audienz zu ertheilen. Ein einziges Mal äußerte er sich in einer vorübergehenden Aufwallung gegen einen seiner Vertrauten: „Gerne schenke ich jedemmann zu jeder Zeit Gehör. Ich würde es noch viel lieber thun, wenn ich immer Dinge hörte, die zum Nutzen des Staats oder doch Einzelner gereichen könnten. Es ist wohl viel schwerer, unnütze Dinge zu hören, als viele.“ Seine Arbeitsamkeit war eben so außerordentlich, als sein Gedächtniß. Tief in die Nacht, selbst auf der Jagd, laß, schrieb und dictirte er. „Bey dreyen Dingen,“ war sein Sprüchwort, „sey ihm die Zeit nicht lang geworden, im Gebeth, im Staatsrath und auf der Jagd.“ Frömmigkeit war die Seele aller seiner Gesinnungen und Handlungen, und seine einzige Leidenschaft war der Eifer für die Religion. Wie oft hat er betheuert, und durch die That bewährt: „Lieber wolle er Land und Leute verlieren, als wissentlich eine Gelegenheit versäumen, die Lehre der Christlich-katholischen Kirche wieder auszubreiten; lieber wolle er ins Elend wandern, und mit Weib und Kindern sein Brod betteln von Thüre zu Thüre, ja lieber den schmachlichsten Tod leiden, als den, Gott und der Kirche in seinen Landen zugefügten Unbilden länger ruhig zusehen.“ Man hat ihm deshalb den Vorwurf der Unduldsamkeit gemacht; aber dieser Vorwurf kam nur von denjenigen, welche selbst nichts anderes wünschten, als die katholische Religion aus Deutschland verdrängt, Terdis-

nanden seiner Erbstaaten beraubt, und einen protestantischen Fürsten mit der Kaiser-Krone geschmückt zu sehen.

43.

Fortsetzung des dreyßigjährigen Kriegs unter Kaiser Ferdinand III.

I. In den Jahren 1637 und 1638 verfolgte der Herzog Bernhard von Weimar seine Siegesbahn am Rhein. Er überfiel das ligistische Heer bey Rheinfelden (21. Febrnar 1638), schlug es, und machte vier Heerführer, Savelli, Johann von Werth, Enkevort und Sperreuter, zu Gefangenen. Rheinfelden, Rdteln und Freyburg mußten sich ergeben. Aber sein Ziel war die wichtige Festung Dreisach, welche er zum Grundstein seiner Herrschaft am Rhein machen wollte. Er belagerte sie, schlug die unter dem General Ötz zum Entsatz heranrückenden Heere in die Flucht, und eroberte die Stadt, nachdem Mangel und Noth in derselben auf's höchste gestiegen war. Dann ließ er sich von den Einwohnern feyerlich huldigen. Dieß befremdete den französischen Minister Richelieu nicht wenig, da er die ganze Landschaft in Gedanken schon Frankreich zugeeignet hatte; und nach langen verdrießlichen Unterhandlungen entzog er dem Herzoge die bisherigen Subsidien, so daß dieser nun darauf denken mußte, eine selbstständige Rolle zu spielen. Aber als er sich zum folgenden Feldzuge rüstete, und bey Raumburg über den Rhein gehen wollte, ward er daselbst plötzlich krank, und starb schon nach vier Tagen (18. July 1639), im 35ten Jahre seines Lebens. Er selber hielt sich für vergiftet, und sein Hofprediger sprach den Verdacht in der Leichenrede geradezu aus. Wenn derselbe gegründet seyn sollte, so kann er kaum auf jemand andern, als auf Frankreich, fallen. Denn sogleich nach des Herzogs Tode waren französische Unterhändler bey dem Heere, und kauften es, sammt den besetzten

Festungen, durch Geld an sich; nur drey schwedische Regimente wollten von keinem französischen Solde wissen, und schlugen sich mit klingendem Spiel zu den Ibrigen durch. Dreifach aber war auf solche Weise durch deutsches Blut für Frankreich erstritten worden.

Schon seit dem Jahre 1636 hatten die tausend nach Frieden verlangenden Stimmen der Unglücklichen bewirkt, daß, auf Dänemarks Vermittlung, einige Versuche der Ausöhnung gemacht wurden. Allein weder der Cardinal Richelieu, noch Oxenstierna und seine Generale, noch die übrigen Feinde des Kaisers wollten den Frieden. Doch wurden vom Jahre 1640 an die Versuche zur Herstellung desselben ernstlicher, und im Jahre 1643 versammelten sich die Gesandten der Parteyen zu Münster und zu Osnabrück; aber die Unterhandlungen dauerten fast fünf Jahre lang, und während dieser Zeit wüthete der Krieg mit allen seinen Gräueln fort.

II. In Pommern hatte sich um diese Zeit der schwedische Feldmarschall Banner gegen Piccolomini's zahlreiches Heer vertheidigt, und endlich dasselbe, nach erhaltener Verstärkung, nach Böhmen zurückgedrängt. Hier gab er ein Beyspiel von Rachsucht gegen den Kaiser, desgleichen dieser an Grausamkeit so reiche Krieg bis dahin noch nicht gesehen hatte. In mancher Nacht standen über hundert Flecken, Dörfer und Schlösser zugleich in den Flammen, und einer seiner Befehlshaber, Adam Pfuhl, rühmte sich, daß er allein gegen achthundert böhmische Ortschaften verbrannt habe. Von Piccolomini endlich verjagt, zog er durch Sachsen und Thüringen, welche nicht gelinder wegkamen, und schlug seine Winterquartiere (im November 1640) im Brannschweigischen auf. Als im nämlichen Jahre die Churfürsten vom Kaiser einen Reichstag begehrten (ein solcher war seit 27 Jahren nicht mehr gehalten worden), und dieser im September zu Regensburg seinen Anfang nahm, faßte Banner den Entschluß, heimlich aus seinen Winterquartieren

auszubrechen, Regensburg zu überfallen, und den Kaiser sammt allen Reichsfürsten aufzuheben. Der französische Feldmarschall Guebriant, der Erbe der weimarischen Armee, dem er Nachricht davon gab, war bereit, sich mit ihm zu vereinigen; und so erschienen plötzlich beyde Feldherren mitten im Winter, da man sie weit entfernt in ihren Quartieren glaubte, (27. Januar 1641) vor Regensburg, und setzten Alles, was darinnen war, in Angst und Schrecken. Allein ein plötzlich eintretendes Thauwetter und die Ueberlegenheit der anrückenden kaiserlichen Truppen zwang sie, sich schnell zurückzuziehen. Banner schoss fünfhundert Kanonenkugeln in die Stadt, und zog sich dann, immer von Piccolomini verfolgt, durch Sachsen nach Halberstadt, wo er an den Folgen seiner Ausschweifungen in der Blüthe seiner Jahre starb (29. May 1641).

III. Nach Banner führte den Oberbefehl über die Schweden Leonhard Torstenson, der geschwindeste und gewandteste Feldherr dieses Krieges, obgleich so schwach an Körper, daß er sich in einer Sänfte tragen lassen mußte. Zuerst brach er 1642 in Schlessien ein, schlug das kaiserliche Heer unter dem Herzoge Albert von Sachsen-Lauenburg, und eroberte Schweidnitz. Von da rückte er nach Mähren, eroberte Olmütz, und die Hauptstadt Wien zitterte schon. Da nöthigten ihn Krankheiten in seinem Heere zum Rückzuge. Aber noch im Herbst dieses Jahres, den 2. November, schlug er den kaiserlichen Feldherrn Piccolomini, welcher ihn verfolgte, bey Leipzig aufs Haupt; es war die größte Schlacht in dieser letzten Hälfte des Krieges. Piccolomini verlor 20,000 Mann, 46 Kanonen, fast 2000 Feldzeichen, die Kriegskanzley und die Casse, und konnte erst in Böhmen die Flüchtlinge wieder sammeln. — Gleich im Anfange des folgenden Jahres 1643 brach Torstenson wieder nach Mähren auf, drang von neuem bis Olmütz vor, so daß seine leichten Krieger bis nahe an Wien streiften. Dann als man ihn dort

beschäftigt glaubte, stand er plötzlich hundert Meilen davon, an den Küsten der Ostsee, in Holstein und Schleswig. Diese Länder des Königs von Dänemark waren lange vom Kriege unberührt geblieben, und boten den Schweden ein reiches Winterlager dar. Den Vorwand zum Kriege gegen Dänemark fand man leicht in der Eifersucht, mit welcher dasselbe die schwedische Sache immer betrachtet hatte. Neu gestärkt brachen die Schweden im nächsten Frühjahr 1644 wieder ins deutsche Reich ein, vernichteten das kaiserliche Heer unter Gallas, und im folgenden Frühjahr, am 5. März 1645, schlug Torstensson die kaiserlichen Feldherren Götze und Hassfeld bey Jankowitz in Schlesien so auf's Haupt, daß ihr Heer vernichtet wurde, Götze selbst fiel, Hassfeld aber gefangen, und alles Heergeräth in den Händen der Schweden war. Nun ging der Zug wieder nach Mähren und gegen Wien, und hätte nicht die Stadt Brunn durch heldenmüthigen Widerstand den schwedischen Feldherrn aufgehalten, so mußte die kaiserliche Hauptstadt vielleicht in seine Hände fallen. Allein bey der Belagerung von Brunn schmolz sein Heer durch Krankheiten so zusammen, daß er den Rückzug nehmen mußte; und von körperlicher Schwäche überwältigt, legte er den Oberbefehl nieder.

IV. Am Rhein hatten unterdessen die Franzosen den Krieg fortgesetzt. Unmittelbar nach Guebriants Tode war ihr Heer von dem österreichisch-bayerischen bey Duttlingen überfallen und nach großem Verluste zerstreut worden (24. November 1643). Dann waren hier zwey berühmte Feldherren aufgetreten, der Vicomte von Turenne und der Herzog von Enghien, nachmaliger Prinz von Condé. Turenne ward am 5. May 1645 von dem bayerischen General Mercy bey Mergentheim geschlagen; dann aber vereinigte er sich mit Enghien, und es erfolgte am 3. August ein blutiges Treffen bey Allersheim, in welchem der Sieg lange schwankte, und sich zuletzt vorzüglich durch die Tapferkeit der Hessen

für die Franzosen entschied. Die Bayern hatten besonders den Verlust ihres tapfern Führers Mercy zu beklagen, eines gebornen Rothringers, von dem die Franzosen sagten: sie hätten durch seinen Tod mehr gewonnen, als wenn sie eine ganze Provinz erobert, oder das zahlreichste Kriegsheer zu Grunde gerichtet hätten.

V. Indes war das Commando über die schwedische Armee dem Gustav Wrangel übergeben worden. Das französische Ministerium (Richelieu war am 4. December 1642 gestorben, und der Cardinal Mazarin an seine Stelle getreten) hatte längst gewünscht, den Churfürsten von Bayern vom Kaiser abzugeben, und erlaubte daher dem Turenne, sich mit Wrangel zu vereinigen, und jenem ins Land zu fallen. Die große Noth, in welche Maximilian sein liebes Bayern durch diesen Einbruch versetzt sah, zwang ihn, der acht und zwanzig Jahre dem Kaiser treu geblieben war, dem Bündnisse mit ihm zu entsagen und einen Waffenstillstand einzugehen (14. März 1647). Doch gereute es ihn bald dieses Vertrages; und noch ehe er die feyerliche Genehmigung desselben ausfertigte, kündigte er den Waffenstillstand den Schweden auf, und befohl seinen Kriegsvölkern, dem Kaiser zu Hülfe aufzubrechen. Da sagte auch Frankreich den Waffenstillstand auf, und Turenne und Wrangel vereinigten sich abermals, Bayern zu verwüsten, bis sie durch den bayerischen General, Freyherrn von Eikevoert, nach Schwaben zurückgetrieben wurden. Unterdessen hatte Wrangel den General Königsmark nach der Oberpfalz abgeschickt, um von da aus in Böhmen einzubrechen und die Kaiserlichen von den Bayern zu trennen. Königsmark drang glücklich gegen Prag vor, und bemächtigte sich der kleinen Seite dieser Hauptstadt (25. July 1648). Um auch die Alt- und Neustadt zu überwältigen, rief Königsmark den General Wittenberg aus Schlesien herbey. Selbst der aus Schweden angekommene neue Oberbefehlshaber, der Pfalzgraf Carl Gustav, wandte

sich dahin, und begann die förmliche Belagerung. So war der Krieg wieder zu derselben Stadt zurückgekehrt, von welcher er ausgegangen war. Da erscholl das Friedenswort aus Westphalen.

44.

Der westphälische Friede.

I. Nach fast fünfjährigen Berathschlagungen war nämlich der westphälische Friede, dieses ungeheure Werk der Diplomatie, zu Stande gekommen, an dessen Vollendung die Unternehmer selbst kaum hatten glauben können. Wirklich war durch die lange Zerrüttung des Reichs das Kriegsführen den Deutschen so zur andern Natur geworden, daß viele der festen Meinung waren, es werde nie mehr Friede werden. Man suchte noch Trost in der Geschichte, und freute sich zu finden, daß selbst die fürchterlichsten Kriege der Vorzeit zuletzt doch irgend einmal aufgehört hatten. Mit welchen Mühseligkeiten selbst die redlichsten der dabey gebrauchten Unterhändler zu kämpfen hatten, kann hier nicht ausführlich erzählt werden. Lieset man aber die weitläufigen Werke, in denen die Geschichte dieser denkwürdigen Unterhandlungen niedergelegt ist, so möchte man vor Unmuth weinen, daß ein so herrliches Volk, als das unsrige, das an Geist und Kraft den edelsten Nationen gleich kommt, durch den Mangel an Einheit, die bey der vorhandenen Religionstrennung nicht wohl möglich war, und eben deswegen durch die ungeweckmäßige Leitung der gemeinsamen Angelegenheiten nicht bloß das Opfer, sondern selbst der Spott fremder Eroberer wurde.

Am 11. Julius 1643 sollten die Friedensunterhandlungen eröffnet werden: zu Osnabrück mit den Schweden, und zu Münster mit den Franzosen. Die kaiserlichen Gesandten fanden sich schon vor der festgesetzten Zeit ein: allein erst am Ende des Jahres kamen die

schwedischen, und erst im April des Jahres 1644 die französischen: eine üble Vorbedeutung für den Gang des Friedensgeschäftes, auf welches die geängstigten Völker mit schmerzlicher Sehnsucht hinstarrten. Und in der That fing auch die Unterhandlung gleich mit so kleinlichen Dingen an, daß an einen schnellen Fortgang nicht zu denken war. Viele Monate wurden mit den elendesten Rangstreitigkeiten verloren, indem die französischen Gesandten, stolz und anmaßend, als die Ersten erscheinen wollten, und sich in dem Gepränge einer königlichen Hofhaltung wohlfühlten. Ferner ging viele Zeit damit verloren, daß alle Gesandte der einzelnen Reichsstände aus Deutschland zusammen gerufen wurden; denn darauf bestanden die Franzosen, damit sie recht viel Gelegenheit hatten, den Sunder der Zwietracht unter uns anzuzuflammen.

Der Hauptgegenstand der Verhandlungen hätte nun die Feststellung der innern Ordnung des deutschen Reiches, besonders der verschiedenen Religionspartheyen seyn müssen; denn darüber war der Krieg hauptsächlich angegangen. Allein die beyden fremden Mächte fragten vor allen Dingen nach ihrer Entschädigung an Land und Leuten für ihre Kriegskosten. Frankreich insbesondere, welches so wenig mit eigenen Kräften gethan, welches nur aus Eigennutz und Schadenfreude — ein katholischer Staat für die protestantische Sache — sich in den Streit gemischt; Frankreich forderte ungeheure Opfer, und seine Gesandten, d'Avant und nach ihm Servien, in allen Künsten der Worte, der List, ja des Truges geübt, mit der Miene der Befehlenden auftretend, setzten ihre Forderungen durch. Die Schweden (ihre Gesandten waren Johann Oxenstierna und Salpius) rissen gleichfalls Stücke des deutschen Landes an sich. Mit blutenden Herzen sahen die Freunde des Vaterlandes der schimpflichen Begegnung des Reiches zu. „Gerade in den Gegenden,“ — so ruft ein gleichzeitiger Schriftsteller, Wassenberg, aus, — „wo unsere Väter den stolzen Varus besiegten, bieten jetzt,

uns zum Hohne, waffenlose Ausländer allen Deutschen Trost und triumphiren über Germanien. Sie rufen, wir erscheinen; sie reden, wir hören wie auf Orakel; sie verheissen, wir vertrauen ihnen glänzig wie Göttern; sie drohen, und wir zittern als Sklaven. Wie uns ein Blatt von einem Weibe, hier aus Stockholm, dort aus Paris *), zugeworfen wird, frenen oder ängstigen wir uns. Schon rathschlagen sie in Deutschland über Deutschland, was sie uns nehmen, was lassen, welche Federn sie dem römischen Adler entreißen und dem französischen Hahne (Gallo) oder der Mähne des scandinavischen Löwen einsetzen wollen. Wir indeß wissen nicht einmal und müssen noch darauf warten, was sie erst spät wollen und was sie endlich nicht wollen, was sie heute sich gefallen lassen und morgen mit Ekel und Ueberdruß verwerfen. So verlassen wir Deutsche, bis auf den letzten Athemzug uneinig mit uns selbst, über den Söhnen fremder Völker unsere eigene schützende Gottheit, und opfern jenen Leben, Freyheit und Ehre!

Würdig benahmen sich die kaiserlichen Gesandten, der Graf von Trautmannsdorf und der Doctor Wolmar, welche mit Kraft und Gründlichkeit die Annäherung der Fremden, und mit Milde und Geduld die Uneinigkeit der deutschen Stände zu bekämpfen suchten. Allein sie fanden nicht den rechten Beystand bey den übrigen Gliedern des Reiches; und dann vereitelte auch jede Botschaft von dem Kriegsglück der Feinde die Vortheile wieder, die sie vielleicht durch Unterhandlung gewonnen hatten.

II. Endlich am 24. October des Jahres 1648 Nachmittags wurden, unter dreyemaligem Kanonen-Donner,

*) In Schweden regierte Gustav Adolfs Tochter Christina; in Frankreich führte die Königin Anna, als Vormünderin des noch unmündigen Ludwig XIV. die Regierung.

die Friedens-Urkunden unterzeichnet. Denselben gemäß, sey ein christlicher, allgemeiner, ewiger Friede, eine wahre aufrichtige Freundschaft von Seiten der kaiserlichen Majestät und des Hauses Oesterreich, wie auch aller dessen Verbündeten, mit der königlichen Majestät von Frankreich — von Schweden —, deren Bundesgenossen und Anhängern. Und dieser Friede soll so aufrichtig und ernstlich gehalten werden, daß jeder Theil des andern Nutzen und Ehre zu befördern suche, und daß zwischen beyden, dem gesammten römischen Reiche und der Krone Frankreich — Schweden —, treue Nachbarschaft und das sichere Bestreben nach Frieden und Freundschaft wieder hervorblühen könne. Es sey von beyden Seiten eine ewige Vergessenheit und Amnestie in Hinsicht alles dessen, was vom Anfange dieser Unruhen an, wo und wie oder auf welcher Seite es auch sey, Feindseliges vorgegangen ist, so daß weder unter dieser Veranlassung, noch unter irgend einem andern Vorgeben, einer dem andern in Zukunft Feindschaft oder Belästigung an seiner Person, Zustande, Gütern oder Sicherheit, durch sich oder andere, heimlich oder öffentlich, direct oder indirect, unter dem Scheine von Recht oder mit Gewalt, im Reiche oder außer demselben zufüge oder zufügen heiße; sondern es sollen alle und jede, vor oder im Kriege, durch Wort, Schrift oder That zugefügten Beleidigungen, Gewaltthaten, Feindseligkeiten, Schaden, Kosten, ohne irgend eine Rücksicht auf Person oder Sache, so durchaus abgethan seyn, daß jeder Anspruch, den einer aus diesem Grunde gegen den andern machen könnte, in ewiges Vergessen begraben seyn solle.*

III. Die einzelnen Friedens-Artikel betrafen hauptsächlich folgende Punkte:

1. Schweden erhält zu seiner „Satisfaction“ Vorpommern mit Rügen, Stettin, Bremen, Verden, Wismar und dem frischen Haff, dann das Erbrecht auf Hinterpommern nach Erlöschung des Brandenburgischen Manns-

flammes, dazu noch Sitz und Stimme auf den deutschen Reichstagen, und eine Summe von 5 Millionen Thalern zur Bezahlung der Kriegsvölker bis zur Friedensvollstreckung: — Frankreich die Hoheit über die Bisthümer Metz, Toul und Verdun, ferner Vignerot, Breisach, die Landvogtey Hagenau, die obere und niedere Landgraffschaft Elfaß, dann das Besatzungsrecht in Philippsburg, von wo aus bis Basel hinauf keine neue Festung angelegt werden dürfe.

2. Churbrandenburg bekömmt Hinterpommern, und zur Entschädigung für Vorpommern das Erzbisthum Magdeburg und die Bisthümer Halberstadt, Minden und Camin, als weltliche Fürstenthümer; — Mecklenburg für Bismar die Bisthümer Schwerin und Rigaeburg; — Hessen-Cassel die Abtey Hirschfeld, und die Aemter Schauenburg und Sachsenhagen nebst 600,000 Thalern; — Braunschweig-Lüneburg das Recht, daß einer seiner Prinzen abwechselnd mit einem katholischen Bischofe das Bisthum Osnabrück besigen solle.

3. Der älteste Sohn Friedrichs V. von der Pfalz, Carl Ludwig, wird in seine Erbländer, mit Ausnahme der Oberpfalz restituirt, und für ihn und seine ganze Linie (die Rudolphinische) eine achte Churwürde errichtet; Bayern aber soll im Besitze der Oberpfalz und der Grafschaft Cham, so wie der vormals pfälzischen Churwürde bis zum unbeerbten Abgange der bayerischen (Wilhelminischen) Linie verbleiben. Würtemberg, Baden-Durlach, Nassau, Waldeck, Dettingen, Hohenlohe, Löwenstein, Löwenhaupt, Erbach, Croy, Solms, Isenburg, Sayn werden gleichfalls in ihre Länder und Rechte restituirt.

4. Hinsichtlich der Religionsverhältnisse werden für die Katholiken und Protestanten mit Einschluß der Reformirten (beyde unter der Benennung der augsbургischen Confessions-Verwandten) der passauische Vertrag und der augsburgische Religionsfriede als Grund-

lage von neuem bestätigt, und über den Besiz mittelbarer oder unmittelbarer geistlicher Güter der erste Jänner 1624 als Normal-Termin festgesetzt. Bey den Reichsdeputationen soll in der Auswahl der Deputirten eine Religions-Gleichheit beobachtet, und eine ähnliche Fürsorge beym Reichshofrath und Kammergericht eingeführt werden. In Religions- und andern Sachen, worin die Stände nicht als ein einziges Ganzes betrachtet werden können, auch wenn die Katholiken und die augsbургischen Confessions-Verwandten sich in zwey Parteyen theilen (die sogenannte *Itio in partes*), soll nicht die Mehrheit der Stimmen, sondern allein ein gütlicher Vergleich entscheiden können.

5. Den deutschen Reichsständen wird die Landes- und Territorial-Hoheit gesetzlich und rechtlich zugesichert, und das Recht bestätigt, unter sich selbst und mit auswärtigen Mächten Bündnisse abzuschließen; nur dürfen diese nicht gegen den Kaiser, gegen das Reich, gegen den Landfrieden und gegen diesen Vertrag gerichtet seyn, auch nicht gegen den Eid geschehen, womit jeder dem Kaiser und Reich verpflichtet ist.

Dieser Friedensschluß — für dessen Aufrechthaltung sich Frankreich und Schweden als Bürgen aufstellten, und gegen den der Papst mit Recht, wiewohl vergeblich, protestirte, — endigte den dreyßigjährigen Krieg, den schrecklichsten, welchen bis auf unsere Zeit die Geschichte gekannt hat.

III. Die Schweiz.

1.

Vergrößerung der Eidgenossenschaft. Trennung vom deutschen Reiche. Allianz mit Frankreich.

I. Das Bundes-System der Schweizer, welches im vierzehnten Jahrhundert entstanden war, gewann zu Ende des fünfzehnten neue Stärke, da die Eidgenossen ihren Krieg gegen Carl den Kühnen, Herzog von Burgund, sehr glücklich führten. Die über ihn bey Granfon, Murten und Nancy errungenen Siege erhöhten den Ruhm ihrer Waffen, und bewirkten, daß die ersten Mächte in Europa, besonders Frankreich, sich um ihre Freundschaft und um Bündnisse mit ihnen bewarben. Auch vermehrte sich die Eidgenossenschaft, welche vorher nur aus acht Orten oder Cantonen bestand *), durch den Beytritt von zwey neuen Bundesgenossen, den Städten Freyburg und Solothurn, welche im Jahre 1481 durch die Vermittlung des frommen Einsiedlers, Nicolaus von der Flüe, ebenfalls unter die Orte aufgenommen wurden.

II. Nunmehr fürchteten sich die Schweizer nicht mehr, das Band, welches sie bisher mit dem deutschen Reiche verknüpft hatte, zu zerreißen. Als daher der Reichstag zu Worms im J. 1495 dem Kaiser Maximilian I. Hülfe gegen die Franzosen und die Türken bewilliget hatte, gebrauchten die Schweizer ihre Immunitäten und ihr Bündniß mit Frankreich zum Vorwande, jedes Contingent zu

*) Dem 1307 zwischen Schwyz, Uri und Unterwalden geschlossen, und 1315 auf ewig erneuerten Bund waren 1333 Lucern, 1351 Zürich, 1352 Glarus und Zug, und 1353 Bern beygetreten.

verweigern. Und als der Reichstag zu Lindau im J. 1496 sie aufforderte, der Allianz mit Frankreich zu entsagen, dem schwäbischen Bunde beizutreten, sich dem Reichskammergerichte und dem Landfrieden zu unterwerfen, und ihren Beytrag zur Unterhaltung dieses Gerichtshofes und zu den übrigen Contributionen des Reichs zu liefern; wurden diese Forderungen, als unverträglich mit ihren Rechten und Privilegien, abgeschlagen. Zwey Jahre nachher schlossen sich auch die Graubündtner an die Schweizer an, um von diesen Schutz bey den Streitigkeiten zu erlangen, die sie mit den Tyrolern hatten.

Kaiser Maximilian ergriff diesen Umstand, um einen Krieg gegen die Cantone zu unternehmen. Er wünschte die Schmach, welche die Schweizer der Würde des Reiches, und die Beleidigungen, welche sie seinem eigenen Hause zugefügt hatten, zu rächen. In dieser Absicht regte er den schwäbischen Bund gegen sie auf, und griff sie im J. 1499 auf mehreren Puncten zugleich an. Acht Trefsen wurden geliefert: aber alle, nur Eines ausgenommen, fielen zum Vortheile der Schweizer aus, und die Kaiserslichen verloren darin über 20,000 Mann. Maximilian und seine Bundesgenossen faßten nun den Entschluß, mit den Cantonen Frieden zu machen, welcher auch noch in eben dem Jahre (22. Sept. 1499) in Basel zu Stande kam. Man gab von beyden Seiten alles heraus, was man einander entrißen hatte, und es wurde ausgemacht, daß die Streitigkeiten, in welche Maximilian als Graf von Tyrol mit den Graubündtnern gerathen war, freundlich beygelegt werden sollten. Dieser Friede machte Epoche in der Geschichte der helvetischen Eidgenossenschaft; denn nun durfte man ihre Unabhängigkeit vom deutschen Reiche als entschieden ansehen, obschon in dem Tractate nichts davon erwähnt war, und obschon die Schweizer noch einige Zeit fortfuhren, bey den Kaisern die Bestätigung ihrer Freyheiten nachzusuchen.

Zwey unmittelbare Reichstädte, Basel und Schaff-

hausen, benützten diese Ereignisse, die Aufnahme in den Schweizerbund nachzusuchen; und sie erhielten dieselbe im J. 1501. Ihnen folgte im J. 1513 das Land Appenzell, als der dreyzehnte Canton.

III. Zu wiederholten Malen unterstützten helvetische Söldner die Könige von Frankreich Carl VIII. und Ludwig XII. bey ihren italienischen Feldzügen. Im J. 1510 brachte sie aber der Bischof von Sitten zu einer fünfjährigen Verbindung mit dem Papste. Zwanzigtausend Eidgenossen vertrieben Ludwigs Heer aus Mailand, und stellten den jungen Herzog Maximilian Sforza in seinem Herzogthume her. Zur Erkenntlichkeit für diesen Dienst trennte der Herzog die vier Landvogteyen Lugano, Lucarno, Mendrisio und Val-Maggio von seinem Gebiete, und trat sie durch einen Tractat, der zu Baden im J. 1512 geschlossen wurde, an die Eidgenossen ab. Auch besiegten sie den König Ludwig bey Novara (1513). Dagegen bekämpfte sie König Franz I. bey Marignano in einer furchtbaren zweytägigen Schlacht (13. und 14. Sept. 1515). Seitdem fanden sie es ihrem Vortheile gemäß, ihre Verbindung mit Frankreich zu erneuern. Zu Freiburg in der Schweiz wurde im J. 1516 ein ewiger Friede zwischen beyden Staaten unterzeichnet, und auf ihn folgte bald ein neuer Allianz-Tractat, der zu Lucern mit Franz I. geschlossen, und unter jeder folgenden Regierung erneuert wurde.

2.

Reformation. Zwingli in Zürich.

I. Die Veränderung, welche in Deutschland am Anfang des sechzehnten Jahrhunderts in der Religion erfolgte, verbreitete ihren Einfluß auch auf die Schweiz, und zündete in dieser für lange Zeit die Flammen der Bürgerszwietracht an*). Der Haupturheber der Religions-Vers

*) Wir folgen auch hier wieder hauptsächlich Böllinger's

änderung in der Schweiz war Ulrich oder Huldreich Zwingli (der Sohn eines Amtmannes zu Wildhaus in der Grafschaft Toggenburg, geb. den 1. Jänner 1484), im J. 1506 Pfarrer zu Glarus, dann 1516 Leutpriester zu Einsiedeln, zuletzt seit 1518 Pfarrer und Prediger zu Zürich: ein beredter, talentvoller, und für jene Zeiten kenntnißreicher, aber zugleich weltlich=gesinnter Mann, den, seinem eigenen Geständnisse gemäß, sein geistlicher Stand von mancherley Ausschweifungen keineswegs abhielt. Es fügte sich, daß auch ihm die Ablasspredigten des Minoriten Bernardin Samson aus Mailand erwünschten Stoff und Vorwand zu Declamationen gegen die Mißbräuche der Kirche darboten. Allein in Zürich trafen Zwingli's Predigten und das Verbot des Bischofs von Constanz zusammen, so daß dem Ablassprediger der Eintritt in die Stadt verweigert wurde. Auch beklagten sich die Schweizer=Regierungen über den Unfug desselben bey dem Papste, worauf dieser ihn zurückrief, und sein Benehmen untersuchen und bestrafen zu wollen versprach.

II. Am 1. Jänner 1519 begann Zwingli, mit Hingewlassung der für die Sonn- und Festtage vorgeschriebenen Episteln und Evangelien, nach der Reihe der einzelnen Bücher im Neuen Testamente zu predigen; und dieser Tag ward späterhin von den Zürchern als der Tag „der Wiederaufpflanzung des evangelischen Leuchters“ und somit als der Anfang ihrer Reformation gefeyert. In diesen Predigten und in Druckschriften wagte es nun Zwingli nach und nach mit seinen Neuerungen hervorzutreten. Auch wußte er früh den Magistrat von Zürich zu gewinnen, so daß dieser schon im J. 1520 den Pfarrern befahl, nur das, was sich aus der Bibel bewähren lasse, vorzutragen, von menschlichen Satzungen aber zu schweigen. Zwey Jahre nachher begehrte Zwingli mit

einigen gleichgesinnten Priestern von dem Bischofe von Constanz die Erlaubniß, sich verheirathen zu dürfen; und im folgenden Jahre 1523 veranstaltete der Magistrat eine Disputation, zu welcher Zwingli einen Entwurf seiner Lehre in 67 Sätzen übergab, die er dann gegen den bischöflichen Generalvicar Faber von Constanz vertheidigte. Der Magistrat erkannte Zwingli den Sieg zu, und erlaubte ihm, in der bisherigen Weise weiter zu predigen; alle Abmahnungen des Bischofs von Constanz blieben vergeblich. Zwingli und seine Genossen, Leo Juda und Ludwig Hegler (der letztere wurde 1529 wegen zahlreicher Lasterthaten zu Costniz mit dem Schwerte hingerichtet), griffen nun aufs heftigste die Aufstellung und Verehrung der Bilder an; dadurch bewirkten sie eine Bilderstürmerey, welche Zwingli durch die Behauptung unterstützte, daß das mosaische Verbot der Bilder vom Evangelium nie aufgehoben worden sey, und also auch die Christen binde. Der Magistrat schrieb hierauf noch im J. 1523 ein neues Religionsgespräch aus, in welchem Zwingli und seine Genossen den ehelosen Stand der Geistlichen, den Gebrauch der Bilder und die heilige Messe bestritten. Sofort verhehllichten sich viele Geistliche, und Zwingli selbst nahm im J. 1524, in seinem vierzigsten Lebensjahre, eine Wittve zur Gattinn.

III. Indessen erregten diese Vorgänge zu Zürich bey den übrigen Eidgenossen großes Mißfallen. Auf einer Versammlung zu Lucern im J. 1524 beschloßen sie, daß der Gottesdienst unverändert bleiben, und Zwingli's Lehre nirgends zugelassen werden solle. Durch Gesandtschaften, welche sie wiederholt an die Zürcher schickten, bathen sie dieselben, von dieser alles Unheil bringenden Lehre abzustehen, und erboten sich, wenn ihre Neuerungen nur den von Päpsten, Cardinälen und Bischöfen erlittenen Druck und Ueberdrang zum Grunde hätten, solchem abzuhelpen. Vergeblich; der Rath von Zürich erkannte in der Reformation ein sicheres Mittel, die öffentlichen Einkünfte zu

vermehrten, und Zürichs Einfluß auf die Eidgenossenschaft und die gemeinen Landvogteyen zu erhöhen, und schritt daher auf der betretenen Bahn unter Zwingli's Aufmunterungen rasch voran. Den Klöstern und Stiften nahm man ihre Gefälle und Regalien, die Kirchen plünderte man aus, und die Monstranzen und Kelche schickte man in die Münze. Das that der Magistrat, welcher, von Zwingli dazu aufgefordert, in die Ausübung der Episcopatrechte eingetreten war, und nun im J. 1525, nachdem die Gemälde verbrannt und die Bildsäulen zerstört waren, in den nackten und selbst der Orgeln beraubten Kirchen eine entsprechende Form des Gottesdienstes anordnete. Statt des Altars und des Messopfers sah man jetzt einen Tisch, einen Korb mit Brod, und mit Wein gefüllte Becher, und die Gläubigen wurden, damit sie ja vom Genuß der Eucharistie sich nicht zu viel versprächen, gehörig belehrt, daß Brod und Wein nur ein Bild des Leibes und Blutes Christi seyen, und nur an die durch ihn vollbrachte Erlösung erinnern sollten. Vergebens begeherten die Bürger, welche katholisch bleiben wollten, eine Kirche, um den Gottesdienst nach der alten Weise feyern zu können. Vielmehr wurden nach Zwingli's Begehren die katholisch verbleibenden Mitglieder des Rathes abgesetzt.

IV. Eine vollständige Uebersicht seines Lehrbegriffs, erbaut auf den Grundsatz, daß „das klare Wort Gottes, die Bibel, erklärt durch sich selbst und den Privatgeist jedes Einzelnen, die oberste und einzige Regel des Glaubens sey,“ hat Zwingli in der auf den Reichstag zu Augsburg von 1530 gesandten Confession gegeben. In Bezug auf mehrere in derselben enthaltenen Puncte schrieb damals Melancthon, Zwingli müsse verrückt geworden seyn. Sie enthielt in der That seltsame Dinge. So hieß es von der Erbsünde, sie sey nicht so fast eine wahre Sünde, als vielmehr ein bloßes Gebrechen, eine Krankheit. Daher behauptete er auch, die Taufe wirke nicht

die Auslöschung der Erbsünde. Ueberhaupt setzte er den Werth der Sacramente so tief herab, wie vor ihm noch nie geschehen war: sie theilten, sagte er, dem Menschen nicht selbst Gnade und Vergebung der Sünden mit, sondern sie seyen bloße Zeichen der Gnade, die man schon vorher besitze. Seine Lehre vom Abendmahl ist schon oben vorgekommen: ihr gemäß sollte dieses nur eine Erinnerung an Christus, an sein Leiden und seinen Tod seyn; zugleich warnte er: „Man solle die nicht hören, die da sagen, wir essen zwar das leibliche und wahre Fleisch Christi, aber nur geistlich; denn sie verstehen noch nicht, daß beydes zusammen nicht bestehen kann, und daß der Glaube ein geistlich Ding ist.“ In einer an den Landgrafen Philipp von Hessen gerichteten Schrift vom Jahre 1530 erklärte Zwingli geradezu Gott für den Urheber der Sünde; und in dem 42sten seiner Sätze vom J. 1523 hatte er behauptet: „Wenn die Obrigkeit treulos und außer der Regel Christi handelt, kann man sie mit Gott absetzen“ *).

*) In der letzten von ihm verfaßten und erst nach seinem Tode erschienenen Schrift, welche dem Könige von Frankreich gewidmet war, schrieb Zwingli über den zwölften Artikel des apostolischen Glaubensbekenntnisses, den König anredend, so: „Da kannst du hoffen, die Gesellschaft aller heiligen, klugen, gläubigen, standhaften, tapfern und tugendhaften Männer, die vom Anfang der Welt gelebt haben, anzutreffen; da wirst du zwey Adam sehen, den Erlösten und den Erlöser. Da wirst du Abel sehen und Enoch . . . Noah, Abraham . . . Jesajas nebst der von ihm verkündeten Gottesgebährerin. . . Da sollst du sehen den Hercules, Theseus, Socrates, Aristides, Antigonus, Numa, Camillus, die Catonen, die Scipionen; da deine königlichen Vorfahrer, und alle deine Vorfahren, die im Glauben dahin geschieden sind &c.“ Ueber diese Stelle ward Luther so aufgebracht, daß er an dem Seelenheile Zwingli's verzweifelte, indem er, nicht damit zufrieden, das heilige Sacrament bestürmt zu haben, sich sogar als einen Heiden offenbar darstellte; „was nützt uns die Taufe, die andern Sacramente, die Schrift, und Jesus Christus selbst,

V. Wie Luther, [so hatte auch Zwingli mit den Wiedertäufern zu kämpfen. Diese meinten so gut, wie die Reformatoren, das Recht der freyen Schriftauslegung zu haben, und rechneten die Kindertaufe, die sich nicht aus der Schrift erweisen lasse, auch zu den Erfindungen des Papstthums, über welche man eben der erstaunten Welt die Augen zu öffnen bemüht war. Zwingli widerlegte sie in einer Schrift; aber die Wiedertäufer riefen, als diese Schrift in der Kirche vorgelesen wurde: das sey nicht Gottes, sondern Zwingli's Wort. Auch mehrere Disputationen hielt Zwingli mit ihnen in Gegenwart des Magistrats, worauf dann dieser erklärte, sie seyen zur Genüge des Irrthums überwiesen, und ihnen die Wiederholung der Taufe bey Todesstrafe verbot. Allein einer ihrer Anführer, Felix Manz, glaubte in Bezug auf die Taufe dasselbe Recht zu haben, das Zwingli sich in Bezug auf das Abendmahl beygelegt hatte; und da er demnach fortfuhr wiederzutauften, ließ ihn der Magistrat ersäufen, und seinen Gefährten Blaurock mit Ruthen streichen.

VI. Die katholischen Cantone veranstalteten im J. 1526 ein Religionsgespräch zu Baden; doch erklärten sie im Voraus, daß sie, in ihrer Anhänglichkeit an die Kirche verharrend, sich kein Recht anmaßten, in Sachen der Religion zu entscheiden. Zwingli, welchen sie mit Zusendung eines Geleitsbriefes einluden, weigerte sich, zu Baden zu erscheinen, und erklärte, daß er einen richterlichen Ausspruch der Cantone über die Religionsfragen nicht anerkennen könne (drey Jahre vorher hatte er den richterlichen Ausspruch des Magistrats zu Zürich anerkannt). Bey dem Religionsgespräche führten vorzüglich der Professor Eck von Ingolstadt und der Reformator von Basel Decolompadius das Wort; nach Beendi-

wenn die Epicureer, die Gottlosen, die Abgötterer selig werden?"

gung der Disputation erklärten die neun Cantone — Bern, Basel und Schaffhausen sagten sich los —, daß Ed die Segner des Irrthums überführt habe, und verboten jede Neuerung im Cultus und in der Kirchenlehre.

VII. Dennoch griff die Reformation in der Schweiz immer weiter um sich. In der Stadt Mühlhausen, in der Nähe von Basel, wurde sie schon 1524 eingeführt; 1525 stellte der Rath zu St. Gallen den katholischen Gottesdienst ab; doch wurde hier über das Abendmahl noch nichts festgesetzt, weil man noch nicht einig war, was man davon glauben wolle. Fast allenthalben wurde die Reformation mit einem Bildersturme eröffnet. Zu Bern beförderten vorzüglich Berchtold Haller und Franz Kolb unter der Leitung Zwingli's die Religions-Neuerung*), und die Regierung stellte im J. 1528 ein zahlreich besuchtes Religionsgespräch an, auf welchem aber kein bedeutender katholischer Theolog zugegen war; dafür erschien mit Bucer und Decolompadius auch Zwingli, und da man ihm in der Disputation über die Färbitte der Heiligen eine Stelle aus der Offenbarung Johannis entgegenhielt, erklärte er, diese Offenbarung erkenne er nicht als biblisches Buch**). Der Erfolg des Gesprächs

*) Hierüber und über die dabey anzuwendende Klugheit schrieb Zwingli folgenden Brief an den Prediger Kolb: „Heil und Segen von Gott unserm Herrn! Lieber Franz! Ganz allgemach im Handel, nit zu streng, und wirf dem Bären zuerst nur eine sure unter etlich süesse Wirren für; darnach zwo — dann drey; und wenn er es anfangt in sich zu fressen, so wirf ihm mehr und mehr für, sur und süess unter einander. Zuletzt schütt den Saß gar us; mild, hart, süess, sur und ruh; so frist er alle uf, und vermeint sich nicht mehr darab jagen und vertreiben zu lassen. Geben Zürich Montag vor Georgii 1527. Uer Diener in Christo Huldreich Zwingli.“

**) Auf gleiche Weise hatte Luther, als man ihm in dem Streite über die guten Werke eine Stelle aus dem Briefe Jacobi citirte, ohne Bedenken das canonische Ansehen dieses Briefes verworfen, und ihn als „stroherne Epistel“ bezeichnet.

war die völlige Einführung des Zwinglianismus in dem Cantone. Der Magistrat erklärte die Gewalt der Bischöfe von Lausanne, Basel, Sion und Constanz über das Gebiet von Bern für aufgehoben, errichtete ein eigenes, aus Rätthen und Predigern bestehendes Consistorium, und unterdrückte fortan, so weit seine Macht reichte, die katholische Religion. Katholische Priester wurden im ganzen Lande nicht weiter geduldet, und als die von Bern abhängigen Haslithaler auf der Beybehaltung des alten Glaubens bestanden, wurden sie 1528 mit Waffengewalt zur Annahme der Reformation gezwungen.

In Basel wurde die Reformation mit offenem Aufruhr eingeführt. Hier wirkte seit 1524 der schon öfter genannte Johann Decolompadius oder Hausschein (geb. 1482 zu Weinsperg in Franken), welcher aus dem Brigittenkloster Altomünster in Bayern ausgetreten war, und sich 1526 mit einer jungen Wittve verhehelicht hatte. Seine Anhänger wurden immer zahlreicher, und in gleichem Maße immer ungestümer und übermüthiger in ihren Forderungen. Der Magistrat ging anfänglich auf ihre Anträge wegen der Religionsänderung nicht ein, indem er sie auf das künftige Concilium und die Entscheidung der allgemeinen Kirche verwies; allein sie ertrohten durch eine Zusammenrottung 1527 freye Religionsübung. Kaum hatten sie diese erlangt, so wollten sie den Katholiken dieselbe rauben, und begehrten daher weiter Absezung aller katholischen Prediger und gänzliche Abschaffung der Messe. Sie verlangten nicht, sagten sie, daß jemand zum Glauben gezwungen werde, sondern nur, daß falsche Propheten und Aergernisse abgethan würden; das zwiespältige Predigen sey ein Deckmantel des Aberglaubens, eine Verwirrung des Gewissens, eine Reizung des göttlichen Zorns. Durch wiederholten Aufruhr erzwangen sie endlich im Februar 1529 die völlige Unterdrückung der katholischen Religion. Die zusammengerotteten Haufen forderten zuerst eine Abänderung der Rathsverfassung und

Ausschließung der katholischen Rathsherren; darauf bemächtigten sie sich des Arsenal's, besetzten die Hauptplätze, und führten Kanonen in den Straßen auf; die wüthendsten brachen in die Kirchen ein, zerschlugen die Bilder, und machten zwölf große Scheiterhaufen daraus, die sie auf einmal anzündeten und verbrannten. Die angesehensten Katholiken hatten sich unterdeß geflüchtet; und nun war natürlich dem „Worte Gottes“ in Basel freyer Raum gegeben und aller Widerspruch beseitigt. — In demselben Jahre 1529 erzwangen auch die Bürger zu Schaffhausen die Einführung der Religions-Änderung.

Auch bey den Unterthanen geistlicher Herren, besonders bey denen des Klosters St. Gallen, wurde die Reformation zur völligen Empörung; die Rheinthaler und Toggenburger verjagten ihre Pfarrer, verwüsteten die Kirchen und verweigerten die bisherigen Abgaben; dabey wurden sie von den Büchern und Bernern, welche sich zur Unterstützung des Protestantismus verbündet hatten, unterstützt, und mit zwinglischen Predigern versehen.

VIII. Da sich jetzt das Uebergewicht in der Schweiz auf die Seite der Protestanten zu neigen schien, da auch Solothurn, Glarus und Freyburg zu wanken begannen, und nur Luzern, Schwyz, Uri, Unterwalden und Zug standhaft beym alten Glauben verharrten: so scheuten die reformirten Cantone, besonders Zürich, keine Gewaltthat mehr, und bey der steigenden Erbitterung wurde der Ausbruch eines Krieges in der Eidgenossenschaft fast unvermeidlich. Während Zürich seinen Katholiken die Religionsfreyheit entzogen, und ihnen sogar verboten hatte, auswärts Messe zu hören, fordereten seine Botschafter auf einer Versammlung zu Baden im J. 1528 von den katholischen Cantonen, daß sie ihren Untergebenen die freye Einführung der Reformation gestatten sollten. Schon hatten die Zürcher die gemeinen Landvogteyen besetzt, und im Juny 1529 waren ihre Kriegsschaaren und die der Katholiken, denen sie den Krieg erklärt hatten, gegen einander ins Feld gerückt,

als die letzteren, durch herbeigeilte Vermittler bewogen, und Zürich's Uebermacht scheuend, unterm 26. Juny um große Kriegskosten einen für sie ungünstigen Vertrag erkaufte, welcher für diesmal noch dem Blutvergießen vorbeugte.

Der Friede war jedoch von kurzer Dauer, da die Zürcher, seit dem ihnen so günstigen Vertrage noch dreier als vorher, die Reformation zur Erweiterung ihrer Herrschaft und ihres Einflusses benützten. Die Reformirten hatten alle auf ihren Gebieten liegenden Klöster der bisher besessenen weltlichen Herrschaft beraubt; aber den allgemeinsten Unwillen erregte die Unternehmung der Zürcher gegen das Kloster St. Gallen, dessen Abt nicht den Cantonen unterthan, sondern ein verbündeter Fürst war. „Laut der Schrift seyen die Geistlichen unfähig, Land und Leute zu besitzen, der Ordensstand überhaupt sey wider Gott und dessen Wort, dem Alles weichen müsse!“ Das war die Sprache, welche die reformirten Schweizer führten; und diesen Grundsätzen gemäß erklärten die Zürcher das Stift St. Gallen für aufgehoben, trieben die Gotteshausleute zur Empörung wieder ihren Oberherrn, und gaben den Stiftslanden eine eigene Verfassung. Den Klagen der katholischen Cantone über diese und ähnliche Gewaltthaten antworteten die Zürcher und Berner dadurch, daß sie allen Verkehr mit denselben aufhoben, und ihnen, „dem Worte Gottes zu Ehren“, die Zufuhr von Getreid und Salz abschnitten. Ja, die Zürcher drangen mit Ungestüm auf Krieg, und bereiteten sich über die katholischen Cantone herzufallen, um sie nach Zwingli's Ausspruch: „das Evangelium wolle Blut!“ mit Feuer und Schwert auszurotten. Zwar suchten die neutralen Cantone auf den Tagsatzungen zu Bremgarten die Einigkeit wieder herzustellen, aber ihre Bemühung wurde vereitelt durch die hohen Forderungen der Zürcher und Berner; sie begehrten als Präliminar-Bedingungen von den katholischen Cantonen: erstens in ihrem Gebiete

die neue Reform predigen zu lassen (in den zwinglischen Cantonen durfte man die katholische Religion, wie schon gesagt worden, weder predigen noch ausüben); zweitens alle diejenigen zu strafen, welche übel von der Reform geredet hätten oder reden würden (die Katholiken aber wurden von den Zwinglianern selbst in öffentlichen Acten mit den gröbsten und niedrigsten Schimpfsnamen überhäuft, z. B. Gödenknechte, verdamnte Päpster, Bluthunde, Klogen, Milchtremel, Lanngrozen u. dgl.); und drittens alle Veränderungen gutzuheißen, die man zu St. Gallen und in den gemeinen Herrschaften vorgenommen hatte; erst nach Erfüllung dieser Bedingungen wolle man ihnen gestatten, wieder Salz und Getreide anzukaufen. Die katholischen Cantone konnten natürlich in diese Vorschläge nicht eingehen, sondern sie verlangten ihrerseits die vorläufige Aufhebung der Sperre der Lebensmittel, und erklärten, daß sie bis zur Zusammenberufung eines Conciliums in ihrem Gebiete keine Störung in Religionsfachen gestatten würden, daß sie aber auch die protestantischen Cantone nicht hindern wollten, in ihrem Cantone zu thun, was ihnen beliebe; dagegen würden sie niemals dulden, daß man in den gemeinen Herrschaften, wo sie Mitherrren seyen, die neue Reform mit Gewalt und gegen den Willen der Kirchengemeinden einführe. Die Zürcher aber gingen von ihren Forderungen nicht ab, und wollten weder das Handelsverbot aufheben, noch in einen Waffenstillstand einwilligen (worüber sogar einige protestantische Cantone, z. B. Basel und Schaffhausen, unzufrieden wurden und sich von den Zürchern zurückzogen). Da sahen sich die fünf katholischen Orte, Luzern, Uri, Schwyz, Unterwalden und Zug, in die Nothwendigkeit versetzt, zu gleicher Zeit ihre Religion, ihre Freiheit, und sogar ihre Existenz mit den Waffen zu verteidigen, zumal da in Zürich Zwingli schon seit langem das Feuer des Krieges angeblasen, und noch am 21. Sept. 1531 in der Predigt mit begeisternden Worten unter seinem

Vorgang einen leichten Sieg verkündiget hatte*). Sie erklärten also am 7. Oct. 1531 den Krieg, aber nur den Bürgern, weil diese auch in der That die einzigen Urheber des Uebels waren.

IX. Die beyderseitigen Truppen zogen gegeneinander, auf Cappel zu. Am 11. October erklärten auch die Berner den fünf katholischen Orten den Krieg, und schick-

*) Hier eine Stelle aus dieser Predigt, welche von Zwingli selbst in den Druck gegeben wurde: „Lieben Herren! alle Welt wartet nur uff ſich. Ir wißend, was groffer Hilff, Rath, Trost, Zugug und Bystands Ir hand von aller Welt, den gottlosen Glauben der Pöbster uff zutilgen. Eigend nit also still, Ir müßend ſich deß schämen vor Gott und der Welt, ja vor ſüßern Eltern im erdtlich, die jeh sagend ir spendt nit ihre Kind noch Nachkommen. Brechet uff, griffend an, Ey (die 8 Orth) sind in ſüßern Gewalt, Gott wird Ey antwurten in ſüßer Hand und Gewalt, überſigend es nit, es ist an der Zit: thun. Irß nit, so wirdt Gott alle abfallende Seelen von ſüßern Händen abfordern, wie lang wellend Ir wartten mit der Sach? wellend Ir wartten biß Ey ſich umb Hilff und Stärke beworben? alßdann müßend Ir mit groffen Schaden thun das, so Ir on allen Verlurß und schaden jeh zuwegen brächte. Achtend nit der vile, und ſehend nit ſüßer Vertrauen in ſüßer Kraft und Werke, dann Gott ist mit ſich; Ir hand den Kleinen Hufen, aber den rechten Grundt, nämlich Gott ist allein uff ſüßer sythen. Ey hand aber woll den größern Hufen, dann ſie wellen All Heiligen mit Inen han; So nun Gott mit uns ist, werden warlich die Heiligen nit wider uns syn. Verzeihenndts lennger nit, Ich will mit ſich persönlich züchen, und das Gottßwort ſich Tag und Nacht zuſprechen. Ich will vor ſüßer Ordnung hergon zu forderst an die Wiend: da werdend Ir gspüren die Krafft Gottes, dan wann ich Ey mit der warheit des Gottßwort aureden und ſagen würd: wenn ſuchend Ir gottlosen? werden Ey vor Schrecken und forcht nit antwurten können, sonder all zurückfallen, und entfliehen, wie die Juden am Oelberg ab dem Wort Chriſti; Ir werdend ſehen, daß Ir Geſchäp, so Ey in ſich gericht, ſich umbkehren, in Ey gon, und Ey umbringen würdt. Ir ſpieß, hellparten und ander Ewer werdend nit ſich, wol aber Ey verſehen.“

ten den Zürchern 8000 Mann zu Hülfe. Allein schon am nämlichen Tage wurden die Zürcher von den Katholischen bey Cappel gänzlich geschlagen; sie ergriffen in größter Unordnung die Flucht, und verloren 19 Kanonen, 4 Fahnen, alle ihre Munition, und nach der geringsten Angabe wenigstens 1500 Mann, unter denen sich 27 Rathsglieder und 15 Prädicanten befanden. Auch Zwingli war unter ihnen. Er ward auf seinem Angesicht liegend gefunden, ohne besonders stark verletzt zu seyn. Als man ihn umwendete, öffnete er die Augen, und schaute um sich. Nun fragte ihn einer, ob er beichten wolle; er aber schüttelte den Kopf und den ganzen Leib. Da hieb ihm einer mit dem Schlachtschwert unter dem Kinn in den Hals, wovon er starb. Unterdessen kamen etliche, die den Zwingli im Leben gekannt hatten, und erkannten den Leichnam, der nun sogleich in Stücke zerrissen, oder vielmehr (nach Gilt Tschudi's Angabe in seiner Geschichte des Capeller Krieges) „als der Leichnam eines Verräthers an der Eidgenossenschaft“ durch Henkers Hände geviertheilt und nachher verbrannt wurde. Nach alter Sitte blieben die Truppen der katholischen Orte auf dem Schlachtfelde, und dankten Gott für den verliehenen Sieg.

X. Da die katholischen Cantone auch im Verlaufe des Krieges Sieger blieben, und die Bürger und Unterthanen der protestantischen, erzürnt über Zwingli und „die Leiden, losen Prädicanten“, laut einen Friedensschluß begehrt; so ward am 16. November 1531 im Lager der Katholischen der Friedensvertrag zwischen ihnen und den Zürchern unterzeichnet, der im Wesentlichen dahin lautete: die von Zürich sollen und wollen die fünf Orte nebst ihren Verbündeten und Anhängern von nun an und in Zukunft „bey ihrem wahren, ungezwungenen christlichen Glauben ungearguirt und ungedisputirt blyben lassen, all böß Fünd, Ußzüg, Gefährd und Arglist vermieden und hintangesetzt“; hinwieder sollen und wollen die fünf

Orte ihrerseits auch die Bürger und derselben Anhänger bey ihrem Glauben bleiben lassen; in den gemeinen Herrschaften, über welche die fünf Orte Mitherren sind, können die Kirchengemeinden, welche den neuen Glauben angenommen haben, denselben behalten, wenn sie es für gut finden; diejenigen aber, welche den alten Glauben noch nicht verläugnet haben, sollen ebenfalls befugt seyn, denselben beizubehalten, und endlich jene, welche den wahren alten christlichen Glauben wieder annehmen wollen, sollen das Recht haben, dieses zu thun. Uebrigens wurde der für die Katholiken so nachtheilige Friedensvertrag von 1529 aufgehoben und die von ihnen bezahlten Kriegskosten zurückerstattet, so wie der Abt von St. Gallen in den Besitz seines Klosters und seiner Lande wieder eingesetzt. — Sechs Tage später wurde auch mit den Bernern, deren Truppen diesen Krieg nur den Prädicantenkrieg nannten und haufenweise davonliefen, zu Bremgarten der Friede auf fast gleichlautende Bedingungen unterzeichnet.

In Rapperschwyl, Bremgarten, Mellingen wurde die katholische Religion wieder herrschend; auch in Solothurn kam der Zwinglianismus nicht auf. Dagegen blieben die Cantone Zürich, Basel, Schaffhausen, Bern und die Stadt St. Gallen ganz, Glarus und Appenzell theilweise reformirt. Die alten acht Schweizer, welche die Unabhängigkeit erkämpft und die Eidgenossenschaft gegründet hatten, die drey Waldstädte Schwyz, Uri und Unterwalden, blieben, wie den väterlichen Sitten, so auch dem väterlichen Glauben getreu; auch Luzern, Zug und Freyburg blieben durchaus katholisch.

3.

Reformation in Genf. Johann Calvin.

I. Die Religions-Veränderung erstreckte sich auch

auf Genf, welches durch das Verhältniß, in das Calvin zu ihr trat, nachher der Hauptsitz der reformirten Lehre, und das Vorbild der reformirten Gemeinden in Frankreich, Deutschland und den Niederlanden wurde. Durch ein Bündniß mit den Bernern war es dieser Stadt gelungen, sich der Herrschaft des Herzogs von Savoyen zu entledigen, und der Einfluß Berns, dessen Schutz die Genfer zur Behauptung ihrer Unabhängigkeit bedurften, war es vorzüglich, welcher der Reformation in Genf den Sieg verschaffte. Seit 1532 predigte hier der unruhige Wilhelm Farel nebst Saunier und Froment, und schon 1533 hatte sich eine Gemeinde gebildet, welche sich von einem Handwerker, Guerin mit Namen, das Abendmahl spenden ließ. Im J. 1534 waren die Reformirten, auch durch französische Flüchtlinge verstärkt, bereits den Anhängern der alten Religion der Zahl nach gleich, und der Bischof, seit langer Zeit mit den Genfern in Zwist wegen der Oberherrschaft über die Stadt, auf die er gegründeten Anspruch hatte, war eben aus Genf weggezogen, und hatte seinen Sitz zuerst in Gex, dann in Annecy aufgeschlagen. Der Bann, den er über die Stadt aussprach, blieb wirkungslos; der Senat erklärte das Bisthum für erloschen, und im J. 1535 erfolgte die Zerstörung der Altäre und Bilder; die katholische Religion wurde abgeschafft; allen Einwohnern wurde befohlen, sich zur reformirten Lehre zu bekennen; und diejenigen, welche der Kirche treu blieben und außerhalb Genf der heil. Messe beywohnten, wurden fortan mit Gefängniß und Verbannung bestraft. Der Herzog von Savoyen belagerte nun zwar Genf; aber Bern nahm sich wiederholt der Genfer an, erklärte im Januar 1536 dem Herzogen den Krieg, verbündete sich gegen ihn mit dem Könige Franz I. von Frankreich, und eroberte von ihm in nicht vollen drey Monaten das Waadtland, so wie Genf das Herzogthum Chablais und die Landvogteyen Gex, Ternier und Gaillard, deren Bewohner ebenfalls der katholischen

lischen Religion entsagen mußten*). (Auch in Lausanne wurde der Bischof, der bisher die Oberherrschaft darin gehabt hatte, vertrieben. Die Regierung von Bern ordnete eine Disputation daselbst an, gestattete darauf die Zerstörung der Crucifixe, Bilder und Altäre, und nöthigte alle Einwohner der Stadt und der umliegenden Gegend, sich zur neuen Lehre zu bekennen.)

II. Im J. 1536 kam Johann Calvin nach Genf. Dieser gelehrte und talentvolle Mann hieß eigentlich Jean Chausvin, und war der Sohn eines Wädtgers zu Noyon in der Picardie; er war geboren den 10. July 1509. Als Studirender der Theologie an der Universität zu Paris lernte er von seinem Landsmanne Peter Robert Olivetan die neue Lehre, die sich damals in Frankreich heimlich zu verbreiten begann, kennen und lieb gewinnen. Er entsagte nun der Theologie, und widmete sich dem Studium der Rechte zu Orleans und später zu Bourges. Im J. 1533 mußte er aus Frankreich flüchten, und auf dieser Flucht kam er auch nach Basel, wo er bald hierauf seinen „Unterricht in der christlichen Religion“ in lateinischer Sprache drucken ließ, den er dem Könige Franz I. widmete, um die Anhänger der neuen Lehre von dem Vorwurfe zu befreien, daß sie Aufrührer und Wiedertäufer seyen. In diesem Buche kündigte sich Calvin schon als Stifter einer neuen, von der lutherischen und zwinglischen in manchem abweichenden Religionspartey an. Farel, der den ächten Reformator in ihm erkannte, bewog ihn, in Genf seinen bleibenden Aufenthalt zu nehmen; er hielt hier theologische Vorlesungen, und verwaltete eine Predigerstelle. Allein durch ihr Bestreben, eine

*) Im J. 1592 erhielt der Herzog Carl Emanuel von Savoyen durch Gewalt der Waffen die von den Genfern eingenommenen Landschaften zurück, und den apostolischen Bemühungen des heil. Franz von Sales, nachherigen Bischofs von Genf oder Annecy (geb. 1567, gest. 1622), gelang es, auch die katholische Religion in denselben wieder herzustellen.

strenge Disciplin einzuführen, und durch ihre heftigen Ausfälle von der Kanzel erweckten sich Calvin, Farel und ihr Gehülfe Corauld viele Feinde; dazu kam noch ihre Weigerung, den Gottesdienst nach dem Muster der Berner, welche einige Festtage, die Lauffteine und das ungesäuerte Brod im Abendmahle beybehalten hatten, einzurichten. Daher wurden sie alle drey im April 1538 von dem Magistrate aus Genf verwiesen. Calvin begab sich nach Straßburg, wo Luthers Lehre durch Bucer seit zehn Jahren Eingang gefunden hatte, gründete daselbst eine französische Gemeinde, und verheirathete sich mit der Wittve eines Wiedertäufers.

III. Nach drey Jahren ward Calvin durch die Vermittlung seiner Freunde nach Genf zurückgerufen. Er verblieb nun daselbst, und übte seitdem den entscheidendsten, beynahe unumschränkten Einfluß nicht bloß im Kirchenwesen, sondern auch in bürgerlichen Verhältnissen aus. Eine seiner ersten Handlungen war die Errichtung eines Gerichtshofes „zur Erhaltung der reinen Lehre“ und zur Aufsicht über die Sitten. Dieses Consistorium, in welchem Calvin den Vorsitz führte, bestand aus 6 Geistlichen und 12 Laien, Aelteste genannt, welche letztere jährlich gewählt wurden, und es richtete über jedes sittliche Vergehen, wozu auch das Tözen gerechnet ward: die Schuldigen erhielten zuerst Privatverweise, dann Verweise vor dem Consistorium; zuletzt erfolgte die Excommunication, und wer diese nicht achtete, wurde vom Senate auf ein Jahr aus der Stadt verwiesen. Diese Behörde konnte jede Handlung des Privatlebens, selbst die Gespräche der Bürger untersuchen, und deshalb den Partheyen einen Eid abnehmen; und durch sie wurde Calvin zum Herrn aller Handlungen wie aller Meinungen der Genfer. Nur nach langem Kampfe ließen sich diese ein so drückendes Censur-Gericht gefallen, und noch im J. 1558 klagte Calvin, daß kaum acht Tage ohne Streit verfließen.

IV. Unter den eigenthümlichen Lehren Calvins ist besonders merkwürdig das von ihm aufgestellte System von der absoluten Prädestination; ein System, welches die furchtbarsten Blasphemien enthält. Gott hat — so lehrte er — von Ewigkeit her einen Theil seiner vernünftigen Geschöpfe verworfen und zu ewigen Strafen bestimmt, um seine Gerechtigkeit an ihnen zu offenbaren. Damit er Anlaß habe, sie zu hassen und zu strafen, hat er den Fall des ersten Menschen angeordnet, ihn dazu genöthiget, und seine ganze Nachkommenschaft in seinen Ungehorsam verwickelt. Gott nöthiget die Verworfenen, zu der Erbsünde wirkliche Sünden hinzuzufügen; er nimmt ihnen die Fähigkeit, das Gute zu erkennen und zu thun; er reizt sie zum Ungehorsam, und treibt sie zur Verstockung. Keinem dieser Verworfenen, wenn sie auch getauft sind, ertheilt Gott den wahren Glauben oder die heiligmachende Gnade; sie haben nur ein trügerisches Bild des Glaubens; die Taufe ist also für sie eine unnütze und täuschende Ceremonie. Anderseits hat Gott von Ewigkeit her absolut, ohne alles Vorhersehen eines Verdienstes, eine Anzahl Menschen zur Seligkeit prädestinirt, um seine Barmherzigkeit an ihnen zu offenbaren. Da sie mit in den nothwendigen Ungehorsam ihres Stammvaters verwickelt, und in ihrer gänzlichen Verdorbenheit unfähig sind, irgend eine Handlung zu verrichten, die nicht eine schwere Sünde wäre: so hat er ihnen, und nur ihnen allein, einen Erlöser gesandt. Sie werden in Betracht der Verdienste Christi wiedergeboren und geheiligt, ohne alle Mitwirkung von ihrer Seite. Da ihre Natur fortwährend verdorben und wesentlich sündhaft ist, so besteht ihre ganze Gerechtigkeit in der Nicht-Berechnung der Sünden, welche sie ihr ganzes Leben hindurch begehen, und in der Berechnung der Gerechtigkeit Christi. Gott nöthiget sie nun durch den Reiz einer himmlischen Ergözung und durch Eingießung der Liebe, gute Werke zu verrichten; an dies

sen hat aber ihr Wille keinen Antheil, als dadurch, daß er das Gift der Sünde beymischt, welches aber Gott seinen Auserwählten nicht zurechnet. Diese guten Werke sind folglich ohne alles Verdienst, und die ewige Seligkeit, welche ihnen nach dem Tode zu Theil wird, ist völlig unverdient. — In der Lehre von der zugewendeten Gerechtigkeit stimmte Calvin nicht nur mit Luther überein, welcher behauptete, daß der Gläubige seiner Rechtfertigung vollkommen gewiß sey, sondern er ging consequent noch einen Schritt weiter, indem er jene Gewißheit auch auf die ewige Seligkeit ausdehnte. Daraus folgte dann weiter die Lehre von der Unverlierbarkeit der Gerechtigkeit: „der Gläubige könne die einmal empfangene Gnade nicht mehr verlieren; wer einmal gerechtfertiget und geheiligt sey, der sey es für immer: daher könne er zwar in schwere Sünden fallen, aber er bleibe dennoch gerecht, weil seine Sünden ihm nicht zugerechnet werden.“ — Hinsichtlich des Abendmahls lehrte Calvin, daß wir in demselben unter und mit den Zeichen das wirkliche Fleisch und Blut des Herrn empfangen, der Empfang geschehe jedoch nur auf geistliche Weise durch den Glauben, und finde daher nur bey Gläubigen statt; dieser Empfang werde durch den Genuß der sinnlichen Elemente, die bleiben, was sie sind, abgebildet, sey aber durchaus nicht an diese Elemente gebunden, sondern es werde gleichzeitig eine aus dem Leibe Christi, der nun nur im Himmel sey, ausfließende Kraft dem Geiste des Gläubigen mitgetheilt. Diese Lehre Calvins vom Abendmahl wurde, statt der zwinglischen, in dem „Zürichischen Consens“ von 1549 von den helvetischen Reformirten aufgenommen, und die später reformirten Symbole schlossen sich alle gleichfalls an dieselbe an. — In Bezug auf die Lehre von der Kirche forderte Calvin allererst die Seinigen auf, die Ueberzeugung festzuhalten, daß eine unsichtbare Kirche, bestehend in der Schaar der Auserwählten, vorhanden sey, und mit unerschütterlicher Zu-

versucht anzunehmen, daß sie selbst zu dieser unsichtbaren Kirche gehören. Neben derselben lehrte er aber auch eine sichtbare Kirche, und sie sey die Mutter, durch welche wir zum Leben geboren werden; außer ihrem Kreise gebe es keine Vergebung der Sünde und kein Heil; den Absonderungen von derselben liege immer Hochmuth oder Eifersucht zum Grunde; verabscheuungswürdig seyen also diejenigen, die auf eine Trennung von der Kirche ausgehen; es sey, als wenn sie die Schaafte aus der Hürde wegtrieben und in den Rachen der Wölfe wärfsen. Daß Calvin unter dieser sichtbaren Kirche nur die seinige, und nicht die katholische verstand, geht aus den heftigen Schmähungen hervor, welche er gegen diese sich erlaubte. Dennoch vergißt er nie, als Merkmal einer christlichen Gemeinde ihre Verehrung gegen das kirchliche Ministerium hervorzuheben; und wenn Luther sagte: dort sey die wahre Kirche, wo das Evangelium recht verkündigt werde; so fügte Calvin hinzu: dort sey sie zu finden, wo die Predigt des göttlichen Wortes, mit Gehorsam angehört werde. Eben deshalb behielt er auch die Ordination bey, und zwar mit der Bestimmung, daß nicht das Volk, sondern das Presbyterium die Minister aufzustellen und die Ordination zu vollziehen habe.

V. Wie bey den übrigen Reformatoren, so gab sich auch bey Calvin eine große Selbstgefälligkeit, verbunden mit einer großen Unduldsamkeit gegen Andersmeinende kund. Es zeigen dieses die ungeheuren Lobsprüche, welche er sich unbedenklich selbst beylegte, und die gehässigen Lästerungen und Schimpfworte, mit denen er seine Streitschriften anfüllte. Auch behandelte er jede Abweichung von seiner Lehre und jede Widersetzlichkeit gegen seine Anordnungen bey den Seinigen als schweres Verbrechen, und er wußte auch den Genfer Senat hiernach zu leiten. So geschah es, daß der Bibel-Übersetzer Castellio, weil er in Bezug auf den Sinn einiger Bibelstellen anderer Meinung war, als Calvin, abgesetzt, und der Arzt

Bolssec, weil er der calvinischen Prädestinationslehre widersprach, verbannt wurde. Der Rath Améaux ward, weil er Calvins Lehre getadelt hatte, ins Gefängniß geworfen, und mußte öffentlich abbitten. Valentin Gentilis wurde zum Tode verurtheilt, weil er Calvin des Irrthums in der Trinitätslehre beschuldigt, und behauptet hatte, daß die Ausdrücke, deren er sich dabey bediente, nicht bibelgemäß seyen; und er rettete sich nur dadurch, daß er widerrief und Calvin um Verzeihung bath. Um so leichter konnte es geschehen, daß der spanische Arzt Michael Servete, welcher in einem Buche das Geheimniß der heil. Dreieinigkeit angegriffen hatte und eben durch Genf reisen wollte, auf Calvins Andringen verhaftet, und unter Einstimmung der übrigen protestantischen Cantone am 27. October 1553 lebendig verbrannt wurde. Früher schon, im J. 1548, war Jacob Grüttinger hingerichtet worden, weil er an Calvin, der ihn auf der Kanzel einen Hund genannt, Drohbriefe geschrieben, und das Volk zur Abschüttelung der Consistorial = Gewalt aufzureizen versucht hatte.

Ungeachtet dieser finstern Unduldsamkeit zog Calvins Ruf zahlreiche Schüler aus Frankreich, Deutschland, England nach Genf, daher er auch im J. 1558 die Errichtung einer Academie daselbst bewirkte. Die Lehrer, die aus seiner Schule hervorgingen, verbreiteten seine Dogmen und seine Kirchenverfassung in fernen Ländern, und durch seinen Briefwechsel wirkte er, gleich einem Kirchenoberhaupte, in Schottland, England, Frankreich, Deutschland, Böhmen und Polen, wobey er auch noch für politische Verhandlungen im Namen der Republik Zeit fand. In dieser unermüdeten und vielumfassenden Thätigkeit verharrete er, obschon er von schwachem Körperbau und öfter sehr leidend war, bis zu seinem Tode, welcher den 27. May 1564 erfolgte. Sein Freund und Nachfolger, Theodor Beza (eigentlich de Béze, geb. zu Bezelay in Bourgoigne 1519, seit 1558 Rector der Genfer Acad.

demie, gest. 1605), welcher sich stets als begeisterten Verehrer und Verteidiger Calvins und seiner Lehre zeigte, wurde nunmehr von allen reformirten Gemeinden Europa's als ihr neues Oberhaupt betrachtet.

4.

Anerkennung der Unabhängigkeit des Schweizerbundes.

Das deutsche Reich erneuerte von Zeit zu Zeit seine Ansprüche auf die Schweiz, und das Reichskammergericht unternahm sogar Jurisdictionshandlungen über Basel und andere einzelne Städte des Schweizerbundes. Als aber die Unterhandlungen über den allgemeinen Frieden zu Münster und Osnabrück eröffnet worden waren, sendeten auch die dreyzehn Cantone Bevollmächtigte dahin; und diese bewirkten durch Vermittlung Frankreichs und Schwedens, daß der Kaiser „nach eingezogenem Rathe und Meinung der Stände, durch ein den 14. May 1647 ergangenes Special-Decret die Erklärung that, daß Basel und die übrigen Cantone im Besitze vollkommener Freyheit und Exemption vom Reiche, und keineswegs deren Gerichten unterworfen seyen;“ welche Erklärung auch in das osnabrückische Friedens-Instrument aufgenommen wurde.

Verbesserungen

im ersten Bande der neuern Geschichte.

- Seite 32 Zeile 3 v. o. lies: mit den dem Admiral und den In-
biern geraubten Schätzen
- „ 90 B. 5 v. u. lies: Reichsversammlung
- „ 102 B. 9 v. u. lies: Gegen Ende des Jahres 1518
- „ 112 B. 11 v. o. lies: und ihre Lehre
- „ 113 B. 7 v. o. lies: unterm 3. Januar 1524
- „ 166 B. 12 v. u. lies: Währwolf
- „ 256 B. 8 v. u. lies: noch andere Gründe
- „ 259 B. 1 v. u. lies: und verheerte dabey die
- „ 261 B. 5 v. u. lies: und so ward
- „ 282 B. 14 v. o. lies: Aber nun padte
-

